

Gelehrtenbiographien

1. Auflage

Akademie-Verlag Berlin 1977

Vorbemerkung

Im vorangehenden Band der „Studien“ hatten wir uns mit einigen Autobiographien und ihrer Bedeutung für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften beschäftigt. In diesem Band wollen wir das Gleiche mit einigen Biographien tun.

Der Unterschied zwischen Autobiographie und Biographie scheint oder ist sehr groß – gerade auch im Hinblick auf ihre Bedeutung für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften.

So mutet zum Beispiel die Autobiographie in mancherlei Beziehung viel authentischer an als eine Biographie, in anderer Beziehung aber viel subjektiver. Beides kann, muß aber nicht so sein. Wenn der Verfasser einer Autobiographie bekennt, welche von einigen Frauen, mit denen er ein inniges Verhältnis gehabt hat, er am meisten geliebt hat, und ein Kommentator oder Biograph hier einen Irrtum feststellt, ist man mehr geneigt, dem Autobiographen zu glauben, ja, lächelt über den Kommentator oder Biographen, der ihn richtigstellen will. Wenn aber ein Wissenschaftler in seiner Autobiographie von einem seiner Werke feststellt, daß es sein bestes sei, scheut sich kein Biograph – und kein Leser der Biographie wundert sich darüber – festzustellen, daß sich der Wissenschaftler über die relative Bedeutung seiner verschiedenen Werke geirrt hätte. Warum dieser Unterschied?

Auf deren anderen Seite ist zweifellos die Tendenz in der Autobiographie, negative Seiten zu verbergen, negative Taten und Leistungen zu übergehen, weit stärker als in der Biographie. Wohl gibt es Menschen, die, mit Recht oder Unrecht, äußerst unzufrieden mit sich und ihren Leistungen sind – aber dann schreiben sie im allgemeinen keine Autobiographie. Auf der anderen Seite gibt es nicht wenige Biographien, die dem Menschen, von dem sie handeln, unfreundlich und scharf kritisch gesinnt sind, ja, gerade zu dem Zweck geschrieben werden, die Bedeutung eines Menschen und seiner Leistungen herabzusetzen.

Auch der Aufbau von Autobiographie und Biographie ist recht verschieden: kaum eine Autobiographie ist aufgegliedert in „Leben“ und in „Werke“, während viele Biographien eine solche Teilung aufweisen.

Vor allem aber gibt es im allgemeinen für einen Wissenschaftler, sein Leben, seine Leistungen, nur eine einzige Autobiographie (die mehrere Bände umfassen kann), aber gar nicht selten mehrere Biographien, die sich in der Einschätzung völlig widersprechen können.

Sowohl das Studium von Autobiographien wie das von Biographien ist unerlässlich für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften.

[8] Dabei taucht jedoch die Frage auf, ob wir, wie wir hier in unseren „Studien“ so viele Bände Briefwechseln, Autobiographien und Biographien bedeutender Wissenschaftler widmen, nicht einer Art von „Personenkult“ verfallen, einer Art „Heroen-Geschichte“, wie sie etwa Carlyle getrieben hat. Gibt es doch nicht wenige Marxisten, die sich dagegen wehren, daß große Männer Geschichte machen.

Aber natürlich machen große Männer Geschichte – wenn auch selbstverständlich auf der Basis bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse! oder will etwa jemand bestreiten, daß Alexander der Große und Lenin Geschichte gemacht haben? Jedoch machen sie nicht *die* Geschichte.

Von der „großen Masse“ der Wissenschaftler, die vielleicht nur in Vorlesungen, Diskussionen, Artikeln, Statistiken zum Fortschritt der Wissenschaften beigetragen haben, und wie sie dazu beigetragen haben, welche Rolle sie wirklich spielen und wie sie sie spielen, vom „Leben und Wirken“ der kleinen Wissenschaftler, der Hilfskräfte, der braven und unermüdlichen Kärner

wissen wir aber noch viel zu wenig. Eine Geschichte der Wissenschaften, insbesondere auch der Gesellschaftswissenschaften, ohne die genaue Kenntnis gerade ihres Lebens und Wirkens, schreiben zu wollen, wäre jedoch ein unsinniges Unternehmen, das sich in keiner Weise der Realität bemächtigen kann. Mit wieviel Recht bemerkt Butterfield, daß die Geschichte der Wissenschaft „niemals richtig von einem Forscher rekonstruiert werden kann, wenn er seine Aufmerksamkeit nur auf die Männer von überragendem Genie beschränkt“¹, weshalb Hoppen auch ein Buch über die Entwicklung der Wissenschaft im 17. Jahrhundert geschrieben hat, dessen Gegenstand der „common scientist“, der einfache Wissenschaftler ist.²

Mehr denn je, nach dieser Vorbemerkung, wird der Leser verspüren, wieviel wir noch leisten müssen, um eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften schreiben zu können. Wir begannen sie mit Bemerkungen über Autobiographien und Biographien und deuteten an, wie vorsichtig sie als Quellen benutzt werden müssen, und wie notwendig es ist, mehr über ihre Struktur und Charakter nachzudenken, einmal, um die vorhandenen auszuwerten, und auch, um künftige wertvoller, reifer zu gestalten. Und wir endeten mit der Erklärung, daß uns entscheidende Kenntnisse über einen entscheidenden Faktor in der Geschichte der Wissenschaften noch fehlen, nämlich über Leben und Wirken der „großen Masse“ der Wissenschaftler, des „kleinen Mannes“ der Wissenschaft.

Wenn ich diese „Studien“ heute zu schreiben beginnen würde, hätte ich sie bescheidener statt Studien Vorstudien genannt. Was diese zehn Bände bestenfalls sein können, ist anregende Kärnerarbeit für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, mehr unter keinen Umständen. Und noch viel solcher Kärnerarbeit wird zu leisten sein, bevor ein bedeutender, wirklich umfassend gebildeter Gesellschaftswissenschaftler eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften schreiben können.

Für alle Gesellschaftswissenschaftler, die sich an den Vorarbeiten für eine Ge-[9]schichte der Gesellschaftswissenschaften beteiligen, muß es unter den heutigen Umständen ein persönliches Glücksgefühl sein, zu dem stetig an Reife wachsenden Kollektiv der Kärner zu gehören und zu wissen, daß sie dazu beitragen, daß in ferner Zukunft, auf ihren Vorarbeiten fußend, ein bedeutender Gesellschaftswissenschaftler den Versuch machen wird, uns eine Gesamtschau zu geben, zu der natürlich ein Kollektiv niemals fähig sein kann – man stelle sich vor, „Das Kapital“ oder „Der Imperialismus“ wäre von einem Kollektiv geschrieben worden! Kollektive sind vorzüglich geeignet zur Vorarbeit, zur Mitarbeit und zur Nacharbeit – aber niemals können sie die Eigentümlichkeit des großen einzelnen Wissenschaftlers ersetzen, der dialektisch wieder auf das Kollektiv, wie Marx sagt, lebender und vergangener Wissenschaftler angewiesen ist: „Allgemeine Arbeit ist alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung. Sie ist bedingt teils durch Kooperation mit Lebenden, teils durch Benutzung der Arbeiten Früherer. Gemeinschaftliche Arbeit“ dagegen, „unterstellt die unmittelbare Kooperation der Individuen.“³

Tragen wir alle dazu bei, daß sobald wie möglich ein hervorragender Gesellschaftswissenschaftler in Kooperation mit uns, die wir dann noch leben oder schon zu den Früheren gehören, der Menschheit eine erste Geschichte der Gesellschaftswissenschaften schenken wird.

Hans-Jürgen Treder erlaubte mir, einige Bemerkungen, die er zu dem Pascal-Kapitel gemacht hat, als Anhang zu bringen. Herbert Hörz gestattete, daß ich einige Absätze aus einem Brief zu dem „Max Weber-Kapitel“ als Zitate übernehme. Hermann Klenner ist in einem entscheidenden Punkt anderer Ansicht über Savigny als ich. Im Interesse der Fortentwicklung unserer Rechtsgeschichte schien es mir wichtig, sein Gutachten meinem Kapitel folgen zu lassen.

Berlin-Weißensee
Parkstraße 94 [11]

Jürgen Kuczynski

¹ H. Butterfield, *Man on his past*. Cambridge 1955, S. 32.

² K. Th. Hoppen, *The common scientist in the seventeenth century*. Charlottesville 1970.

³ K. Marx, *Das Kapital*. Dritter Band, in: Marx/Engels, *Werke*, Bd. 25, S. 113 f.

Kapitel I: Sainte-Beuve

Sainte-Beuve gilt vielfach als der bedeutendste Literaturkritiker des 19. Jahrhunderts – wobei unter Literatur sowohl schöne wie auch politische und gesellschaftswissenschaftliche zu verstehen ist. Ja, nicht wenige sind der Ansicht, daß sich auch im 20. Jahrhundert keiner an seine Seite stellen läßt – und die, die in früherer Zeit als ihm gleichbedeutend oder über ihn gestellt werden – etwa Diderot oder Lessing und Goethe – waren nicht wie er hauptberuflich als Literaturkritiker tätig.

Diejenigen, die ihn als Literaturkritiker so hochstellen – und zu ihnen gehören Hippolyte Taine und Anatole France – werden vielleicht die Meinung von Gorki teilen, daß nur ein Künstler wirklich Kunstkritik höchsten Grades üben kann. Als nämlich Stefan Zweig ihm sein Buch über Stendhal sandte, antwortete ihm Gorki: „Ihre glänzende Stendhal-Charakteristik lernte ich in einer vielleicht nicht ganz wortgetreuen Wiedergabe kennen. Doch habe ich über diesen äußerst originalen Menschen, Künstler und Denker alles, was über ihn in russischer Sprache geschrieben und in diese Sprache übersetzt worden ist, gelesen, ich kenne alle seine Bücher. Das gibt mir wohl das Recht, Ihre Charakteristik glänzend zu nennen, geschaffen von einem wunderbaren Künstler, der Stendhal nicht nur ‚vom Intellekt her‘ kongenial ist. Man mußte sich, wie Sie es taten, sehr tief in den Menschen ‚einfühlen‘, um im Widerspruch zwischen Skepsis und Romantik den Ursprung seiner Tragödie zu entdecken. Ich weiß nicht, ob das in der europäischen Literatur vor Ihnen jemand festgestellt hat, mir scheint, daß es Ihre Entdeckung und Ihr Verdienst ist. Das bestärkt mich in der Überzeugung, daß der Künstler den Künstler stets besser erfaßt, als es der Historiker und Kritiker vermag.“¹

Wer mit Gorki darin übereinstimmt, da nur der Künstler den Künstler zutiefst erfassen kann – ich glaube nicht, daß Gorki recht hat – kann, was Sainte-Beuve betrifft, diese Meinung noch dahingehend qualifizieren: Sainte-Beuve war ein zweitklassiger Dichter und darum war es ihm gegeben, zweitklassige Gestalten der Schönen Literatur besser zu erfassen als die wirklich Großen. [12]

1. „Leben und Werk“ – Prinzipielles

Wenn wir von „Leben und Werk“, wie es so oft in der Literatur üblich ist, sprechen, sind wir natürlich ganz ungenau. Denn selbstverständlich ist das Werk ein bzw. gar der entscheidende Teil des Lebens. Was wir mit dieser Formulierung unterscheiden wollen, ist das private Leben und das Wirken für die Öffentlichkeit etwa eines Gesellschaftswissenschaftlers wie Sainte-Beuve.

Und diese beiden Seiten des Lebens muß man wirklich unterscheiden, weil sie völlig verschieden sein können. Nehmen wir etwa das private Leben Einsteins bis 1920, so verlief es relativ friedlich, während sein wissenschaftliches Leben natürlich das aufregendste war, das man sich vorstellen kann. Oder nehmen wir Francis Bacon, dessen persönliches Leben und Charakter Pope und Macaulay als einen Höhepunkt der Verwerflichkeit darstellen, während sie natürlich seine Größe als Wissenschaftler-Philosoph voll anerkennen.

Ganz ähnlich gespalten ist das Urteil mancher über Sainte-Beuve. So schreibt zum Beispiel Stefan Zweig in seiner Einleitung zu den „Literarischen Porträts“ von Sainte-Beuve zunächst über die Aufgabe des Kritikers: „Immer ist von ihm, in jeder Hinsicht ein Doppeltes verlangt: Enthusiasmus und ruhige Erkenntnis, Liebe und Gerechtigkeit, Künstlertum und Wissenschaft, Demut vor dem Werk und gleichzeitig Richterwort über das Geschaffene. Und diese Unstimmigkeit in eine stete, unablässig neu erkämpfte Harmonie zu lösen, ist des Kritikers eigentliche Kunst: sie ist, vollendet geübt, so selten in allen Epochen wie die große Kunst selbst.“

Und dann sagt er über Sainte-Beuve: „Von solchen dominierenden Kritikern, deren Werk Kunstwerk geworden ist, erscheint die Figur Sainte-Beuves in neuerer Zeit noch immer die

¹ Maxim Gorki/Stefan Zweig, Briefwechsel, Leipzig 1971, S. 61 f.

intensivste ... So ist Sainte-Beuve Ahnherr eines ganzen Geschlechts, Gründer einer eigenen Kunstform, deren Meister er geblieben ist: selbst die seiner Nachfahren wie Suarez, die ihn verleugnen, sind noch Wesen von seinem Wesen ... Mag an manchen historischen Feststellungen Einzelnes durch die Forschung eines halben Jahrhunderts überholt sein, bei einzelnen literarischen die Optik durch den Fernblick sich verändert haben – das Wesentliche bewahrt sich unwandelbar, sobald es einmal in Kunst gestaltet ist. Kritik wird selbst allmählich zum Gegenstand der Kritik durch den Wandel der Zeit: die Formen aber, die einmal vollendet waren, bleiben jenseits des Wandels, denn die Vollendung kennt keine Zeiten. Sie ist immer jenseits, immer in der andern Welt, der Welt der Kunst, die einmal aus dem Wandelbaren erhoben, unvergänglich ragt über jeder ihrer vergangenen Epochen.“²

„Denn die Vollendung kennt keine Zeiten“... kann man Schöneres und Größeres über ein Werk sagen?

Was aber seinen Charakter betrifft, so stellt Zweig fest, es fehlen ihm „Männlichkeit, Freimut, ethische Bestimmtheit, sittliche Festigkeit.“³ Und weiter: „Er ist indiskret bis zum Exzeß, tratschsüchtig bis zur Geschwätzigkeit, schnüfflerisch bis zur [13] Taktlosigkeit. Sein erbärmlichster Streich hat ihn in Paris für alle Anständigen verächtlich gemacht: es war ihm, wie man weiß, gelungen, die Frau seines großen Freundes Victor Hugo zu verführen und er hatte diese Liebesepisode in allen kompromittierenden Details in seinem ‚Livre d’amour‘ versifiziert [in Versform bringen], das er freilich gedruckt in seinem Schranke verwahrte. Aber schließlich hielt es seine Eitelkeit doch nicht aus, er zeigte vertraulich in Salons diese Verse, und so wurde allmählich diese Vertraulichkeit das ‚secret de Polichinelle‘ [offenes Geheimnis]. Den billigen Triumph, den berühmten Rivalen Victor Hugo zum Hahnrei gemacht zu haben, konnte er sich nicht versagen und, indiskret mit dem eigenen Geheimnis, war er es nicht minder mit dem der andern ... fast nie kann er bei einer Biographie darauf verzichten, in einem versteckten Notizchen oder einer Andeutung irgendeine Indiskretion aus dem Liebesleben auszulaudern: der psychologische Ehrgeiz wird bei ihm leicht zum Voyeurtum, zur Astlochguckerei, und ähnlich wie seinen Nachfahren, den Psychoanalytikern, ist ihm allzusehr das erotische Erlebnis Kern und motorische Kraft aller künstlerischen Produktion.“⁴

Welch ein Gegensatz hier zwischen „Leben und Werk“ in dem Urteil eines Mannes, den Gorki so hoch als Darsteller des Lebens und Werkes von Stendhal und so mancher anderer großen Gestalten der Weltliteratur schätzte! Und keineswegs steht Stefan Zweig in diesem Urteil allein.

Andere versuchen die Zweig so dunkel scheinenden Seiten des privaten Lebens, des Charakters von Sainte-Beuve etwas aufzuhellen. Harold Nicolson, der auch nichts für dessen Charakter übrig hatte, berichtet von einer Unterhaltung mit Sainte-Beuves letztem so gründlichen und ausführlichen Biographen Andre Billy: „Warum, sagte ich zu M. Billy, sind alle ihre Kollegen so erstaunt, daß ich eine Biographie von Sainte-Beuve schreiben möchte? Nun sehen Sie, antwortete er, man hat ihn wahrlich nie gemocht. Und dann versank Billy in Gedanken, auf den Fluß herabblickend. Ach der arme Mann, schloß er, der arme Mann! Und dann hob er seinen Kopf, wie in Herausforderung: Aber sie begreifen nicht, fügte er hinzu, daß er ein Mann guten Willens war.“ Und Nicolson nickte zustimmend.⁵

Viel weiter noch geht Deiters. So macht er aus der von andern als so übel geschilderten Affaire mit Adèle Hugo eine rührende Geschichte: „Diese Leidenschaft hatte ihn etwa von seinem vierundzwanzigsten bis zum dreiunddreißigsten Jahre erfüllt und ihm nur Enttäuschung und Bitterkeit hinterlassen. Auch hat sie sicher dazu beigetragen, daß er niemals dazu gelangte, eine Familie zu gründen, obwohl viele seiner Äußerungen zeigen, daß er das Verlangen und wohl

² Sainte-Beuve, Literarische Porträts, 1. Bd., Frankfurt am Main, o. J., S. 8, 21, 25.

³ Ebendort, S. 15.

⁴ Ebendort, S. 17 f.

⁵ H. Nicolson, Sainte-Beuve, London 1957, S. 190 f.

auch die Eignung dazu besaß. Denn gerade weil er im Grunde eine bürgerliche Natur war, trug ihm der jugendliche Ausflug ins Reich der Romantik auch innerlich keine rechte Frucht. Dieser Zwiespalt erklärt auch einen Vorfall, der bei fast allen seinen Biographien sein Gedächtnis schwer belastet. Viele Dichter haben ihre Liebe in poetischer Form dargestellt, und zwar so, daß jeder Eingeweihte die Tatsachen erkennen konnte. In Florenz kannte man das Urbild der Beatrice, in Avignon das der Laura. Alle näheren [14] Freunde Goethes, und durch sie auch das literarische Publikum, wußten, welchen Familiennamen Werthers Lotte trug. Auch Sainte-Beuve wünschte seiner Liebe eine dichterische Gestalt für die Nachwelt zu geben und faßte eine Anzahl von Gedichten, in denen er die Stationen seiner Beziehungen zu Adèle darstellte, zu einem Buch der Liebe zusammen. Er ließ davon in einem viel späteren Zeitpunkt einen Privatdruck herstellen, den er in einem Testament ausdrücklich für eine Veröffentlichung nach dem Tode der drei Beteiligten bestimmte. Durch einen Vertrauensbruch gelangten Proben davon in die Pariser Öffentlichkeit, und er selbst gab nun einige Exemplare an literarisch interessierte und ihm vertraute Menschen. Hätte seine Liebe zu Adèle, und die ihrige zu ihm, das Unbedingte und Hinreißende gehabt, seine Gedichte das Bezwingende und Rührende, alle jene Eigenschaften, die uns bei großen Dichtern entgegentreten, so hätte er die Bedenken der Mit- und Nachwelt besiegt. Aber jene Eigenschaften fehlen eben hier, obwohl an der Tiefe und Echtheit seiner Liebe zu Adèle nicht gezweifelt werden darf. Diese Feststellung sollte aber keinen Einfluß auf die moralische Beurteilung haben, die hier nicht anders ausfallen darf als bei größeren Dichtern.“⁶

Kuno Fischer, der ein hervorragendes Buch über Bacon geschrieben hat, meint, daß ein solcher Gegensatz zwischen Charakter und Werk, wie ihn Pope oder Macaulay konstruieren, in der Realität unmöglich sei. Er schreibt: „Macaulay hat die Sache auf die Spitze getrieben, nach ihm verhalten sich Bacon's Intelligenz und Charakter wie Engel und Satan. Dixon vergleicht diese Zeichnung einem Bilde nach Rembrandt's Manier: ‚sonnenheller Mittag um die Stirn, tiefe Nacht um das Herz‘. Er hat recht, wenn er hinzufügt: ‚die Natur macht keinen solchen Mann‘.“⁷ Fischer sucht seinen Charakter, sagen wir, hellgrau zu waschen. Ich selbst schloß meine Bacon-Charakteristik ab: „Bacon war eigentlich kein zwielichtiger Charakter. Sein Charakter war eindeutig und schlecht im kleinlichen Sinne. Es gibt große Denker, die auch große Verbrecher waren. Bacon war ein großer Denker, kein Verbrecher jedoch, sondern nur ein mickriger Charakter.“⁸

Das Gleiche möchte ich über Sainte-Beuve sagen.

Jedoch macht Fischer noch eine interessante ironisch-bissige Bemerkung über eine besondere Art der Kritik an Bacon: „Um alle denkbaren Standpunkte in der Behandlung Bacon's zu probiren, würde nur fehlen, daß jemand den Versuch machte, seine Lehre für ebenso schlecht zu erklären als seinen Charakter, von dem ja ohne weiteres vorausgesetzt werden darf, daß er vollkommen schlecht war. In der That sind solche Versuche gemacht worden, zuletzt in Deutschland, auf eine solche Weise, daß der erste Theil falsch und der zweite gar nicht begründet wurde. J. von Liebig wetteifert mit dem Grafen J. de Maistre in dem Ruhme, Bacon völlig erlegt zu haben.“⁹

Das Gleiche geschah auch mit Sainte-Beuve, und zwar durch Marcel Proust.¹⁰ Hier sei nur einer der Vorwürfe Prousts genannt, den auch andere, und mit solchem Recht, [15] Sainte-Beuve gemacht haben: daß er die Großen seiner Zeit, wie Stendhal und Balzac, Flaubert und Baudelaire nie als solche erkannt habe ... eine Ausnahme war wohl nur Victor Hugo. Wir erwähnen diesen Vorwurf, weil er mit gleichem Recht Bacon gegenüber erhoben wird. In meiner schon erwähnten Bacon-Studie schrieb ich darüber: „Man bedenke, daß in der Zeit von Bacons

⁶ H. Deiters, Charles-Augustin Sainte-Beuve. Kritiker und Humanist. Berlin 1947, S. 133 f.

⁷ K. Fischer, Francis Bacon und seine Nachfolger. 2. Aufl., Leipzig 1975, S. 37.

⁸ J. Kuczynski, Wissenschaft und Gesellschaft, Berlin 1975, S. 116.

⁹ K. Fischer, a. a. O., S. 38.

¹⁰ M. Proust, Contre Sainte-Beuve, Paris 1954.

Hauptveröffentlichungen Kepler und Galilei ihre größten Entdeckungen machen. Über Galilei aber schrieb er 1617 an einen Freund: ‚Ich wollte lieber, die Astronomen Italiens hielten sich etwas mehr an die Erfahrung und Beobachtung, anstatt uns mit chimärischen und verrückten Hypothesen zu unterhalten.‘ Meinte Bacon mit ‚chimärischen und verrückten Hypothesen‘ die kopernikanische Astronomie? ... William Gilbert, berühmt durch seine Experimente über Elektrizität am Bernstein, setzte Bacon im *Novum Organon*, bei aller Hochachtung vor dessen Einzelexperimenten, mit den Alchimisten (im negativen Sinne des Wortes) gleich. Von Harvey, dem Entdecker des Blutkreislaufs, hielt Bacon wenig.“¹¹

Merkwürdig, daß ein Wissenschaftler ersten Grades – Bacon – und einer zweiten Grades – Sainte-Beuve – so wenig Verständnis für die größten Leistungen ihrer Zeit zeigen. Bei Sainte-Beuve erklärt es Nicolson aus dessen Charakter, aus dessen Neid über den Erfolg des anderen, was sicherlich für Balzac und Flaubert, jedoch nicht für Stendhal und Baudelaire zutreffen könnte. Die andere Erklärung, die Nicolson gibt, ist „eine fundamentale Unfähigkeit, Neuerungen zu schätzen, eine Tendenz, den traditionellen Gemeinplatz neuer Kraft vorzuziehen.“¹²

Während die erste Erklärung vielleicht stimmen kann, ist die zweite sicherlich unrichtig. Man soll doch bedenken: Am 4. Januar 1827 notierte Eckermann: „Goethe lobte sehr die Gedichte von Victor Hugo. ‚Er ist ein entschiedenes Talent‘, sagte er, ‚auf den die deutsche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetische Jugend ist ihm leider durch die Pedanterie der klassischen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den ›Globe‹ auf seiner Seite, und so hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objektives und erscheint mir vollkommen so bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, so sehe ich wohl, wo er und andere frische Talente seinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen sie her, der freilich ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent ist“.¹³

Derjenige aber, der diesen neuen und so ganz anderen Stern am französischen Himmel im „Globe“ gelobt hatte, war der ganz junge, zweiundzwanzigjährige Sainte-Beuve gewesen.

Doch bald, noch vor der Liaison mit Adèle Hugo, nimmt er eine immer kritischere Haltung zu Hugo ein, zahlreiche Züge seines Werkes anerkennend – aber im Ganzen ...

Ein anderer Großer, den Sainte-Beuve zwar nicht entdeckt, aber doch wiederentdeckt hat, ist Ronsard, über den der kaum Dreiundzwanzigjährige in seiner zwei-[16]bändigen Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert als einen bedeutenden, von der „klassischen Schule“ völlig vernachlässigten Dichter schreibt. Die Romantiker, zu deren Kreis Sainte-Beuve damals gehörte, stimmten freudig seiner Einschätzung Ronsards zu – aber Ronsard war natürlich kein möglicher Rivale Sainte-Beuves – war er doch schon 1585 gestorben ... oder ist meine Bemerkung häßlich? wird das eigene Urteil kleinlich, wenn man es mit einem so kleinlichen Charakter wie Sainte-Beuve zu tun hat?

In jedem Fall aber war es ein ernstes, sehr ernstes Manko in dem kritischen Werk Sainte-Beuves, daß er die Größten in der Schönen Literatur seiner Zeit nicht erkannt hat – es sei denn (und wieder sind wir unschlüssig), er habe sie als solche erkannt, aber sich geweigert, in der Öffentlichkeit so von ihnen zu sprechen, also eine ganz bewußte Täuschung aus üblem Charakter. Einen solchen Vorwurf aber hat ihm keiner gemacht, nicht einmal Proust; niemand hat ihn der bewußten Täuschung in seinem Werk angeklagt.

Doch hat die ganze Problematik „Leben und Werk“ keineswegs nur Bedeutung, auch keineswegs nur in erster Linie Bedeutung, für die Beurteilung von Sainte-Beuve. Sie hat vor allem methodologische Bedeutung für Biographien, ja speziell für literarische Kritik.

¹¹ J. Kuczynski, a. a. O., S. 123.

¹² H. Nicolson, a. a. O., S. 237.

¹³ Goethes Gespräche mit Eckermann, Berlin 1955, S. 248.

Als methodologisches Problem sehen es der schärfste Kritiker Sainte-Beuves, Marcel Proust, und der seinem Charakter gegenüber so rührend milde Deiters recht verschieden.

Deiters gliedert seine Autobiographie in drei Teile: „Das kritische Werk“, „Lebensgang und Persönlichkeit“, „Das Weltbild“. Er rechtfertigt diese Gliederung so: „Von einem großen ausländischen Dichter kennen wir, wenn nicht sein Gesamtwerk, so doch seine bedeutendsten Einzelschöpfungen, die durch das Urteil der Zeiten schon seit langem herausgehoben worden sind. Sainte-Beuves Schriften sind nicht überall von gleichem Wert und gleicher Bedeutung, aber seine schöpferische Kraft sammelt sich nicht, wie es dem Dichter natürlich ist, in einzelnen geschlossenen Gestaltungen, sondern breitet sich über das Ganze aus. Deshalb muß man sein Werk kennen, wenn man überhaupt einen ersten allgemeinen Begriff von der Bedeutung Sainte-Beuves bekommen will. Wer diesen aber nicht besitzt, wird auch einer Beschreibung seines Lebens zunächst nur eine geringe Bereitschaft entgegenbringen, denn das Leben des Schriftstellers liegt eben in seinen Werken, und erst von ihnen aus gewinnen die äußeren Umstände seines Daseins Bedeutung, besonders für denjenigen Leser, der mit der französischen Geschichte nicht so überlieferungsmäßig verbunden ist, wie der Franzose selbst. Deshalb beginnen wir mit einer Einführung in die Werke selbst. Es ist der natürliche Weg, sich einem Schriftsteller zu nähern.“¹⁴ Der Kernsatz ist: „denn das Leben des Schriftstellers liegt eben in seinen Werken, und erst von ihnen aus gewinnen die äußeren Umstände seines Daseins Bedeutung.“

Marcel Proust argumentiert: „Und da er (Sainte-Beuve – J. K.) nicht den Abgrund gesehen, der den Schriftsteller von seiner äußeren Bewegung in der Welt trennt, [17] da er nicht verstanden hat, daß das Ich des Schriftstellers sich nur in seinen Büchern zeigt und nicht im Verkehr mit den Menschen ... inaugurierte er diese berühmte Methode, die nach Taine, Bourget und so vielen anderen sein Ruhm ist, und die darin besteht, einen Dichter, einen Schriftsteller zu verstehen, in seinem Wesen zu begreifen, indem man voll Eifer die befragt, die ihn gekannt haben, die häufig mit ihm zusammen waren, die uns sagen könnten, wie er sich gab, den Frauen gegenüber usw., das heißt, indem man genau das herauszukriegen sucht, bei dem das echte Ich des Dichters überhaupt keine Rolle spielt.“¹⁵

Proust sucht auch an Beispielen seine These zu verteidigen. Etwa so: „Du hast vielleicht auf manchen Seiten seiner Korrespondenz Flaubert bisweilen vulgär gefunden? Aber er selbst hat wenigstens nichts Vulgäres, denn er hat begriffen, daß der Sinn und das Ziel des Schriftstellers in seinem Werk liegt und daß der Rest nur ‚zur Betätigung einer zu beschreibenden Illusion‘ existiert.“¹⁶ Großartig die Kühnheit des Gedankens: für den Schriftsteller ist sein tägliches Leben, sind all seine Handlungen außerhalb seiner Tätigkeit als Schriftsteller nur ein illusionäres Tun, die einzige Realität für ihn und darum auch seine einzige Realität ist sein Werk.

Und möchte nicht Nicolson ebenso denken, wenn er schreibt: „Wenn wir uns erlauben, Sainte-Beuve als Menschen zu verachten, werden wir ihn am Ende als Schriftsteller verachten. Doch das wäre ein dankloses Herangehen an ihn.“¹⁷

Zugleich aber spürt Nicolson, daß man Leben, Charakter und Werk nicht so trennen kann, wie es Proust tut.

Für Deiters ist das „Leben“ nur verständlich durch das Werk.

Für Proust hat das „Leben“ überhaupt nichts mit dem Werk zu tun.

Nach Nicolson darf man sich nicht auf eine zu negative Beurteilung des Lebens einlassen, um das Werk vor einer negativen Beurteilung zu retten.

¹⁴ H. Deiters, a. a. O., S. 8.

¹⁵ M. Proust, a. a. O., S. 143.

¹⁶ Ebendort, S. 196.

¹⁷ H. Nicolson, a. a. O., S. 85.

Keiner will das Werk durch das Leben verstehen. Bei Deiters ist es umgekehrt: er kann das Leben nur durch das Werk verstehen. Proust ist das Leben völlig gleichgültig neben dem Werk. Nicolson befürchtet eine Beeinflussung des Urteils über das Werk durch ein Urteil über das Leben.

Wie anders geht Sainte-Beuve vor. Nicolson schildert das Schema, das Modell seiner Hunderte von kritischen Studien: „Sein ihm teures Modell war mit einer Allgemeinheit zu beginnen, etwa mit der Abneigung der Intellektuellen des 18. Jahrhunderts gegenüber den Dichtern des 16. Jahrhunderts oder mit den Auswirkungen von Wissenschaft oder wirtschaftlichem Denken auf die lyrische Inspiration, um dann auf die Person, über die er schreibt, zu kommen. An ihr untersucht er zuerst die Erbmasse und das Milieu und überlegt, wie und inwiefern ihr Charakter durch die Verhältnisse von Kindheit, Jugendzeit und früher Erwachsenenzeit geformt wurde. Sodann wird er nach dem ‚schöpferischen Moment‘, nach dem Einfluß oder der Episode suchen, die es dem Individuum ermöglichte, seine Berufung, den ‚eigentlichen Weg, der seinen Fähigkeiten entspricht‘ (sa maîtresse-forme [seine Lieblingsform]) zu finden. Dann folgt ein [18] Examen seiner Karriere, eine Betrachtung dessen, was er liebt und haßt, eine Analyse seiner Hauptwerke, eine Beschreibung seiner letzten Krankheit und seines Todes, sowie eine Diskussion seines Rufes nach dem Tode. Das Porträt ist in sich geschlossen; in fünftausend Worten hat er uns das Bild eines Individuums und des Lebens im Allgemeinen gegeben, das im Gedächtnis haften bleibt.“¹⁸

Für Sainte-Beuve ist das Entscheidende für die Erklärung des Werkes das persönliche Werden und Leben seines Autors. Es geht ihm nicht in erster Linie darum, ein Werk zu beurteilen sondern einen Dichter, einen Schriftsteller, einen Politiker, einen Historiker, einen Naturwissenschaftler.

Und in dem Werk des Schriftstellers achtet er wieder mehr auf die einzelnen Charaktere als auf die allgemeinen Verhältnisse, die er schildert.

Alles ist personifiziert bei Sainte-Beuve, nichts versachlicht, auch das Werk selbst nicht.

Sehen wir uns etwa das Porträt Balzacs an, das er unmittelbar nach dessen Tod zeichnet und das weit freundlicher als sein Urteil zu Lebzeiten Balzacs ist. Es beginnt so: „Eine wirkliche Studie über den berühmten Romanschriftsteller, der uns kürzlich entrissen wurde und dessen jähes Hinscheiden die Teilnahme der ganzen Welt erregt hat, würde ein ganzes Werk bedeuten und dafür ist der Zeitpunkt, wie ich glaube, noch nicht gekommen. Diese Art seelischer Sezierungen soll nicht über einem frischen Grabe vorgenommen werden, besonders dann nicht, wenn der, der darin liegt, voll Kraft, Fruchtbarkeit und Zukunft war und noch so viele Werke und soviel Zeit vor sich zu haben schien. Alles, was man einer großen europäischen Berühmtheit gegenüber vermag, was man ihr schuldet im Augenblick, wo der Tod sie anfällt, besteht darin, mit wenigen festen Strichen ihre Verdienste aufzuzeigen, ihre verschiedenen Fähigkeiten, die zarte und machtvolle Verführungskunst, mit der sie ihre Zeit bezaubert und Einfluß auf sie genommen hat. Ich will mich bemühen, dies in bezug auf Balzac zu tun, frei von grollender Erinnerung und mit einer Mäßigung, in der kritische Betrachtung allein sich einige Rechte vorbehält.“

Und zu den Worten „grollender Erinnerung“ macht er folgende Fußnote: „Man vergleiche in Balzacs ‚Revue parisienne‘ vom 25. August 1840 den mich betreffenden Artikel. Obgleich ich ihn vergessen habe, so möge man sich genau vor Augen halten, daß ich mich nicht fürchte, wenn andere sich daran erinnern. Solche Urteile richten in der Zukunft nur jene, die sie gefällt haben.“¹⁹ Das ist der erste Hieb – Balzac ist gewissermaßen schon gerichtet durch sein Urteil über Sainte-Beuve. Jener hatte Sainte-Beuves ersten Band der Geschichte von Port-Royal langweilig gefunden, worauf Sainte-Beuve geantwortet hatte, daß Balzac an die Geschichte und Literatur heranginge wie ein Spezialist für Hautkrankheiten von Frauen.

Aus seinen Kindheitserlebnissen – „Er war 1799 geboren und zählte fünfzehn Jahre beim Sturz des Kaiserreiches, somit hat er die kaiserliche Zeit mit jener Hellsichtigkeit und jenem

¹⁸ Ebendort, S. 219.

¹⁹ Sainte-Beuve, Literarische Porträts, Band 2, a. a. O., S. 325.

durchdringenden Blick erfaßt und erfühlt, die dem Kindesalter eigen sind und welche die Reflexion später festigt, ohne daß indes jemals irgend [19] etwas dem jugendlichen Scharfblick gleich käme.“²⁰ – leitet er Balzacs Bewunderung für Napoleon, die er, Sainte-Beuve, arg mißbilligt, ab: „Er bewundert vor allem Napoleon, und dieses große Vorbild, in die Literatur übertragen und hinübergedacht, blendete ihn, wie es so viele andere geblendet hat; darum hätte ich gewünscht, daß er einmal wenigstens diese Vergleiche, dieses unvernünftige und kindische Nacheifern beiseite gelassen hätte, und wenn er schon sein Machtideal in militärischen Angelegenheiten suchte, sich einmal die Frage vorgelegt hätte, die geeignet ist, in jeder guten französischen Rhetorik Platz zu finden: ‚Wer ist mehr, ein Eroberer Asiens, der ungezählte Horden mit sich schleppt, oder Turenne, der den Rhein mit dreißigtausend Mann verteidigt?‘“²¹

Leicht sei Balzacs Ruhm zu erklären: „In der Tat war Balzac ein Sittenmaler unserer Zeit, und er ist vielleicht ihr originellster, befähigtester und tiefeschürfendster gewesen. Früh schon sah er dieses 19. Jahrhundert als etwas ihm Untertäniges, als seine Sache an; er hat sich mit Leidenschaft hineingestürzt und ist nicht mehr daraus emporgetaucht. Die Gesellschaft ist wie eine Frau, sie will ihren Maler, ihren Maler für sich allein haben: er wurde es. Er ist keiner Tradition gefolgt, indem er sie malte; er hat eine neue Art der Pinselführung und Malkunst für diese ehrgeizige und gefallsüchtige Gesellschaft gefunden, der daran lag, nur aus sich selbst zu stammen und keiner anderen zu gleichen. Dafür hat sie ihn auch um so mehr geliebt.“²²

Er bewundert die Charakterzeichnung Balzacs – aber: „Nach den Charakteren kommt die Handlung; sie wird zuweilen schwach bei Balzac, sie schweift ab; sie übertreibt. Sie gelingt ihm nicht so gut wie die Charakterzeichnung.“²³ Auch Engels schätzt die Charakterisierungen Balzacs hoch, aber weit höher stellt er die Darstellung und Analyse der Verhältnisse, „aus der ich (Engels – J. K.) sogar in den ökonomischen Einzelheiten (zum Beispiel der Neuordnung des beweglichen und unbeweglichen Eigentums nach der Revolution), mehr gelernt habe als von allen berufsmäßigen Historikern, Ökonomen und Statistikern dieser Zeit zusammengenommen.“²⁴

Alles, was bei Balzac roh und mächtig, plastisch bis zur Rücksichtslosigkeit ist, widert den feinen Pinsler Sainte-Beuve, der sich doch Jahrzehnte hindurch seine Mädchen in bunter und steter Abwechslung von der Straße holte, an. Er zitiert und kommentiert Balzac: „‚Konzipieren‘, sagte er, ‚das ist Seligkeit, das heißt, verzauberte Zigaretten rauchen; aber in der Ausführung verflüchtigt sich alles in Traum und Dunst.‘ ‚Beständige Arbeit‘, sagt er weiter, ‚das ist das Gesetz der Kunst wie das des Lebens; denn die Kunst ist die idealisierte Schöpfung. Darum erwarten die großen Künstler, die Poeten, weder Bestellungen noch Kunden ab; sie gebären heute, morgen, immer. Daraus entsteht die Gewöhnung an die Arbeit, diese beständige Kenntnis aller Schwierigkeiten, die sie immer im Konkubinat mit der Muse und ihren schöpferischen Kräften erhält. Canova lebte in seinem Atelier, wie Voltaire in seinem Kämmerchen lebte. Homer und Phidias müssen so gelebt haben.‘ Ich habe absichtlich [20] darauf bestanden, diese Stelle zu zitieren, weil sich neben den Vorzügen der Tapferkeit und des Fleißes, die daraus sprechen und die Balzac ehren, auch die moderne Seite ganz enthüllt und die vollständige Achtlosigkeit, mit der er die Schönheit beiseite schiebt, ja angreift, welcher er zu folgen vorgibt. Nein, Homer und Phidias haben nicht so ‚im Konkubinat‘ mit der Muse gelebt; sie haben sie stets ehrfürchtig empfangen und streng und keusch erkannt.“²⁵

Und dann folgt am Ende der Studie die groteske Einschätzung Balzacs im Rahmen der großen Literatur seiner Zeit. Etwa so:

²⁰ Ebendort, S. 326.

²¹ Ebendort, S. 342 f.

²² Ebendort, S. 325 f.

²³ Ebendort, S. 341.

²⁴ Marx/Engels, Werke, Bd. 37, Berlin 1967, S. 44.

²⁵ Sainte-Beuve Bd. 2 a. a. O., S. 336 f.

„Madame Sand – ist es nötig, daran erst zu erinnern – ist ein größerer Schriftsteller, sicherer und fester als Balzac; sie tastet nie im Ausdruck. Sie ist eine große Natur- und Landschaftsmalerin.

Eugène Sue – wir wollen den Sozialisten beiseite lassen und nur vom Romancier sprechen – steht an Erfindung, Fruchtbarkeit und Komposition vielleicht auf der gleichen Stufe wie Balzac. Er versteht es prächtig, ein großes Gerüst aufzustellen; auch seine Charaktere sind lebendig und bleiben in der Erinnerung, ob man will oder nicht; vor allem versteht er sich auf Handlung und weiß die Maschinerie des Dramas trefflich in Bewegung zu setzen ...

Was Dumas betrifft, so kennt die ganze Welt sein bewunderungswürdiges Temperament, sein Hingerissensein, seine glückliche Art der Darstellung, seinen geistreichen und stets bewegten Dialog, die leichte Art des Erzählens, die immer in Fluß bleibt und über Raum und Hindernisse siegt, ohne jemals schwach zu werden. Er bedeckt ungeheure Leinwandflächen, ohne daß Pinsel oder Leser je ermüdeten. Er ist amüsan. Er umarmt, aber er erdrückt den andern nicht wie Balzac.“²⁶

Nicht, daß es nicht großartige Stellen auch in dem Porträt Balzacs gibt, etwa: „Wer hat beispielsweise besser als er die Greise und die Schönheiten des Kaiserreiches zu malen verstanden? Wer hätte vor allem entzückender jene Herzoginnen und Vikomtessen am Ende der Restauration darzustellen gewußt, jene Frauen von dreißig Jahren, die da lebten und nun ihren Maler mit dumpfer Unruhe erwarteten, so sehr, daß es wie ein elektrischer Schlag des Wiedererkennens durch sie ging, als sie und er sich endlich fanden? Wer endlich hat im Augenblick das Bürgertum besser ertappt und in seiner Fülle festgehalten, welches unter der Julidynastie triumphierte, jenes seither unsterblich gewordene und leider! auch schon entschwundene Genre der damaligen Birroteaus und der Crevels?“ Aber alledem geht dieser Satz voran: „So hat Balzac die drei Epochen von so unterschiedlicher Physiognomie, welche das Jahrhundert bis zu seiner Mitte ausmachen, gekannt und gelebt, und sein Werk ist bis zu einem gewissen Grade ihr Spiegelbild.“²⁷ ... „bis zu einem gewissen Grade ihr Spiegelbild“.

Wir bedauern es, daß Bacon die größten Wissenschaftler seiner Zeit verkannt hat – aber Bacon hat auch keine Geschichte der Wissenschaft seiner Zeit geschrieben. Sainte-Beuve jedoch war hauptberuflich ein Kritiker der Literatur seiner (und ver-[21]gangener) Zeit, und bei ihm wiegt es schwer, daß er die Größten seiner Zeit verkannt und tüchtige Talente wie George Sand, Eugène Sue oder Dumas neben und über sie gestellt hat.

Doch müssen wir noch einmal zu der Frage Leben und Werk zurückkehren.

Der rührende Deiters, der alles an Sainte-Beuve gut finden oder zumindest entschuldigen möchte, schildert das Leben des Fünzigers und Sechzigers: „Als er ein vorgeschrittenes Alter erreicht hatte, bot sein häusliches Leben den Eingeweihten einen doppelten Anblick. Empfang er seine Freunde aus der literarischen Sphäre oder die Prinzessin Mathilde und ihren Bruder oder auch irgendeinen seiner Schulfreunde, an denen er treulich festhielt, so zeigte sich ihnen ein wohlversorgtes Junggesellenheim mit der erforderlichen Bedienung. War er aber mit den Seinen allein, so saß nicht selten auch eine seiner Freundinnen und Geliebten am Tisch, die er sich als Bürger aus der Sphäre des Volkes gewählt hatte. Er verhehlte diese Beziehungen nicht, wenn er es auch vermied, sie mit seinen offiziellen Zirkeln zu vermischen, da er keinerlei Hang zu einer bohemehaften Lebensweise besaß. Griff man ihn an, so leugnete er nicht, daß sein privates Leben Schwächen habe, aber es liege offen zutage und habe den Charakter des Natürlichen. Gelegentlich berief er sich auch für diese späten Gefühle auf ein literarisches Beispiel oder er rühmte das naive, aber treffende Geschmacksurteil eines solchen jungen Mädchens aus dem Volke, das nicht einmal lesen konnte. Aber er machte nicht den Versuch, sich vor seinem eigenen Gefühl durch eine naturalistische Philosophie zu rechtfertigen. Am Ende der zeitgenössischen Bildnisse finden wir den Gedanken: ‚Wenn sich dein Haus nicht in einem bestimmten

²⁶ Ebendort, S. 346 ff.

²⁷ Ebendort, S. 327.

Alter mit Kindern bevölkert, so füllt es sich mit Torheiten oder Lastern.“²⁸ Die Goncourts nannten ihn kurz vor seinem Ende offener einen „melancholischen und enttäuschten Satyr“. Einer seiner Sekretäre, A. I. Pons, geht näher auf sein Sex-Leben ein, ebenso Nicolson. Es genügt zu sagen, daß es weder ästhetisch, noch moralisch war, daß man es – im Rahmen seiner Bequemlichkeit – lasziv oder von „primitiver Schlüpfrigkeit“ nennen kann.

Und doch hat Zweig wohl recht, wenn er von dem Kritiker Sainte-Beuve schreibt:

„Er hat einen ganz unerhörten, einen Frauenblick für die Defekte in einem Charakter, für die Unebenheit in der literarischen Toilette eines Künstlers, ein nervös geschärftes Feingefühl für jede Unwahrhaftigkeit. Und von diesen kleinen, funkelnd klugen und raffinierten Beobachtungen baut er dann allmählich eine Darstellung auf. Seine Charakteristik beginnt immer beim Detail. Nicht wie die großen Vorfahren, wie Montaigne, La Bruyère zeichnet er gleich in langen umfassenden Linien: er ist eher Schüler der großen französischen Miniaturisten, eines Clouet etwa, des Meisters im Rundstück. Oft sind seine Porträts nur Medaillons, runder Ausschnitt, aber dann meist besonders kostbar durch die Zartheit der Linie, die Feinheit der Beobachtung und das Geschmackvolle der äußeren Fassung: durch seinen Stil ...

In seiner Arbeit war dieser feinschmeckerische, weibische, weichliche Epikuräer ein Spartaner, ein Hebt unbarmherzigen Pflichtgefühls ...

[22] Er hat die Ehrfurcht vor der Form, die vordem nur dem produktiven Künstler, dem Buchwerk angehörte, in die Kritik, in die Zeitung gebracht und die immer makellose Reinheit der Form, die er selbst der unruhigsten Stunde einer ganzen Existenz abzwang, ist dieses Amoralischen moralische Größe. In seinem oft beeinflussten Urteil, in seinem privaten Verhalten waren die Defekte seines Charakters immer offenbar: in das eigentlich Künstlerische seines Werkes sind sie nie eingedrungen, hier war er rein, Sainte-Beuve, makellos und ehrlich, hier wirkte sich die innere Verantwortlichkeit, die seinem Verhalten oft fehlte, schöpferisch aus. Seine Überzeugung mag locker, mag schwankend gewesen sein, aber irgendwo hatte der Künstler in ihm sein Gewissen. Und dieses Gewissen war die Form.“²⁹

Wenn irgendetwas dem „privaten Leben“ Sainte-Beuves fehlte, so war es die „Form“, war es der „Stil“, war es die „Zartheit der Linie“, war es das „Feingefühl für jede Unwahrheit“, die Zweig mit solchem Recht an so vielen seiner kritischen Studien rühmt.

Ich glaube – und das gilt für Sainte-Beuve wie für viele andere Gesellschaftswissenschaftler (und auch andere Berufe und Tätigkeiten) –, daß man, zum Teil durch die zu betrachtende Person bestimmt, Leben und Werk in vieler Beziehung nicht trennen kann, in vieler Beziehung aber auch trennen muß.

Für Viele ist das „persönliche Leben“ eine „ganz andere Atmosphäre“ als das Arbeitsleben – sie können sich in jenem gehen lassen, ganz andere Maßstäbe für jenes als für dieses haben. Sie können ihr Arbeitsleben tief ernst nehmen, ehrlich, fest, streng, und gerade deswegen das „andere Leben“ umso weniger ernst.

Doch schon vom rein physischen Standpunkt aus kann etwa eine solche Schizophrenie der Leben zu der Zerstörung des Arbeitslebens durch das andere führen.

Doch auch folgendes muß man bedenken: unvermeidlich, aber unrechterweise, muß die Wirkung des Arbeitslebens herabgesetzt werden, wenn zum Beispiel seine Moral so ganz anders ist als die Moral des „privaten Lebens“. Ich sage unrechterweise, weil, wenn man das „private Leben“ nicht kennen würde, die Wirkung des Arbeitslebens unbeeinträchtigt bliebe.

²⁸ H. Deiters, a. a. O., S. 147 f.

²⁹ Sainte-Beuve, Literarische Porträts, Bd. 1, a. a. O., S. 18-22.

Natürlich kann man ein unehrlicher Heuchler und Betrüger sein, wenn man das Eine predigt und das Andere tut. Aber wie häufig auch wird im Arbeitsleben das Eine ganz ehrlich nicht nur gepredigt sondern auch getätigt, und im „privaten Leben“, das der Mensch nicht in Beziehung zum „Arbeitsleben“ stellt, ganz anders gehandelt. Wie viele Wissenschaftler sind in ihrer Arbeit ein wundervolles Beispiel von Fleiß und Beharrlichkeit, von Mut und Kühnheit, die sie auch durchaus in ihrem Werk „predigen“ können – und in ihrem „privaten Leben“ alles andere als das! Dumm und primitiv wirkt es, wenn Biographen und Kritiker dann etwa das persönliche Leben auf das Niveau der Werke „heben“ wollen und es so verfälschen, ebenso wie es unrichtig wäre, vom „privaten Leben“ auf das Werk zu schließen, bzw. das Urteil über das letztere durch das Urteil über das erstere mitbestimmen zu lassen. Genau das letztere Tun würde zu einer Verfälschung der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften führen. [23]

2. Leben und Werk von Sainte-Beuve

Sainte-Beuve wurde am 23. Dezember 1804 geboren und starb am 13. Oktober 1869. Die Eltern waren aus dem bürgerlichen Mittelstand, der Vater, der noch vor der Geburt Sainte-Beuves starb, anscheinend gebildet, die Mutter wohl eher gebildet erscheinen wollend.

Seit seinem 14. Lebensjahr ging er in Paris zur Schule, studierte dann Medizin, war aber voll Interesse für Schöne Literatur und schrieb 1824 seinen ersten Aufsatz für die neu gegründete, literarische, bald auch politische Zeitschrift „Globe“, die Goethe eifrig las.

Zunächst schloß er sich dem Kreis um Victor Hugo an. Er fühlte sich als Dichter unter Dichtern, hatte aber mit einigen Bänden, die er in den nächsten Jahren veröffentlichte, keinen Erfolg und sagte sich auch bald wohl selbst, daß er bestenfalls zweitklassig – faktisch war er drittklassig – gemessen an seiner Umgebung sei.

Zur Zeit der Juli-Revolution von 1830 stand er den Saint-Simonisten und Lamennais, der die Kirche mit dem Volk der Armen verbinden wollte, nahe.

All dem entsagte er bald und widmete sich mehr und mehr einer politisch „unverbindlichen“ Kritik in der neu geschaffenen „Revue des Deux Mondes“, die sich schnell einen bedeutenden Platz unter den literarisch-politischen Zeitschriften Frankreichs und der Welt schaffte. Er schrieb auch einen mäßigen Roman „Volupté“, „Wollust“, der niemanden besonders erregte – heute gibt es einige Psychoanalytiker, die ihn interessant finden.

1837 wurde dem Zweiunddreißigjährigen der Orden der Ehrenlegion verliehen, eine große Anerkennung für seine Leistungen als Literaturkritiker, den er jedoch ablehnte, da er sich nicht als Anhänger der immer reaktionärer werdenden Bürgerkönigsregierung abgestempelt sehen wollte.

Er fühlte sich unglücklich in seiner Haut wie Umgebung und nahm darum im Herbst die Einladung eines befreundeten Ehepaares an, nach Lausanne zu kommen, und dort an der „Akademie“ Vorlesungen zu halten. Sieben Monate lang gab er jede Woche drei Lektionen über Port-Royal, über die Jansenisten, eine katholische Glaubensrichtung vor allem des 17. Jahrhunderts, für die er sich seit einiger Zeit interessiert hatte. Aus ihnen entstand sein Werk Port-Royal, dessen erster Band 1840, dessen fünfter und letzter 1859 erschien. Es kamen noch zu seinen Lebzeiten Neuauflagen heraus, in denen er zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen anbrachte. Fachleute beurteilen dieses Werk nicht ungünstig. Nicolson, der nichts davon versteht, aber natürlich mit auf diesem Gebiet kenntnisreichen Leuten darüber gesprochen hat, nennt es Sainte-Beuves Meisterwerk. Auch Sainte-Beuve meinte, daß es das einzige seiner Werke wäre, von dem er sicher sei, daß es überdauern würde. Dreißig Jahre seines Lebens war es ein ständiger Begleiter, von den Vorstudien bis zur letzten Auflage. Niemand hat das Gefühl, daß es ein ständiger geistiger Hintergrund seines Lebens oder seiner kritischen Arbeiten ist, und wenn es seine Weltanschauung beeinflußt hat, dann nur zeitweise. Zweifellos gehört es, allein schon durch die Rolle, die Pascal für den Port-Royal gespielt hat, in eine Geschichte der [24] Gesellschaftswissenschaften, ebenso wie die literaturkritischen Werke Sainte-Beuves, aber beide haben im Grunde nichts

miteinander zu tun. Und mehr: während die literaturkritischen Werke Sainte-Beuves Lebensweise bestimmten, ging Port-Royal so ganz an ihr vorbei. Das Phänomen des Nebeneinander eines so umfangreichen Werkes, das ihn Jahrzehnte hindurch so stark beschäftigte, und der literaturkritischen Arbeiten, die sein Leben, sein Denken und Handeln so vielfältig formten, ist wahrlich erstaunlich in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften.

1844 wurde Sainte-Beuve in die Akademie gewählt. Seine gesellschaftliche Position war damit gesichert. Doch 1848 kam die Februarrevolution. Deiters schildert die Situation und Haltung Sainte-Beuves: „Sein Leben hatte einen Zustand der Ruhe und des Gleichgewichts erreicht, und er durfte sich sagen, daß er aus bescheidenen Anfängen zu großem Ansehen in der Pariser Welt emporgestiegen war. In diesen Zustand traf nun die Februarrevolution hinein und erschütterte die Grundlagen seines Daseins. Seine Haltung angesichts dieses Ereignisses ist durch die doppelte Tatsache charakterisiert, daß er keinen Augenblick den Trieb spürte, handelnd einzugreifen, aber die Vorgänge mit leidenschaftlicher Beteiligung betrachtete. Er entdeckte in seinem Herzen wieder das republikanische Grundgefühl, das durch Enttäuschungen gelähmt und durch den Kampf um seine Stellung und sein Dasein in einer anders gearteten Welt überdeckt war. Aber er fürchtete nicht nur für seine eigene geistige Tätigkeit, die an ruhige Verhältnisse gebunden war, sondern für den Bestand höherer Bildung überhaupt. Wie so manche andere in jenem Augenblick stand er unter dem Eindruck, daß eine soziale Katastrophe bevorstände.“³⁰

Er flüchtet vor all den Unruhen in eine Professur nach Lüttich. Auch aus diesen Vorlesungen entsteht ein mehrbändiges Werk: „Chateaubriand und seine literarische Gruppe im Kaiserreich“, das jedoch erst 1860 erscheint. Marx, der Chateaubriands Stil so unerträglich fand, daß er behauptete, man könnte ihn nur auf spanisch lesen, scheint Sainte-Beuves kritischen Bemerkungen in manchem zugestimmt zu haben.³¹

Als Napoléon III. sich installiert hatte, befand sich Sainte-Beuve wieder in Frankreich, und fortan lebte er friedlich, ohne Aufregungen, in gutem Einverständnis mit dem Prinzen Joseph Napoléon und der Prinzessin Mathilde, dem literarisch interessierten liberalen Flügel der kaiserlichen Familie. Im späten Alter interessierte er sich für Proudhon, über den er auch eine Biographie plante – einiges führte er auch aus –, ohne daß ihn das dem Fortschritt näher brachte. Vielleicht hat Deiters es richtig getroffen, wenn er Sainte-Beuves Haltung zu den Werkträgern so schildert: „Für das Volk im engeren Sinne des Wortes empfand Sainte-Beuve in seiner Jugend jene halb romantische, halb sozialrevolutionäre Sympathie, die in den dreißiger Jahren besonders deutlich in Erscheinung trat. Mit Béranger und Lamennais neigt er damals dazu, in dem Proletariat jene unverbrauchte Grundsicht der Gesellschaft zu sehen, aus der sich die dekadente Oberschicht erneuern wird. Dieser Glaube an die rettende Mission der Masse tritt später bei ihm nicht mehr auf. Er erwähnt nach 1848 ohne Kritik das Wort von Mallet du Pan, daß die moderne Kultur nicht wie die [25] antike, von den außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden, sondern von den inneren Barbaren bedroht sei. Es liegt ihm überhaupt fern, in dem Kampf der Klassen Partei für die eine oder die andere zu nehmen. Schon Lamennais gegenüber warnt er davor, nur die Oberschicht zu belasten und die Züge des Hasses und der Brutalität im Volke zu übersehen. Und bei der entschiedensten Sympathie für die Arbeiter von Lyon lehnt er es doch ab, wegen dieser Vorgänge in die Anklage gegen die Regierung Louis Philipps einzustimmen, da keine Regierung vor solchen Unglücksfällen geschützt sei. Aber in seinem Gefühl für die Not der Masse hat er nie geschwankt. Und im Jahre 1865 schreibt er über ein Gespräch mit Proudhon, daß sie sich in der sozialistischen Forderung nach Gerechtigkeit und Wiedergutmachung für die Arbeiterschaft begegnet seien, jener auf Grund einer geklärten Überzeugung, er selbst, Sainte-Beuve, aus einem natürlichen Gefühl.“³²

³⁰ H. Deiters, a. a. O., S. 141.

³¹ Vgl. seinen Brief an Engels vom 30. November 1873, in: Werke, Bd. 33, Berlin 1966, S. 94.

³² H. Deiters, a. a. O., S. 216 f.

Sainte-Beuve wird weiter leben als Kritiker. Er hat in den führenden literarisch-politischen Zeitschriften und später auch in Zeitungen kritische Essays geschrieben, die als „Literarische Porträts“, „Frauenporträts“, „Zeitgenössische Porträts“ und dann als „Montagsplaudereien“ (15 Bände) und „Neue Montage“ (13 Bände) erschienen sind. Die Montagsplaudereien, die *Cause-ries du Lundi* und die *Nouveaux Lundis*, erschienen im „*Constitutionnel*“, im „*Moniteur*“, dann wieder im „*Constitutionnel*“ und schließlich in den „*Temps*“. Sobald 25 Artikel veröffentlicht waren, sammelte er sie in einem Band. Nur eine Unterbrechung gibt es – von 1858 bis 1861, als er an der *Ecole Normale* Vorlesungen über französische Literatur hielt.

Ansonsten wurde sein Arbeitsleben scheinbar durch seinen wöchentlichen Artikel bestimmt. Deiters schildert sein Leben in den fast zwei Jahrzehnten des Kaiserreichs: „Äußerlich verlief Sainte-Beuves Leben von nun an bis zu seinem Tode in den gleichen Bahnen. Die Montagsartikel beherrschten seine Arbeitseinteilung. Am Dienstag schloß er sich mit seiner Arbeit ein. Das Material, soweit er es nicht selbst besaß, schickten ihm die Bibliothekare der Nationalbibliothek. Am Freitag war der Artikel fertig, an diesem Abend pflegte er mit Freunden zu speisen. Sonnabend und Sonntag dienten der Durchsicht und Korrektur, und erst am Montag gönnte er sich Ruhe, um am nächsten Tage mit der Arbeit für den nächsten Artikel zu beginnen. In dieser Eingeschlossenheit mit seinen Büchern hat man ihn oft mit einem Benediktinermönch verglichen. Doch hatte er im Umgang die lebenswürdigen Formen eines Mannes, der sich lange in den Salons bewegt hatte. Er war ein ausgezeichnete Gastgeber.“³³

Ganz ähnlich schildert Zweig:

„Sein ganzes Leben war zugeschnitten auf diesen einen Artikel an jedem Montag:

und eben dieser Montag auch der siebente Schöpfungstag, der Ruhetag, der einzige, den sich der hartnäckige Arbeiter gönnte. Am Dienstag wurde (ähnlich wie ja auch Harden durch dreißig Jahre an seiner ‚Zukunft‘ gerobtet hat) schon wieder das Fundament zum nächsten Aufsatz gelegt, die eigene Bibliothek durchstöbert nach [26] Material, der Sekretär mit einem Desideratenzettel nach der Nationalbibliothek geschickt, von der er dann mit Stößen von Büchern beladen zurückkam. Die nächsten Tage blieb Sainte-Beuve in seiner Klausur verschlossen, unnahbar selbst für die besten Freunde, ein einstündiger Spaziergang abends mit seinem Sekretär diente einzig dazu, die Gedanken des Aufsatzes in freier Rede zu entwickeln. Endlich war der Aufsatz geschrieben, dann kam die Korrektur, sie wurde von ihm zuerst allein gelesen, dann drei- oder viermal laut dem Sekretär vorgelesen, damit im gesprochenen Wort deutlicher jede Brechung oder zu scharfe Bindung der Satzperioden zu Tage trete und noch verbessert werden könne. Sonntag vormittag ging schließlich das minutiös revidierte Korrekturblatt in die Druckerei, Sonntag nachmittag empfing Sainte-Beuve seine Freunde. Montag morgens erschien dann der Aufsatz und gab wie eine Stimmgabel das klare Urteil an die ganze literarische Welt.

In so hingebungsvoller und künstlerischer Form wurde durch dreißig Jahre allwöchentlich ein Zeitungsartikel geschaffen. Darum beginnt die kritische Journalistik wahrhaft erst mit diesen ‚Lundis‘ Sainte-Beuves. Vordem gab es nur Polemiken und anläßliche Rezensionen: bei Voltaire und Grimm war die literarische Kritik meist ein natürliches Nebenbei, bei Lessing nur eine kurzfristige Epoche, bei Heine ein gut geübter Geldfrohn. Allen diesen bedeutete der literarische Essay bloß einen Ausflug in ein leicht erreichbares Nachbargebiet, meist einen Kriegszug, eine polemische Kampagne – als Metier, als Lebensarbeit erscheint in der ihm persönlichen Form des einmal wöchentlich geschaffenen Charakterbildes der Essay erst bei Sainte-Beuve.“³⁴

Interessant ist der vielfältige Prozeß des Durchdenkens und der Durchsicht des Geschriebenen: einmal als Gedankenentwurf in Diskussion mit dem Sekretär, sodann im Manuskript, dann beim

³³ Ebendort, S. 146.

³⁴ Sainte-Beuve, *Literarische Porträts*, Bd. 1, a. a. O., S. 19 ff. – man beachte die verschiedenen Angaben bei Deiters und Zweig über den Abend, den er mit Freunden verbrachte.

Lesen der Korrektur – gedruckt ist der Eindruck anders als im Manuskript! (auch ich habe von meinen Arbeiten stets vier Eindrücke: im Handgeschriebenen, im Maschinengeschriebenen, in der Korrektur und im fertig Ausgedruckten) – und schließlich, was nur wenige tun, beim Vorlesen. Das Letztere kann seine Gefahren haben, denn manches liest sich besser, manches hört sich besser, und da der Leser selten laut liest, kann der Aufsatz unter Umständen durch Verbesserungen auf Grund des Hörens leiden – aber natürlich braucht es nicht so zu sein.

Nicolson schreibt in seinem Kapitel „Les Lundis. 1849-1869“:

„Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens verdiente sich Sainte-Beuve seinen Unterhalt, indem er wöchentliche Artikel über irgendein literarisches oder historisches Thema schrieb ...

Seine Tage und Nächte verliefen nach einem Modell. Um fünf Uhr morgens stand er auf ... Er lebte bescheiden. Um acht Uhr brachte man ihm eine Tasse Schokolade und ein bebuttertes Brötchen. Mittags gab es Tee und eine Brioche ... Die Abendmahlzeit bestand, wenn er allein aß, aus Suppe, Fleisch, Gemüse und Käse; er trank Rotwein, gemischt mit Wasser ...

Troubat (einer seiner Sekretäre – J. K.) hat berichtet, daß Sainte-Beuve einen Artikel in der gleichen Weise wie der Schneider einen Anzug zurichtete. Er beginnt [27] damit, das Material ‚auszuschneiden‘ und in den darauf folgenden Tagen wird es angepaßt, genäht und geformt. Am Abend, bei gutem Wetter, geht er oft nach dem Essen mit seinem Sekretär die Boulevards auf und ab oder in den Gärten des Luxembourg, das Thema seines laufenden Artikels besprechend und Gedanken sprühend. Während der folgenden Tage sendet er seinen Sekretär dauernd in die Bibliotheken – die Bibliothèque Nationale oder Mazarin oder die der Sorbonne, um Daten, Hinweise und Zitate zu verifizieren oder Bücher zu borgen.

Diese vorbereitende Arbeit nimmt die ganze Zeit von Dienstag bis Freitag in Anspruch. Wenn dann die ‚Zurichtung‘ beendet, diktiert er den Artikel dem Sekretär und läßt ihn sich von ihm vorlesen. Er behauptet, daß das Ohr empfindlicher ist als das Auge; nur wenn er seine Artikel, laut vorgelesen, anhört, meint er, Wiederholungen, Mißtöne und Dunkelheiten in der Sprache entdecken zu können. Früh am Sonnabend morgen geht der Sekretär in die Druckerei, um dann gleich mit den Fahnen zurückzukommen. Der ganze Sonnabend und oft auch der Sonntag sind der Korrektur, Verifikationen und Ergänzungen gewidmet. Der Sekretär eilt zwischen den Setzern und der rue du Montparnasse (in der Sainte-Beuve wohnt – J. K.) hin und her. Am späten Sonntag Nachmittag wird die Endfassung der Fahnen abgeliefert. Der Moment der Erholung ist gekommen. Sainte-Beuve hat ein ausgezeichnetes Abendessen (diner) in Pinson's Restaurant, danach geht er ins Theater oder den Zirkus, den er liebte, und auf den Boulevards voller Neugierde und oft in lustigster Stimmung spazieren. Und dann, am Dienstag, beginnt die wahrlich nicht amüsante Runde von Neuem ...

Er gab, da er ehrlich war, zu, daß seine wöchentlichen Artikel oft eine reine Freude für ihn waren ... Und doch gab es Augenblicke, in denen die endlose Routine ihn fast zur Verzweiflung brachte. ‚Jeden Dienstag steige ich‘, schrieb er, ‚in den tiefsten Abgrund, und tauche erst, Gott weiß zu welcher Stunde, am Sonnabend oder Sonntag aus ihm wieder auf‘. ‚Es gibt Momente‘, notierte er, ‚in denen ich fühle, ich sollte lieber ein Droschkengaul sein‘.³⁵

Sehr ähnlich sind alle drei Beschreibungen – und alle drei, Zweig, Deiters und Nicolson vergessen, daß er daneben noch an seinem vielbändigen Werk über Port Royal bzw. an dessen Ergänzung für neue Auflagen sowie auch an dem Chateaubriand arbeitete, dazu noch seine Vergil-Studie, seine Proudhon-Studie und manches andere, vor allem auch viele Briefe, schrieb.

Deiters hat Sainte-Beuves Weltanschauung wohl richtig erfaßt, wenn er meint: „Sein Geist ist von historischen Vorstellungen erfüllt. Er weiß sich, um mit Goethe zu sprechen, mühelos von dreitausend Jahren Rechenschaft zu geben. Aber seine Gesamtvorstellung vom Wesen der

³⁵ H. Nicolson, a. a. O., S. 211 f. und 215 ff.

Geschichte ist völlig anders als die in seinem eigenen Jahrhundert herrschende, wie sie am meisten in Deutschland ausgebildet war. An dem großen Historiker des achtzehnten Jahrhunderts Edward Gibbon rühmt er, mit Guizot, der dessen Hauptwerk übersetzt hat, daß er die Kunst besitze, durch alle Verschiedenheit der Sitten und Einrichtungen in allen Zeiten dieselbe Menschennatur [28] wiederzuentdecken ... Er betrachtet die Menschen als Psychologe und Moralist. Weil sie aber in den Grundbestandteilen ihres Daseins unveränderlich sind, so können sie auch aus der Geschichte nichts lernen, obwohl diese sich immer aufs neue wiederholt. Auch in einem anderen Sinne läßt sich der Historie keine Lehre abgewinnen. In einer Kritik Guizots setzt sich Sainte-Beuve eingehend mit der Frage auseinander, ob es möglich ist, in der Geschichte einen Sinn zu erkennen. Für Guizot, den Protestanten und doktrinären Altliberalen, ist die Antwort selbstverständlich. Aber Sainte-Beuve hält ihm entgegen, daß in diesem sophistischen Zeitalter sich jede Schule ihre Geschichtsphilosophie zurecht mache und daraus dann auch ihre politischen Schlüsse ziehe. Nach seiner Auffassung ist es die schlimmste Illusion von allen, die Geschichte für vernünftig zu halten. Versuchen wir es, so setzen wir uns an die Stelle der Vorsehung und wollen dort Notwendigkeiten erkennen, wo einfach kausale Zusammenhänge bestehen. Wir können deshalb die Geschichte der Menschheit auch nicht zur Stützung einer Religion oder Philosophie machen, wie es das Christentum und die idealistische Humanitätsphilosophie getan haben. Sainte-Beuve sieht wohl, wie allgemeine Kräfte in ihr sich auswirken. Aber gerade darauf beruht zum Teil ihr irrationeller Charakter ... Die menschlichen Leidenschaften beherrschen das Feld des Geschehens, und wo sich einmal ein leitender Gedanke der Gesellschaft bemächtigt hat, da ruht er nicht, bis er alle seine Kräfte entfaltet hat und bis zum Ende geschritten ist. Auch ein gewisser Wahnsinn ist dem Menschen nicht fremd. Darum dürfen wir nicht aus dem Sieg einer Idee auf ihr höheres Recht schließen, denn auch der Unsinn hat eine Möglichkeit zu triumphieren. Diesen düsteren Gedanken führt Sainte-Beuve an einem der wichtigsten Ereignisse der französischen Geschichte aus, dem Übergang zum Konsulat auf Lebenszeit und damit zum Kaiserreich, das alle menschlichen Gedanken der Revolution unter sich begrub. Damals erhob sich nur eine einzige Stimme für die Freiheit, die des konstitutionellen Monarchisten Camille Jordan. Aber wir dürfen die besiegte Idee nicht vergessen und sie nicht geringer achten, als sie es verdient, nur weil die Geschichte in anderer Richtung fortgegangen ist. Wer könnte behaupten, daß die Entscheidung nicht auch nach der anderen Seite hätte fallen können? Das Mögliche, das, was hätte sein können, ist ein unendliches Meer ohne Horizont.³⁶

Merkwürdig, daß ein Mensch mit solchen Auffassungen ein so geordnetes Arbeitsleben führt – man möchte sagen: wie gut passen sie zu seinem Sex-Leben, wie so gar nicht zu seinem Arbeitsleben! Aber was das erstere betrifft, gab er nach einiger Zeit jeden Ehrgeiz, jeden Wunsch nach Hebung auf ein höheres Niveau und gar nach solider Erfüllung in einem Familienleben auf. Was aber seine Arbeit betrifft, so blieb er ehrgeizig, im besten Sinne des Wortes, bis zum Ende.

Daher auch sein steter Fleiß.

Es gibt Genies in der Wissenschaft, die in zeitweiligem Fleiß – nie ohne Fleiß! – Großes leisten.

Bedeutende Talente aber, wie es sicherlich Sainte-Beuve eines war – können, jedenfalls auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften, nur Großes leisten, wenn sich [29] zu ihrer Begabung steter, ununterbrochener Fleiß gesellt. Sie bleiben in der Erinnerung nur durch die Quantität ihrer Leistung – wobei die Qualität eine Selbstverständlichkeit ist, und wobei auch die Quantität eine neue Qualität schafft, sei es durch die relative Vollständigkeit der Behandlung eines Themas oder die sorgfältige Füllung von so vielen kleineren Lücken im bisherigen Wissensbestand. Zweig weist am Ende einer wenige Zeilen später von uns wiedergegebenen Äußerung auf die letztere Qualität Sainte-Beuves hin.

³⁶ H. Deiters, a. a. O., S. 183 f.

Hätte Sainte-Beuve von den 28 Bänden seiner Montagsplaudereien nur die 25 besten Plaudereien in einem Band, und von seinen 9 Bänden Porträts nur einen Band der besten veröffentlicht, so wäre er zweifellos Feinschmeckern der Literaturgeschichte auch heute noch eine Bekanntheit, und seine Methodologie hätte seine Essays zu einer Nullserie gestempelt.

Es ist aber die Quantität seiner Leistung und die damit unabweichlich verbundene Vielfalt seiner Porträts, es ist die Massenproduktion als Beweis der Wirksamkeit seiner Methodologie, die ihn zum weltbekannten Erbe der Literaturwissenschaft gemacht haben.

Wieviele nette einzelne Sträucher zweiklassiger Rosen haben wir in unserem Leben gesehen und vergessen – aber an einen großen Rosengarten, an Plantagen mit zweitklassigen Rosen erinnern wir uns leicht und können uns in der Erinnerung an sie berauschen wie in der Erinnerung an eine einzelne Rose, die einzig in ihrer Schönheit war.

Ist es nicht oft so auch mit den Werken der Gesellschaftswissenschaftler?

Und hat uns nicht Sainte-Beuve einen ganzen Rosengarten geschenkt?

Hören wir noch einmal Stefan Zweig über ihn:

„Seine Hand hat die voluptueuse [sinnenfreudige] und wissende Kunst des erlesenen Feinschmeckers, der mit bewußter Langsamkeit das Herz der Artischoke unter den Blättern auslöst: Lesen, Exzerpieren, Notieren und Schreiben war ihm irgendwie ein kulinarischer Genuß. Eine ganze Welt steht zwischen seiner weiblichen, genießerischen Art und etwa der protestantischen Lessings, der die ganze Nationalliteratur reformieren will, als ein anderer Luther das Drama vom Papismus der Franzosen befreien – Sainte-Beuve kennt keine bestimmte Aesthetik, keine bestimmte Problematik, ja er hat kaum eine besondere Vorliebe. Seine psychologische Neugier wird von einer jeden Persönlichkeit und jedem Problem zur Betrachtung angereizt, heute von Napoleon und morgen von Firdusi, von dem katholischen Bossuet ebenso wie von dem Freigeist Byron. Am liebsten aber macht sich der Gourmand in ihm an die seltenen Bissen heran, an das Abseitige, das Vergessene und Kuriose; seine besondere Aufmerksamkeit gehört den kleinen Dichtern der Vergangenheit, den poetae minores, den temperierten Talenten, den sonderlichen Charakteren, den amourensen Frauen, all den Figuren, die im Halbdunkel der Geschichte, verschattet von den großen Persönlichkeiten stehen, die noch nicht abgetastet sind von den Historikern und abgeleiert von den Philologen. Für diese Menschen hat er eine rührende Liebe, eine besondere psychologische Zärtlichkeit, und ihnen ist seine spürende, abwägende, tastende und ein wenig ironische Kunst am meisten gewachsen ... Und durch diese kleinen Genrebilder hat er das Pantheon der französischen Literatur, in dem bislang nur die nackten, kalten Statuen der großen [30] Meister standen, entzückend ausgeschmückt, unvergeßliche Veduten ins siebzehnte, ins achtzehnte Jahrhundert hinein gegeben, die dann die Goncourts mit ihren impressionistischen Farben nur nachzuzeichnen brauchten. Eben durch die scheinbare Vereinzelung, durch das Detail hat er mehr als alle Literaturhistoriker den Zusammenhang der französischen Vergangenheit wieder hergestellt.“³⁷

Ein wenig „kulinarisch“, ein wenig „volupticus“ [sinnenfreudig] ist Zweig hier selbst – und doch wie richtig erfaßt er die Art und die Bedeutung Sainte-Beuves! [31]

³⁷ Sainte-Beuve, Literarische Porträts, Bd. 1, a. a. O., S. 22 ff.

Kapitel II: „Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie“

Es geht um Christian Lehmann und seine Kinder und um eine Biographie von Johannes Poeschel, der heute ebenso unbekannt ist wie Christian Lehmann und niemals so bekannt war wie dieser.

Bei der Biographie handelt es sich um das redliche Bemühen eines fleißigen Heimatforschers aus dem sächsischen Erzgebirge, der seine engeren Landsleute auf die „ältere Literatur des Erzgebirges“ aufmerksam machen möchte:

„Mag vieles davon auch zu Grunde gegangen sein, namentlich in dem Jahrhundert des großen Krieges, manches hat doch die Stürme überdauert. Es gibt noch alte wertvolle Drucke, jetzt nur noch vereinzelt in Bibliotheken ruhend, welche der Erneuerung harren, und kostbare Handschriften, wahre Fundgruben für die heimatliche Geschichte, die lange genug im Verborgenen geblieben sind.

Ein Versuch, auf solche literarische Schätze aus früheren Zeiten wieder hinzuweisen, soll mit dem vorliegenden Schriftchen gemacht werden. Der Verfasser, dem diese Studien bisher gänzlich fremd waren, sah mit Staunen, wie ihm bei nur einigem Nachforschen eine ganz ungeahnte Fülle des Stoffes zuströmte, so reich, daß es schwer fiel, Anfang und Ende zu einer ersten Mitteilung zu finden, und so anziehend, daß Entsagung nötig war, aus ihr nur zu schöpfen und sie nicht gleich in ihrem ganzen Umfange zu erschließen.

Der Name, welcher den Mittelpunkt der folgenden Blätter bilden soll, M. Christian Lehmann, weiland Pfarrer zu Scheibenberg, wird vielen bekannt sein, ebenso daß er der erste war, welcher das ganze Gebirge und nicht bloß einzelne Teile in den Bereich seiner Forschung zog, und daß er das Ergebnis derselben in einem berühmten Buche niederlegte, dem Historischen Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Obererzgebirge. Aber daß Christian Lehmann außer dem Schauplatz noch eine Anzahl anderer Werke von mindestens gleicher Bedeutung geschrieben hat, daß diese Handschriften zum Teil erhalten sind, von seinem Leben während der Zeit des größten Elendes, das je über das deutsche Volk gekommen ist, davon weiß unsere Zeit nichts mehr.

Endlich noch die herzliche Bitte an die bewährten Forscher auf dem Gebiete sächsischer Altertumskunde, es mir zu gute halten zu wollen, daß es der erste Versuch ist, welchen ich in dieser Richtung wage!“¹

[32] Auch heute noch kann man in so vielen Stadt- und noch kleineren Archiven, ebenso aber auch in den großen und größten viele Manuskripte aus älteren Zeiten finden, die der Forschung nicht zugänglich gemacht worden sind und die doch so viel Licht auf die Verhältnisse vergangener Zeiten werfen. Es ist nicht nur der Anfänger auf diesem Gebiet Johannes Poeschel, der „mit Staunen sah, wie ihm bei nur einigem Nachforschen eine ganz ungeahnte Fülle des Stoffes zuströmte“; auch unsere Historiker, die im allgemeinen wenig Forschung nach und in solchen Handschriften treiben, können noch bedeutende Schätze heben. Bedeutend nicht, weil sie unser gesellschaftliches Bild jener Zeiten wesentlich ändern würden, sondern bedeutend, weil sie uns ein konkretes Bild der „Kulturzustände“, insbesondere auch des Lebens des deutschen Volkes, der „Volksmassen“, in fernerer Vergangenheit geben können.

Von dem Pfarrer Christian Lehmann hat kein Historiker, den ich gefragt habe, auch kein Erzgebirgler unserer Zeit, den ich gesprochen, etwas gehört, und sein „berühmtes Buch“ ist wahrlich nicht berühmt. Sein voller Titel lautet:²

¹ J. Poeschel, Eine Erzgebirgische Gelehrtenfamilie. Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1883, S. V f. und IX.

² Wir geben den Titel ohne Hervorhebungen wieder. Im Original wird auch teilweise roter Druck verwandt. Künftig zitiert als: Schauplatz.

„J. N. J.!

Christian Lehmanns Sen. weiland Pastoris

zu Scheibenberg

Historischer Schauplatz

derer natürlichen Merckwürdigkeiten

in dem

Meißnischen Ober Ertzgebirge/

Darinnen

Eine außführliche Beschreibung dieser gantzen gebirgischen und angränzenden Gegend!
nach ihrem Lager! Gestalt! Bergen / Thälern / Felßen /
Flüssen / Brunnen / warmen Bädern / Wäldern! Landes Art / Früchten / Wilds-
bahne! wie auch observirten Zustand der
Elementen / Himmels = Zeichen / Witterung und allerhand curiösen Begebenhei-
ten / Wunder und Ebentheuer / Glücks = und
Unglücks Fällen an Menschen und Vieh / enthalten!

Weiland von dem seel. Autore mit grossem Fleiß /
aus alten Schriften und Documenten ! meistentheils aber
mühsamer eigener Erfahrung zusammengetragen / und mit warhafften Geschich-
ten ausgeschmücket

Nun aber

Mit schönen Kupfern und nöthigen Figuren gezieret!
und durch den öffentlichen Druck aufgethan

von dessen

Hinterlassenen Erben

————— [33]

Leipzig / in Verlegung Friedrich Lanckischens sei. Erben /
druckts Immanuel Tietze / im Jahr Christi 1699.“

Poeschel bemerkt dazu: „Die Bezeichnung ‚Schauplatz‘ oder, wie sie sich noch häufiger findet, Theatrum war ein im 16. und 17. Jahrhundert für Sammelwerke historischer, geographischer und anderer Merkwürdigkeiten äußerst beliebter Titel, und ein solches Sammelwerk ist denn auch die mehr als 1000 Quartseiten umfassende Schrift, von der wir hier sprechen.“³

Was die Söhne betrifft, so haben sie ein Recht auf unsere Bekanntschaft nur als Ergänzter und Herausgeber der Schriften ihres Vaters.

Christian Lehmann wurde 1611 geboren und starb, nachdem er 56 Jahre Pfarrer, davon fast 51 in Scheibenberg, gewesen war, 77 Jahre alt im Jahre 1688. „Auf dem Kirchhofe zu Scheibenberg befindet sich ihr (des Ehepaars – J. K.) Grabmahl, welches für gewöhnlich verschlossen, am Pfingstfest aber in der Regel geöffnet sein soll; dasselbe stellt beide Gatten lebensgroß in der Tracht ihrer Zeit in erhabener Arbeit dar. Übrigens befindet sich sein Bildnis wie das seines Sohnes Christian in Öl gemalt neben der Kanzel in der Scheibenger Kirche.“⁴

Sein Vater, der Pfarrer Theodosius Lehmann, war dreimal verheiratet – er ehelichte die nächste Frau jedesmal ein halbes Jahr nach dem Tode der vorangehenden –, das erste Mal mit einer

³ J. Poeschel, a. a. O., S. 109.

⁴ Ebendort, S. 47.

Pfarrerstochter, der Mutter von Christian, das zweite Mal mit der Tochter eines Ratsherrn und das dritte Mal mit der Tochter Rudolf von Schmerrings, Erbsessen auf Schleinitz.

Der Sohn Christian kam auf die Fürstenschule zu Meissen, nachher auf andere Schulen; wo er studierte, scheint unbekannt; 1633 wurde er Substitut, „Aushilfspfarrer“, seines Vaters. 1633 heiratete er die Tochter eines Stadtrichters, deren Schwester den Leutnant, späteren Rittmeister Henning von Busch ehelichte. Wohl einem Sohn desselben war, mit drei anderen, der „Schauplatz“ in „aufrichtiger Freundschaft und fast brüderliche Liebe“ zugeeignet. Man hat den Eindruck, daß, genau wie Renan es für die Bretagne um 1800 schilderte, auch im Erzgebirge während des 17. Jahrhunderts der niedere Adel und die niedere Kirchenhierarchie sich „würdig auf gleicher Ebene“ fühlten.

1638 wurde Christian dann als Pfarrer nach Scheibenberg berufen, wo er den Rest seines Lebens, von dem sich ein Großteil während des Dreißigjährigen Krieges abspielte, in dieser Funktion verbrachte.

Aber ob Krieg oder Frieden, die Beschäftigung des Pfarrers war, genau wie heute noch die des Arztes auf dem Lande, eine auch körperlich anstrengende und abenteuerliche. Poeschel schildert zum Beispiel: „Der Winter brachte für den Geistlichen viel Beschwerden, vor allem der Verkehr mit den Filialen war ein mühsamer und bisweilen sogar mit Gefahren verbunden. Als am 2. März 1646 die Oberscheibner wegen des hohen Schnees ihre Kinder nicht nach Scheibenberg zur Taufe [34] bringen konnten, so mußte er mit den Gevattern zu ihnen hinreiten; zu solchen Wegen brauchte er oft eine Menge Leute, die ihm mit Schneeschaufeln durch große Windwehen hindurch halfen. Daß Leute, besonders auf dem Heimweg nach dem Städtchen, verweht wurden und erfroren, war nichts seltenes. In dem genannten Jahre 1646 hatte es vom 7. bis 11. Januar ohne Aufhören geschneit, daß es die Kirche zu Scheibenberg an allen Thüren verwehte und man am Kirchhof über die Mauer gehen konnte. Daher mußte am Sonnabend Vesper und Beichte unterbleiben, und damit am Sonntag Gottesdienste gehalten werden konnte, trieben acht Männer einen Stollen durch den Schnee zum Kirchturm und schafften so Platz für die Kirchgänger.“⁵

1. Biographie und Geschichtsschreibung

Mit dieser Schilderung sind wir bei einem Problem angelangt, das uns im Zusammenhang mit der Rolle der Biographien für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften beschäftigen muß. Biographien geben einen wesentlich besseren, genaueren, fast möchte man sagen intimen Eindruck vom Leben der Menschen, als es die Geschichtsschreibung der letzten 150 Jahre, nicht zum Wenigsten auch so manche marxistische Geschichtsschreiber der letzten Jahrzehnte, getan haben. Muß das aber so sein? Ist es so, daß wir auch aus bürgerlichen Biographien mehr über das Leben etwa des deutschen Volkes lernen können als aus manchen marxistischen historischen Darstellungen, die zu einer Geschichte des deutschen Volkes beitragen wollen?

Die alten Chroniken des 17. und 18. Jahrhunderts kannten nichts von den Gesetzen der geschichtlichen Bewegung, sie berichten uns nichts von Klassen und Ideologien. Aber wenn ich etwas vom täglichen Leben aller Schichten und Klassen der Bevölkerung lernen will, von ihrer Arbeit, von Ereignissen, die sie aufregten und bewegten, dann lese ich solche Chroniken oder auch Biographien von Menschen, die nicht zur „großen Welt“ gehörten, aber sich genügend hervorgetan haben, um anderen der Beschreibung ihres Lebens wert zu erscheinen. Und je weniger die Biographen selbst zur „großen Welt der Politik, der Wissenschaft oder Literatur“ gehören, je mehr sie sich einfach um die Darstellung des Lebens und der Umgebung ihres „kleinen Helden“ bemühen, desto ergiebiger sind solche Biographien häufig für die Einblicknahme in das Leben des „einfachen Menschen“ jener Zeit.

⁵ Ebendort, S. 23.

Es liegt aber nicht der mindeste Grund dafür vor, daß unsere historischen oder auch theoretischen Werke die konkrete Schilderung der Wirklichkeit, insbesondere der Wirklichkeit des Lebens der einfachen Menschen so vernachlässigen, wie sie es heute tun. Man denke nur, welchen Gebrauch Marx in seinem doch wahrlich theoretischen Werk des „Kapital“ etwa von den parlamentarischen Blaubüchern der Berichte der Fabrikinspektoren gemacht hat, um uns das Wirken des Ausbeutungsgesetzes in der Realität des täglichen Lebens der Arbeiter darzustellen.

[35] Sehen wir uns dagegen zum Beispiel den Grundriß der Geschichte des deutschen Volkes, der unter dem Titel „Klassenkampf, Tradition, Sozialismus“ erschienen ist, an, so finden wir dort häufig nur allgemeine Feststellungen wie, daß die Ausbeutung und der Widerstand gegen die Ausbeutung stiegen, daß die Massen litten, daß der Grundwiderspruch in diesem oder jenem zum Ausdruck kam usw. Das heißt, es wird hier keine Realität des deutschen Volkes angeeignet, sondern es werden nur die großen Bewegungen der Geschichte in abstrakte Termini gefaßt und dazu noch einige führende Persönlichkeiten genannt.

Man vergleiche etwa die Behandlung des Dreißigjährigen Krieges in dem Grundriß und bei Poeschel.

Von den 794 Seiten des Grundrisses sind dem Dreißigjährigen Kriege noch nicht 4 Seiten gewidmet. Schon das allein sollte unvorstellbar sein. Kein einziges Ereignis in der ganzen deutschen Geschichte brachte einen solchen Rückschlag für die Entwicklung des deutschen Volkes, keines auch brachte solche Not für die Massen des deutschen Volkes wie der Dreißigjährige Krieg – aber eine marxistische Geschichte des deutschen Volkes hat nur 4 Seiten für diese 30 Jahre übrig!

Fassen wir die Sätze auf den noch nicht 4 Seiten zusammen, die von der Lage des deutschen Volkes berichten, dann kommen wir auf folgende, die etwa 10 Prozent des Textes – noch nicht eine halbe Seite! – ausmachen:

„Da der Krieg Bauern und Bürger schwer belastete, setzten diese sich gegen die Bedrückung und Ausplünderung durch die Söldnerheere und durch die fürstliche Politik zur Wehr. In zahlreichen Städten erhoben sich Anfang der zwanziger Jahre Bürger gegen die Nutznießer der Preissteigerungen, die durch die von den Fürsten betriebene Münzverschlechterung verursacht wurden.

Seit Mitte der dreißiger Jahre verwandelte sich der Krieg immer mehr in Raub- und Plünderungszüge der demoralisierten Armeen und einzelner Söldnertrupps. Diese verwüsteten ganze Landstriche, trugen zur Verbreitung verheerender Seuchen bei, brandschatzten zahlreiche Städte und plünderten vor allem die Bauern aus. ...

Die größte Aktion der Bauern in dieser Zeit war der Aufstand zwischen Isar und Inn im Winter 1633/1634. Er wurde durch die unerträgliche Drangsal der Einquartierung und die Gewalttaten der Soldateska ausgelöst. ...

Die Hauptlast des Krieges hatte das deutsche Volk zu tragen. Der Krieg selbst sowie Seuchen und Hunger verursachten in vielen Territorien hohe Bevölkerungsverluste. Viele Städte und Dörfer waren ausgeraubt und zerstört worden. Ein großer Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche lag brach und verödete.“⁶

Das einzige Konkrete, das mitgeteilt wird, und das nicht auch in allen anderen Kriegen zu beobachten ist, sind Preissteigerungen wegen Münzverschlechterungen. Soest nicht ein einziges Wort, daß wir nicht über alle Kriege seit der Antike sagen, könnten, nicht ein einziges Wort, das dem Leser ein konkretes Bild von der Lage des deutschen Volkes auch nur als Grundriß

⁶ „Klassenkampf Tradition, Sozialismus. Von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik. Grundriß.“ Berlin 1974, S. 170-173.

vermittelt. Und was die Münz-[36]verschlechterungen betrifft, so trugen sie zweifellos zu Preissteigerungen bei. Aber wenn die Autoren der zitierten Sätze wenigstens selbst ein konkretes Bild von dem gehabt hätten, was sie als plündern und rauben, als brachliegen und veröden von landwirtschaftlicher Nutzfläche bezeichnet haben, dann hätten sie begriffen, wo während des Krieges die wahren Ursachen der Preissteigerungen lagen.

So viele marxistische Historiker sind Gefangene ihrer Methodologie, sind im Gedankennetz, im Kategoriengerüst hängen geblieben, so daß sie nicht zur konkreten Realität vordringen, diese sich nicht aneignen, weshalb sie auch meinen können, daß auffallende Nebenerscheinungen wie Münzverschlechterungen mitten in einem Krieg wie dem Dreißigjährigen die Preise bestimmen und das Leben des Volkes ernstlich beeinflussen.

Hören wir nun Poeschels Schilderungen der Realität des Dreißigjährigen Krieges, wie er sie vor allem auch auf Grund von Lehmanns „Schauplatz“ und seiner „Kriegs-Chronik der Teutschen“ (bis 1677) gibt. Er schreibt:

„Von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, welche für unser Erzgebirge hauptsächlich vom Jahre 1631 an begannen, wurde auch Elterlein schwer heimgesucht. Wenn es auch zu Kämpfen seltener, zu größeren Schlachten bei der Schwierigkeit des Termins wohl nie kam, so waren doch die fast unausgesetzten Durchzüge der infolge der langen Kriegführung verrohten Heere nicht leichter zu ertragen. ‚Das gute Gebirg‘, so sagt Christian L. einmal in der Kriegschronik (S. 685), ‚wahr wie die Zwischenthür und Angel. Und die so im mittleren Gemach wohnen, von unten herauff haben sie Rauch und Stanck, von oben herab Kehrigt und Staub und werden begoßen. Den es muste alle Partheyen von Freundt und Feindt erdulden, sie speisen, auflösen, fördern und hausen lassen.‘

Der Pfarrer sah sich oft genötigt, mit seinen Kirchkindern die Flucht zu ergreifen und hielt sich dann wochenlang mit ihnen im Walde auf. Was dies zu damaliger Zeit heißen wollte, davon können wir uns nach den Schilderungen seines Sohnes eine rechte Vorstellung machen.

Vor Kaiserlichen und Schweden flüchtete man und fand in den Wäldern dafür andere schlimme Feinde in den wilden Tieren, vor allem Bären und Wölfe. Jagden wurden in den Jahren 1630-1650 wegen der fortwährenden Kriegsunruhen nicht abgehalten, daher mehrten sich diese Tiere in schrecklicher Weise und wurden über die Maßen zudringlich. Die Wölfe liefen in Scharen zu 10 und 20 wie Hunde sogar in Städte und Dörfer, suchten vor den Thüren und Fenstern ihre Nahrung, Überreste von geschlachtetem Vieh, welche die Soldaten auf den Gassen liegen ließen. Hunde raubten sie ohne weiteres von den Ketten oder von der Seite ihrer Herren weg. Großen Schaden richteten sie unter dem Wildbestande an. Das arme Wild nahm seine Zuflucht in die Dörfer und Flecken und suchte bei den Menschen Hilfe. In Scheibenberg sah man im Winter 1639 ganze Herden auf dem Gottesacker und in den nächstliegenden Grasgärten; aber auch hier waren sie nicht sicher, denn sobald es Nacht wurde, kamen die hungrigen Wölfe, zerstreuten das Wild, rissen hier und da ein Stück nieder und verzehrten es. Früh fand man dann im Schnee einen blutigen Schlachtplatz neben dem anderen. Den Bewegungen der durchziehenden Heere folgten ganze Rudel und fraßen, was an Menschen, Pferden, Hunden [37] oder Vieh tot liegen blieb. Natürlich verfolgten sie auch die flüchtenden Einwohner, und wenn auch eine größere Anzahl sich ihrer erwehren konnte, so fielen ihnen doch einzelne und besonders Kinder häufig zum Opfer.

Nicht minder zahlreich und dreist waren die Bären geworden, in den vierziger Jahren zählte man über 30 Paare alte Bären, die mit ihren Jungen über Menschen und Vieh herfielen. Auch sie kamen in Gehöfte und Städte, raubten aus Häusern und Ställen, sodaß man um ihretwillen um Vieh und Hütten Feuer unterhalten mußte.

Der Aufenthalt im Walde war auch sonst noch an Gefahren reich. Die Hütten, welche man aufschlug, konnten nur ganz dürftige sein und boten daher wenig Schutz gegen die Witterung, häufig benutzte man auch gleich natürliche Tannenzelte, wie man sie von ästereichen oder in

einander verwachsenen Bäumen gebildet fand. Wenn nur ein Sturmwind kam mit Sausen und Brausen und mächtige Stämme rings um die Geflüchteten zu Boden geschlagen wurden, da mußten sie jeden Augenblick darauf gefaßt sein, von den stürzenden Bäumen zerschmettert zu werden. Am 14. Oktober 1633 wütete solch ein furchtbarer Orkan. Da erwies der gütige Gott seinen allgewaltigen Schutz an flüchtigen Gebirgern. Einundzwanzig Personen hatten ihre Hütten unter eine dicke Tanne gebaut, die fielen unter dem Heulen des Sturmes auf ihre Knie und beteten. Um 9 Uhr warf der Wind eine zweiklafterige Tanne auf ihren Baum, diese blieb aber eine Eihe hoch über ihren Hütten am Baume lehnen, und die andächtigen Flüchtlinge kamen alle mit dem Leben davon.

Hatte man in Erfahrung gebracht, daß die Ortschaften von den Kriegsvölkern wieder verlassen waren, und kehrte heim, so fand man die Wohnungen wüste und ausgeplündert, wenn nicht gar in Trümmern. In den erhaltenen Häusern hatten sich inzwischen andere unliebsame Gäste heimisch gemacht, wilde Katzen, welche, so weit dies noch möglich war, viel Schaden anrichteten. Sie raubten und naschten, was etwa noch zu finden war, dabei vermochten sie sich sogar starker Hunde zu erwehren, und ihr Biß war gefürchtet. Diese mußten erst wieder weggeschossen oder gefangen werden; war ihnen das Fell abgestreift, so sahen sie den Hasen nicht unähnlich, und man empfand eine gewisse Freude, als 1643 in schwedischer Soldat in solcher Täuschung eine abgezogene Wildkatze raubte. ‚Solchen Jägern gehört auch solch Wildpret!‘

Das Bestellen der Felder unterblieb oft gänzlich, oder man warf den Samen gleich auf die Stopeln aus und mußte ihn dort aus Furcht vor umherstreifenden feindlichen Abteilungen oft vier bis fünf Wochen lang uneingeeegt liegen lassen. Höchstens wagte man sich bei Nacht einmal an die Arbeit, dann spannten sich Männer und Weiber an die Eggen; häufig aber ersparten ihnen das Eggen, freilich auch das Einernt, die wilden Schweine, welche nachts mit Haufen kamen und den Samen aufleckten. Zum Schutze gegen sie wurden die Zäune anderthalb Ellen hoch, fest und dicht gemacht, aber es half doch nichts; brachen die Tiere einmal im Herbst in einen Acker ein, so verdarben sie in einer einzigen Nacht ein großes Stück.“⁷

Die Kinder des Pfarrers bekamen wie so viele andere den Krieg schon vor der Geburt zu spüren: „Zu solchen Zeiten größter Unsicherheit erfuhr die Familie des [38] Pfarrers zweimal eine Vermehrung. 1640 wurde sein ältester Sohn Theodosius zu Annaberg, wohin die Mutter geflohen war, in – einem Braubottige geboren, und die Wochen der Gefahr mußte die arme Euphrosyne in einer hohlen Eiche im Walde überstehen. Nicht viel weniger Not und Angst erduldet sie bei ihrem vierten Kinde, Johann Christian, im Dezember 1642. Als sich die Kunde von dem feindlichen Einfalle verbreitete, mußte sie vor der Zeit und trotz des strengen Winters zur Kirche gehn und fiel infolge von Schrecken und Erkältung in eine ernste Krankheit, sodaß sie nicht mit fliehen konnte, sondern daheim abwarten mußte, was über sie und ihr Kind ergehen würde. Da sandte ihr über Erwarten ihr Schwager Hennig von Busch, der als Leutnant in schwedischem Dienste stand, von Annaberg aus eine Sauvegarde nach Scheibenberg, die sie vor allen Unbilden schützte.“⁸

Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand meinen könnte, ich hätte zu lang und ausführlich zitiert. Wo findet man etwa in den wissenschaftlichen historischen Werken, die wir in den letzten Jahrzehnten herausgebracht haben, eine so lebendige Schilderung dessen, was der Dreißigjährige Krieg für das deutsche Volk gebracht hat, wie hier in der Biographie eines Pfarrers jener Zeit, in der Biographie, die vor hundert Jahren ein frommer, königstreuer, begeisterter Lokalhistoriker geschrieben hat.

Merkwürdig – und auch das gehört zur Geschichte der Gesellschaftswissenschaften – die Kluft, die in der realen, wirklichkeitsnahen Schilderung des täglichen Lebens des Volkes (und auch anderer Schichten) so oft zwischen Biographie und Historiographie klafft – eine Kluft, die nicht

⁷ J. Poeschel, a. a. O., S. 6-10.

⁸ Ebendort, S. 27.

nur den Leser von Geschichtsbüchern von der konkreten Realität trennt, sondern dem Historiker auch so manche Einsichten versperrt.

Ich meine damit zum Beispiel, daß einem unserer Historiker, der die Leiden des Volkes während des Dreißigjährigen Krieges ganz konkret nacherlebt hatte, der mit den armen Bewohnern eines Dorfes in den Wald geflüchtet wäre, doch wohl auch der Gedanke an die Bewohner so manchen sowjetischen Dorfes in den ersten Jahren des Krieges des faschistischen Deutschland gegen die Sowjetunion gekommen wäre. Damals, 1941 und 1942, flüchteten ebenfalls Bewohner oft in die Wälder vor den plündernden und mordenden Truppen der faschistischen Armee – wie oft aber erwachsen aus ihnen dann Partisanengruppen, um den Feind zu bekämpfen! Wieviel reifer und klassenbewußter war das Volk der Sowjetunion als damals, 300 Jahre zuvor, im Dreißigjährigen Krieg das deutsche Volk! Wohl gab es auch damals gelegentlich Widerstandsaktionen der Bauern, großartige, heldenhafte Kämpfe, über die der „Grundriß“ dann recht nüchtern berichtet:

„Der oberösterreichische Bauernkrieg von 1626 war die umfassendste Klassenkampfaktion im Reich während des Dreißigjährigen Krieges. Sie unterschied sich qualitativ von anderen ihrer Art, weil Bauern und bürgerliche Kräfte gemeinsam ihre Forderungen erhoben und in Programmen fixierten. Zahlreiche Flugschriften und Lieder riefen das unterdrückte Volk zum Kampf gegen das Feudaljoch auf. [39] Nach erbitterten Kämpfen militärisch organisierter Bauernhaufen, die in mehreren Gefechten gegen bayrische und kaiserliche Truppen siegten, wurde der Aufstand schließlich von der militärischen Übermacht blutig unterdrückt ...

Der Widerstand gegen Übergriffe schwedischer, französischer, spanischer und kaiserlicher Soldateska blieb in der Regel zersplittert. Doch war die bäuerliche Widerstandskraft trotz des Terrors und der steigenden fürstlichen Forderungen auch in den dreißiger und vierziger Jahren nicht gebrochen. Das zeigten die Erhebungen oberösterreichischer Bauern 1632, 1634/1635 sowie 1648, die Rebellion im Sundgau 1633, Aufstände in den böhmischen Ländern und im ostmährischen Karpatengebiet.

Die größte Aktion der Bauern in dieser Zeit war der Aufstand zwischen Isar und Inn im Winter 1633/1634. Er wurde durch die unerträgliche Drangsal der Einquartierung und die Gewalttaten der Soldateska ausgelöst. Die Bauern forderten die Abschaffung feudaler Leistungen und die Aufteilung des Bodens. Im Unterschied zum oberösterreichischen Bauernkrieg blieb diese Erhebung jedoch isoliert und wurde nicht durch bürgerliche Kräfte unterstützt.“⁹

Notiert wie in einem Lexikon, nicht wie in einem für Massenverbreitung in unserem Volk bestimmten marxistischen Grundriß, der tausend kleine Akte von Partei und Staat nach 1945 notiert, oder gar in einer Geschichte des deutschen Volkes! Selbstverständlich berichtet Poeschel von seinem Klassenstandpunkt nichts über solche Vorgänge, vielleicht gab es auch im Erzgebirgischen nicht solche Aktionen, aber wie konkret könnten wir uns solche Bauernaktionen vorstellen, wenn unsere Historiker sie in der Art von Poeschel schilderten – sogar auch in einem Grundriß, der schließlich 794 Seiten umfaßt und auch auf unseren Schulen gelesen werden soll! Wie anders hätte Mehring in einem solchen Grundriß Bauernaufstände geschildert!

Natürlich darf man Geschichtsschreibung und Erzählung nicht verwechseln. Wohl aber bedarf Geschichtsschreibung der erzählenden oder anders gearteter ganz konkreter Illustration. Andernfalls verfehlt sie ihre Aufgabe.

Ein Meister der Illustration war Marx. Man denke etwa an den Beginn des ersten Abschnitts von „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850“: „Nach der Julirevolution, als der liberale Bankier Laffitte seinen Compère, den Herzog von Orleans, im Triumph auf das Hotel de Ville geleitete, ließ er das Wort fallen: ‚Von nun an werden die Bankiers herrschen.‘ Laffitte

⁹ „Klassenkampf, Tradition, Sozialismus“, a. a. O., S. 170 ff.

hatte das Geheimnis der Revolution verraten.“¹⁰ Wie sieht man doch den damals erfolgreichsten und gerissensten Bankier Frankreichs den künftigen „Bürgerkönig“ zum Rathaus führen, er, der wirkliche Sieger der Revolution von 1830, seinen von ihm als am besten für das Geschäft geeignet befundenen Herzog und künftigen König. Wie deutlich hört man doch die sicherlich nicht sehr laut gesprochenen Worte, die gleichzeitig eine treffliche Analyse der Situation und eine Anweisung sind!

Oder man betrachte die „Chronologischen Auszüge aus Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk“. Nur um Stichworte handelt es sich, die Marx über die [40] „großen Ereignisse“ macht, auch über den Dreißigjährigen Krieg. Aber wie lebendig und konkret werden auch die Notizen allein schon durch die Fakten, die Marx auszieht, und die „schmückenden“ Beiwörter, die er verwendet! Man lese etwa:

„9. August 1623: Tilly schlägt bei Stadtlohn den Christian von Braunschweig zum dritten Mal. Durch diesen Sieg [wurde] Christian IV., der seinem Sohn einige der fettesten westfälischen und niedersächsischen Stifter verschafft [hatte], um sich selbst besorgt, da Tilly seine Truppen in Westfalen, nachher auch in Höxter einquartierte. – Wie überall im Dreißigjährigen Krieg: [Der] Krieg [geht] ums Eigentum der Kirche! Tilly hatte 1622 in der Pfalz [den] Reformierten [die] Kirchen und Kirchengüter entrissen und an die Katholiken wiedergegeben; ebenso [hatte er] die in ganz Europa bewunderte Heidelberger Bibliothek auf fünfzig Wagen nach Bayern bringen lassen, von wo sie Maximilian I. als Präsent dem Papst nach Rom schickte ›Gregor XV. 1621-1623‹ ...

1624: Von den deutschen Fürsten [ist] nichts zu erwarten. Der gemeine Trunkenbold Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, unter [der] Leitung seines Ministers Adam von Schwarzenberg verkauft sich an Ferdinand II., Christian von Lüneburg, Oberster des niedersächsischen Kreises, verkauft sich dito an Ferdinand II. [Den Kurfürst von Mainz erhält von Ferdinand II. die Bergstraße als seinen Anteil an (der) Beute der katholischen Liga. – [Es] blieb nur [noch] Christian IV. von Dänemark. Dieser war interested, da die ligistischen Truppen die Bistümer seines Sohnes Friedrich crescendo Drangsalen [unterwerfen] und er auch für seinen jüngeren Sohn ein Bistum in Mecklenburg erwischt. [Er] fühlt sich bedroht, da die kaiserlichen Truppen den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg in seinem Stift Magdeburg, den Herzog Christian von Lüneburg wegen Hoya und den Grafen von Schauenburg wegen [des] Klosters Möllbeck bedrängen. – Ferdinand II. verstärkte damals die Heere in Westfalen und [in] Niedersachsen mit Kosaken, die er aus Polen bekommen (hatte und] die schrecklich hausend [das Land terrorisierten]. Das vormalige Kloster Möllbeck sollte wieder mit Mönchen bevölkert werden; in [dem] Bistum Bremen wollte man [den] Katholiken Hasenbach einsetzen; [die] Bistümer Halberstadt, Münster, Osnabrück sollten wieder ganz katholisiert werden; im Stift Verden wurde das Amt Sieck, das an Dänemark verpfändet [war], von Tillys Truppen besetzt. – [Die] Franzosen nahmen Christian von Braunschweig in Sold, [die] Engländer den Ernst von Mansfeld; [die] Holländer konnten nichts machen, da ihr Waffenstillstand mit Spanien abgelaufen [war] und Spinola ihre Festungen in Holländisch-Brabant belagerte. Alles kam auf Christian IV. an, der bereits [sein] Heer bei Itzehoe versammelt [hatte].“¹¹

Hier ist eigentlich mit keinem Wort vom deutschen Volk die Rede, nur von seinen Herren, ihrem Charakter, ihren Zielen und Taten. Aber wer kann sich nicht die Lage der Werktätigen einer Stadt, eines Landstreifens, eines kleinen Territoriums ganz konkret vorstellen, wo solche Herren hausen und sich ganze Bevölkerungen gegenseitig entreissen und zuschanzen.

[41] Wir haben lange die Biographie vernachlässigt. Seit Ende der sechziger Jahre tritt darin langsam eine Wandlung ein – mit einzelnen schnellen Vorwärtssprüngen wie der großartigen

¹⁰ Marx/Engels, Werke, Bd. 7, Berlin 1960, S. 12.

¹¹ Marx/Engels, Über Deutschland und die Deutsche Arbeiterbewegung, Bd. I, Berlin 1961, S. 435-438.

Jacques Roux-Biographie Walter Markovs. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutet auch die Würdigung der Marx-Biographie Franz Mehrings durch Annelies Laschitza in „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“, Heft 1, 1976. Endlich ist es so weit, daß man wieder begreift, was für eine großartige biographische Leistung Mehring vollbracht hat, daß man nicht mehr, wie so oft in den letzten Jahrzehnten, von seiner Marx-Biographie ungerne zugibt, daß sie „gut geschrieben“ sei, aber dann mit tierischem Ernst und voller Überheblichkeit darauf hinweist, „wie viele ideologische Fehler“ sie enthalte. Laschitza kommt in ihren Ausführungen dann auch zu allgemeineren Betrachtungen über „Biographien über Arbeiterführer“. Natürlich sind das noch erste Überlegungen, aber sie deuten doch auf ein Erwachen der Erkenntnis der Bedeutung von Biographien und ihrer Problematik. Um weiterzukommen, gilt es nun, diese Überlegungen im Meinungsstreit weiterzuführen.

Denn noch viel zu oft wird unsere Biographie von der üblichen Art der Geschichtsschreibung beeinflußt, statt daß umgekehrt die Biographie unsere Geschichtsschreibung belebt, lebendiger, konkreter macht.

Natürlich gibt es aus den letzten 200 Jahren, seit Boswell die große Tradition der bürgerlichen Biographie begann, auch eine ganze Reihe langweiliger Biographien. Aber wenn wir die biographische und die historische Literatur betrachten, dann finden wir im Allgemeinen eine große Überlegenheit der biographischen Literatur in der konkreten Erfassung der Wirklichkeit.

Dabei ist es sicher Unrecht, wenn wir biographische und historische Literatur so gegenüberstellen, denn die Biographie wird als solche in der Hauptsache nur deswegen von der historischen Wissenschaft getrennt, weil bisher in der Biographie das künstlerische und erzählende Element gegenüber der üblichen Geschichtsschreibung überwiegt. Aber ist das notwendigerweise so? Ich glaube nicht. Die Geschichtsschreibung sollte auch wieder mehr erzählen und auch zu einem Kunstwerk werden.

In jedem Fall würde ich einem Gesellschaftswissenschaftler, der sich, sei es als Historiker oder Soziologe, als Wirtschaftswissenschaftler oder Philosoph mit der Vergangenheit, insbesondere wenn sie ihm nicht aus eigenem Erleben bekannt ist, beschäftigt, unbedingt raten, auch Autobiographien und Biographien, die jene Zeit behandeln, zu lesen, da er durch sie – natürlich ein oft gefärbtes – viel konkreteres Bild erhält als aus den meisten sogenannten wissenschaftlichen historischen Darstellungen.

Ein schlagender Beweis dafür ist des kleinen Lokalhistorikers und Heimatforschers Poeschel Biographie des kleinen gelehrten, seine Zeit so aufmerksam beobachtenden Pfarrers Christian Lehmann.

Dabei hat Lehmann keine seiner beiden hier zitierten Werke veröffentlicht. Er hat sie zunächst einfach niedergeschrieben. Sicherlich fanden sie einen Niederschlag in den etwa 7000 Predigten, die er gehalten hat. Auch hat er eine Veröffentlichung wohl für durchaus möglich gehalten. Als Poeschel seine Biographie schrieb, war aber erst der von seinen Söhnen herausgebrachte und ergänzte „Schauplatz“ erschienen. [42]

2. Aberglauben, Wissen und Religion

Ein ganz anderes, ebenfalls für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften wichtiges Problem, zu dessen Bedenken uns der „Schauplatz“ anreizt und auf das auch Poeschel gestoßen ist, ist das Verhalten von Wissen, Glauben, Aberglauben und Religion im Denken und Schreiben eines Pfarrers, der ein Buch wie den „Schauplatz“ verfaßt.

Den Sinn des „Schauplatz“, was ihn bewegt hat, ihn zu schreiben, erklärt Christian Lehmann so: „Und dahin hat mich mein Sinn (ohne allen eiteln Ruhm, als welchem ich vorlängst abgestorben) von Jugend auff getragen, der Nachwelt allerley Merckwürdigkeiten von diesem meinem Vaterlande zu entdecken; so wohl auch meinen lieben Kindern einen Natur-, Welt- und

Zeit-Spiegel vorzuhängen, damit sie daraus erkennen möchten, in was für rauhem Gebirge und trübseligen Zeiten sie erzogen worden, und wie er mitten unter den gefährlichsten Kriegsläufften Gottes und der Natur-Wunder angemercket, und mein bekümmertes Gemüthe nebenst meinen unausgesetzten Ampts-Verrichtungen mit Schreiben belustiget.“¹²

Poeschel bemerkt über Lehmanns Arbeitsweise: „Um diesen Schatz an Aufzeichnungen möglichst zu erweitern oder in einzelnen Teilen zu vervollständigen, scheute er keine Mühe. Unverdrossen durchwanderte er das Gebirge, durchforschte er Berge und Wälder, Gruben und Hammerwerke nach Merkwürdigkeiten, suchte er in den Archiven von Städten und Dörfern nach Schriftdenkmälern; und wo er sonst etwas Wissenswertes erfahren zu können glaubte, da zog er Erkundigungen ein, bei reichen Hammerherren und Vornehmen von Adel wie bei armen Kräutlern (Kräutersuchern) oder Exulanten. Von einigen auswärtigen Freunden erhielt er auch schriftliche Mitteilungen, im allgemeinen aber fand er trotz vielfältigen freundlichen Ersuchens nur wenig Unterstützung.“¹³

Sehr schnell kommt Poeschel dann zu dem uns hier interessierenden Thema, zu dem er sich sehr ausführlich äußert:

„Eine der anziehendsten Studien, zu denen die Lehmannschen Schriften Veranlassung geben, und zugleich wertvoll für die Kulturgeschichte des Jahrhunderts ist die Erörterung der Frage, welche Stellung ein von den Fortschritten der Wissenschaft so unterrichteter Mann zu dem Aberglauben seiner Zeit und seiner Heimat einnahm. Nach dieser Richtung einige Blicke!

Magister Lehmann befindet sich in dieser Beziehung in einem steten Kampfe mit sich selbst: er weiß recht wohl, daß die Wissenschaft über viele der abergläubischen Ansichten, in denen er aufgewachsen ist, zum Teil längst den Stab gebrochen hat, und er möchte so gern sich mit den gelehrten Forschern über die Altweibermärlein hinwegsetzen, er wagt auch hie und da einen Versuch, es zu thun, aber die Gewohnheit ist doch zu mächtig, sie zieht ihn immer wieder in die alten Bahnen des Volksglaubens zurück, und namentlich verleitet ihn das Festhalten an gewissen religiösen Vorstellungen zu immer weiteren Zugeständnissen.

[43] Wohl schließt er gelegentlich Aufzählungen abergläubischer Mittel oder wunderbarer Begebenheiten mit einem *Credat Judaeus Apella**! bezeichnet sie wohl gar als Allfanzereyen, oder er müht sich ab, Sagen auf natürliche Erscheinungen zurückzuführen, wie in dem interessanten Kapitel über die Zwerge im Gebirge, ... ungleich häufiger jedoch sind die Stellen, an denen er die vernunftmäßige Erklärung zwar anführt, sich aber trotzdem mit seiner Ansicht auf die Seite der ‚gottseligen Antiquität‘ stellt, oder an denen er die unglaublichsten Dinge ohne jeden Zweifel an ihrer Wahrheit mitteilt.

Daß man in den Kometen Weltkörper zu erblicken habe, welche zu gewissen Zeiten ‚aus der unermeßlichen Tiefe des Himmels hervortreten und dem Auge sichtbar werden,‘ daß ihr Lauf genau berechnet werden kann, ist ihm wohl bekannt, dennoch erblickt er in der Erscheinung ein so abstruses Naturwunder, in welchem noch keiner alle Zweifelsknoten aufgelöst habe und – das ist ihm eben die Hauptsache – er ‚erachtet erbaulicher zu seyn, daß man Kometen für böse Propheten halte, als derselben schreckliche Wirkungen mit einigen gekünstelten *opinionibus* in Wind schlage.‘¹⁴

Auch Erdbeben haben für ihn ihre natürlichen Ursachen, und ist dennoch Gottes Wunderhand darunter verborgen, denn sie sind Zeichen göttlicher Allmacht, gerechten Gerichtes und bevorstehender Strafen.¹⁵

¹² Ch. Lehmann, Schauplatz, S. 2 f.

¹³ J. Poeschel, a. a. O., S. 83.

* Das glaube der (leichtgläubige) Jude Apella! d. h. Das glaube, wer mag.

¹⁴ Schauplatz, S. 368.

¹⁵ Ebendort, S. 393.

Irrlichter hält er für fette schweflichte Dünste, die aus Berggruben, Gottesäckern und Gerichtsstätten ausdampfen und durch die Nachtluft zu Sommers- und Herbstzeiten entzündet werden; das hindert ihn aber nicht daran zu glauben, daß der leidige Satan sein Spiel darunter treibe ...¹⁶

Ganz zuwider sind ihm die Versuche, Wunderzeichen und ominöse Erscheinungen am Himmel, wie man sie zu seiner Zeit so viel wahrzunehmen glaubte, auf rationelle Weise zu erklären als ein Spiegelfechten, indem die irdischen Begebenheiten in spiegelflachen Wolken gleich den Nebensonnen repräsentiert würden. Ein Verständiger könne die Nichtigkeit dieses Vorgebens aus ‚derer Erscheinungen sowohl abentheuerlichen Unvergleichlichkeit als auch importirlichen eventu abnehmen.‘¹⁷ Darauf folgt eine zwölf Quartseiten lange Beschreibung derartiger Omina mit Abbildungen dazu. Ganze Begebenheiten, Kriegsszenen, Mordgeschichten u.s.w. spielen sich da in den Wolken ab, oder es zeigen sich wilde Tiere, Schwerter, Geschütze, Totenbahnen mit Särgen, Kruzifixe, Ruten und anderes mehr, und das damit angedeutete Unglück bleibt niemals aus. Oftmals werden große Schlachten auch durch heftige Stürme im Gebirge angedeutet, ferner ist das Blühen von Rosen und anderen Blumen zu ungewöhnlicher Zeit der Vorbote von Krieg und Pest.¹⁸ ...

Wenn er, wie wir gesehen, sich mißtrauisch zeigte gegen Ergebnisse der Forschung, welche zu seiner Zeit bereits feststanden, so hatte dies zum guten Teil seinen Grund mit darin, daß er so viele Vorkommnisse in der Natur wahrnahm oder wahrzunehm[en] glaubte, für welche auch die Wissenschaft keine Erklärung wußte. ‚Es sage mir doch der allerklügste Naturforscher – so ruft er einmal aus¹⁹ –, woher kommt es, daß eine Habichts-Klaue Geld an sich zieht?‘ Und an diese eine schließen sich in buntem Gemisch eine ganze Reihe verschiedener Fragen, mit denen er die Wissenschaft seiner Zeit kühn herausfordert. Wie nach es sein könne, daß das Gold von Menschenhaaren auf glühenden Kohlen gefärbt werde? Wie doch das Heil- und Wundholz vom Eschenbaum Blutstürze incantamenti instar (gleich einer Zauberformel) plötzlich stille, ‚massen dann viel Werckleute im Gebirge dieses Holz glücklich gebrauchen?‘ Daß Kinder, welche zur Zeit der Kirschblüte entwöhnt sind, so leicht ergrauen? ...

Zu demselben Ende, daß Gott seiner Allmacht vieles vorbehalten habe, was der menschliche Geist nicht auszuspielen vermöge, gelangt er bei fast allen derartigen Betrachtungen. ... Aber die ‚Stern-Gauckeley eitler abergläubischer Köpfe‘ ist ihm verhaßt, wenn er auch Fälle genug anführen muß, in denen die aus der Stellung der Sterne geweissagten Schicksale wirklich eintrafen, unter anderem wird auch der Tod des Grafen Albertus von Wallenstein mit genannt. Dann gilt es nur wieder seine Zuflucht zu dem Höchsten zu nehmen: ‚Ich achte und glaube, das Generalthema aller Menschen bestehe in der heiligen Fürsorge Gottes: Tua, Pater, providentia cuncta gubernat! Und könne das angedrohte Übel durch Gebet abgewendet werden.‘ ...

Ebenso erklärt er es auch in anderen Dingen für unchristlich, verbotene Mittel zu gebrauchen, etwa um Schwaben oder ähnliches Ungeziefer zu vertreiben, doch berichtet er, daß es mit gutem Erfolge geschehen sei.

Ein Kapitel, in welchem eine große Menge abergläubischer Mittel namhaft gemacht werden, Segensprechen, das Tragen von Amuletten, das Anbringen von Drutenfiguren, allerhand Hokusfokus ‚aus der Alten Weiber Philosophie‘ gegen Krankheiten u. a. endet mit den Worten: ‚Der gottselige Leser wird sich bey Beschluß dieser Lection seines heiligen Tauf-Bundes erinnern, und hertzl. seufftzen, daß ihn der Barmhertzige Gott für allen solchen Un-Christlichen und ärgerlichen Greueln in Gnaden um Christi willen behüten wolle.‘²⁰ ...

¹⁶ Ebendort, S. 420.

¹⁷ Ebendort, S. 399.

¹⁸ Ebendort, S. 420.

¹⁹ Ebendort, S. 831.

²⁰ Ebendort, S. 903.

Der Dualismus, welcher sich in dem bereits angeführten deutlich zu erkennen giebt, ist bei Christian Lehmann zur festen Überzeugung geworden. Vom Teufel und seinen Scharen gehen alle die casus praeternaturales, die unheimlichen Erscheinungen und Spukgeschichten aus, von denen er so viel erzählt, und gegen sie giebt es nur ein Mittel, das Gebet zu Gott!“²¹

Lehmann starb 1688 – wenig später begann Newton sein Leben umzustellen und sich hauptberuflich mystischen Spielereien zuzuwenden, die dann unter anderem in seinen „Bemerkungen zu den Prophezeiungen Daniels und zur Apokalypse des Heiligen Johannes“ ihren Niederschlag fanden. Der Unterschied zwischen Lehmann und Newton liegt nicht so sehr in der Weltanschauung als vielmehr darin, daß Newton in Zwei Welten lebte, von denen die eine ihm in den Jugend- und in den besten [45] Mannesjahren als Hauptwohnung, die andere im Alter als Hauptaufenthaltort diente, während Lehmann gleichzeitig in beiden lebte, und in der, in der er sich gerade befand, noch ganz von der Atmosphäre der anderen befangen war.

Es ist sicherlich kein Glück für die Wissenschaft, wohl aber ein Segen für den Historiker der Wissenschaft, daß sich Newton, nachdem er das erste Halbjahrhundert seines Lebens durchschritten, so merkwürdigen Themen zuwandte, denn daß gerade er es tat, öffnet unsere Augen für den Geist der Zeit, für das merkwürdige Neben- und Durcheinander von Wissenschaft und Aberglauben.

Wobei wir uns darüber klar sein müssen, daß auch heute noch solche Erscheinungen nicht unüblich sind – man denke nur an die nicht anders als fromm zu bezeichnende Theorie der Konfliktlosigkeit in der sozialistischen Gesellschaft, die eine Zeit hindurch in den sozialistischen Ländern gepredigt wurde, und die natürlich nur einen uralten Mythos vom idyllischen Fortschritt wiedergibt, während doch jeder Gesellschaftswissenschaftler seit Marx wissen sollte, daß der Fortschritt, daß jede gesellschaftliche Bewegung nur in Widersprüchen, in Konflikten vor sich gehen kann. Diese Predigt der Konfliktlosigkeit sollte tieferes Verständnis in uns für Newton wecken und so auch tieferes Verständnis für die Weltanschauung Christian Lehmanns.

Christian Lehmann war natürlich in erster Linie ein frommer Pfarrer. Sodann war er ein ungewöhnlich belesener Gelehrter. Die großen Schriftsteller der Antike, Griechenlands wie Roms, sind ihm ebenso vertraut wie die Humanisten des vorangehenden Jahrhunderts, sei es Pirckheimer oder Peutingen. Chroniken, insbesondere die Heimatgeschichte betreffend, hat er mit unermüdlichem Eifer gelesen und exzerpiert, ebenso wie geographische, medizinische, bergbaukundliche und zahlreiche andere naturwissenschaftliche Werke. Dazu kommen natürlich zahlreiche theologische Schriften. Wenn Poeschel feststellt, daß er allein im „Schauplatz“ nahezu 300 Werke zitiert hat, so erfaßt Lehmann damit den gleichen Prozentsatz der insgesamt gedruckten Werke, wie wenn heute ein Gelehrter an Millionen Werke zitieren würde.

Zu der gedruckten und geschriebenen Literatur kommen die Erzählungen und Berichte, die er in mündlichen Erkundigungen auf seinen Wanderungen gemacht hat.

Und schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß er durch eigene Forschungen im Lande, durch Beobachtungen und Untersuchungen der Natur- wie auch gesellschaftlicher Verhältnisse viel Material zusammengebracht hat.

Christian Lehmann war also ein ungewöhnlich vielseitig gelehrter Mann, der alle nur möglichen Mittel, sich die Realität von Natur und Gesellschaft anzueignen, benutzte.

Schließlich hatte er in seiner Eigenschaft als Pfarrer, dadurch, daß seine Pfarrkinder mit ihren Sorgen und Problemen wie auch mit ihren Erlebnissen, seien es Träume oder unerklärliche Ereignisse, deren Deutung sie von ihm verlangten, zu ihm kamen, einen tiefen Einblick in die Psyche des Menschen, die er, so verpflichtet als frommer Priester, rein und gottesfürchtig erhalten, also auch manipulieren mußte.

²¹ J. Poeschel, a. a. O., S. 90 ff.

Dabei war es verständlich, daß er dazu neigte, zahlreiche Geschehnisse, die er entweder natürlich oder auch als durch Gott bzw. den Teufel veranlaßt erklären konnte, den beiden letzteren zuzuschreiben. Das ist eine Selbstverständlichkeit für einen Pfarrer, kein Betrug, sondern entspricht seinem ehrlichsten Hauptanliegen.

[46] Genau das wird so deutlich aus all dem, was Poeschel geschickt an Widersprüchen bei ihm belegt. Und nicht nur an Widersprüchen sondern auch an wunderbarer Einheit von Gott und Natur.

Nehmen wir etwa das von Poeschel angeführte Beispiel der Erdbeben. Wörtlich heißt es im „Schauplatz“: „Erdbeben hat seine natürliche Ursachen, und ist dennoch Gottes-Wunder-Hand darunter verborgen. Denn sie sind Zeichen Göttlicher Allmacht, gerechten Gerichtes und bevorstehender Straffen.“²²

Erdbeben scheinen nach Lehmann nicht nur natürliche Ursachen zu haben, sie haben sie wirklich. Hier spricht der Naturwissenschaftler. Aber, und jetzt spricht der fromme Pfarrer, ohne sich darüber klar zu sein, als reiner Deist: die Erdbeben sind zugleich eine Äußerung Gottes. Jedoch geht es weiter – und jetzt kommt erst das wirklich Wunderbare, die Wissenschaft, die sich bisher noch durchaus mit Gott vertrug, aufhebende: die Natur wird anscheinend nicht von ihren eigenen Gesetzen bestimmt sondern von dem Charakter des Tuns der Menschen. Denn die Erdbeben geschehen gerade dann, wenn die Menschen nach Ansicht Gottes eines Gerichtes, das Strafen für sie ausspricht, bedürfen.

Anders ist das Beispiel der Irrlichter zu werten. Auch sie erklärt Lehmann als „natürliche Dinge“.²³ Sie werden aber bei Lehmann keineswegs gleichzeitig als letztlich vom Teufel hervorgerufen, wie die Erdbeben von Gott, betrachtet. Der Teufel nutzt nur die natürliche Erscheinung, um in ihrem Schutz sein „Spiel zu treiben.“

Wieder anders ist die Angelegenheit der „Comet-Sterne“²⁴ zu werten. Selbstverständlich kennt Lehmann die betreffende astronomische Literatur soweit, daß er weiß, daß man das Erscheinen der „Comet-Sterne“ gelegentlich vorausgesagt hat und daß es andererseits Meinungsverschiedenheiten über ihr Entstehen und ihren Charakter gibt – er zählt eine Reihe Autoritäten auf. Und dann meint er, es sei aber „erbaulicher“, sie für „böse Propheten“ zu halten, als sie nur natürlich und mathematisch, das heißt für ihn „gekünstelt“, zu erklären. Wie bei den Erdbeben würde dadurch ihre moralische Wirkung verloren gehen.

Eine solche Auffassung kann uns nicht ganz (!) fremd sein. So wie wir uns stetig und völlig richtig bemühen, die Ereignisse der Welt nicht einfach objektiv zu berichten, sondern an ihnen je nach den Klassenkampforderungen bald diese, bald jene Seite hervorheben, dabei oft, wiederum politisch völlig richtig, etwa das Klassenkämpfelement im Ereignis als Faktor in den Vordergrund rücken, so möchte Lehmann unter allen Begründungen für ein Ereignis, vor allem den moralisch-religiösen Faktor betonen, denn seine Aufgabe ist es (so wie die unsrige der Welt-Sieg im Weltklassenkampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus), das Wort und die Moral Gottes zum Sieg über den Teufel zu führen.

Rührend ist es zu sehen, wie Lehmann sich bisweilen nicht wohl fühlt, wenn er die Wissenschaft so hintenanstellt oder gar für „gekünstelt“ erklärt, und sich da-[47]durch zu rechtfertigen sucht, daß er der Wissenschaft vorwirft, so viele Dinge nicht erklären zu können, wobei er dann die unsinnigsten Dinge verlangt, zum Beispiel die Erklärung, warum Kinder, die zur Zeit der Kirschblüte entwöhnt sind, so leicht ergrauen. Er vergißt nur dabei, daß diese (natürlich nicht zutreffende) Tatsache auch nicht von Gott oder dem Teufel her zu erklären ist.

²² Schauplatz, a. a. O., S. 393.

²³ Ebendort, S. 420.

²⁴ Ebendort, S. 367 f.

Die ganze Problematik, die wir hier aufgeworfen haben, zwingt uns auch folgende Fragestellung auf: Soll man die Geschichte der Wissenschaft darstellen als eine stete Akkumulation von neuem Wissen und größerer Annäherung an die Wahrheit – dabei natürlich nicht als reine Kontinuität sondern mit allen Rückschlägen wie den Zeiten des Verlierens von Wissen beim Übergang von der Antike zur Feudal-Zeit in Europa ... oder soll man nicht auch den Menschen als Wissenschaftler auf der einen und Gläubigen, Moralisten, Politiker, Geschäftsmann auf der anderen Seite erscheinen lassen? das heißt, soll man eine „reine“ Geschichte der Wissenschaft oder eine Geschichte der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Aneignung der Welt und ihrer Vermischung mit Unwissenschaft, ihrer Vermischung mit anderen Formen der Aneignung der Welt geben?

Es ist ganz offenbar, daß man später einmal eine große allgemeine Geschichte der Aneignung der Welt schreiben wird, also eine Geschichte, die in ihrem dialektischen Zusammenhang die wissenschaftliche, religiöse, praktisch-geistliche, künstlerische Aneignung umfassen wird. Es scheint mir aber auch offenbar, daß man schon heute unmöglich nur etwa eine Geschichte der „reinen Akkumulation“ von gesellschaftswissenschaftlichen Einsichten und Erkenntnissen schreiben kann. Denn die Akkumulation geschieht immer durch Menschen, durch Wissenschaftler, die nie „reine“ Wissenschaftler sind, sondern durch ihre ganz persönlichen Verhältnisse, ihre ganz persönliche Eigenart bestimmt.

Damit sind nicht etwa die gesellschaftlichen Verhältnisse gemeint. Diese werden selbstverständlich auch in einer „reinen“ Geschichte der Wissenschaft voll und ganz berücksichtigt, indem gezeigt wird, wie zum Beispiel der Kapitalismus neue Erkenntnisse ermöglicht, ja eine Wissenschaft wie die Politische Ökonomie überhaupt erst entstehen läßt. In einer solchen „reinen“ Geschichte kann man auch die wenigen Wissenschaftler, die „reine“ Vertreter einer Gesellschaftsordnung (wie Ricardo als wunderbar reinen Vertreter des Kapitalismus der Industriellen Revolution) aus einer Geschichte der Akkumulation von Wissen als Personen einfach fortlassen. Auch Malthus hat einige tiefe Einsichten gehabt, die neben dem reichen von Ricardo gesammelten Schatz, in einer solchen „reinen“ Akkumulationsgeschichte ohne seine Person erscheinen würden.

Aber ist es wirklich eine Geschichte etwa der Gesellschaftswissenschaften, wenn Wir in ihr nur die positive Akkumulation von Malthus fänden und nicht den Akkumulateur, den Wissenschaftler und Menschen Malthus mit all seinen Mängeln und Fehlern, mit allen Hindernissen, die seiner persönlichen Neigung zu einer im Niedergang befindlichen Schicht des Kapitals, dem noch durch zahlreiche feudale Privilegien gestützten kapitalistischen Großgrundbesitz, entsprachen?

Dabei geht es eben nicht um das, was Lenin den Weg von der Unkenntnis zur [48] Erkenntnis nennt²⁵, sondern um die Infiltration der Erkenntnis durch persönlich bestimmte Elemente. Die persönlich bestimmten Elemente können Hinneigung zu irgendeiner Klasse oder Schicht sein, zu der kein gesellschaftlicher Grund vorliegt (Malthus hätte natürlich ebensogut und viel natürlicher sich wie so viele seiner Freunde, darunter Ricardo, den Interessen der Industriebourgeoisie verschreiben können), oder persönliches Geschäftsinteresse oder religiöse Neigungen oder künstlerische Begabung oder praktisch-geistige Erfahrungen, wie etwa, daß die Sonne sich um die Erde dreht.

Wenn wir uns die historischen Wissenschaftsstudien etwa von Marx ansehen, dann finden wir in ihnen, soweit sie die Politische Ökonomie betreffen (und das sind die einzigen, für die wir geschlossene Darstellungen haben), daß sie auf der einen Seite sehr klar herausarbeiten, wie unter welchen gesellschaftlichen Umständen das Wissen sich akkumulierte, auf der anderen Seite aber spielen auch die Akkumulateure, die Wissenschaftler, und zwar sehr oft mit ihren

²⁵ W. I. Lenin, Werke, Bd. 21, Berlin 1960, S. 42.

persönlichen Eigenschaften, eine große Rolle in der Darstellung. Mit ihren persönlichen Eigenschaften, die nicht nur direkt die Wissenschaft beeinflussen. Marx rühmt an Petty seinen „originellen Humor“, charakterisiert ihn als „denkkühnen aber grundfrivolen Armeechirurgus, der ebenso geneigt war, unter Cromwells Aegide in Irland zu plündern als von Karl II. den nötigen Baronettitel für den Plunder zu erkriechen“, und bezeichnet ihn auch als „einen frivolen, plünderungssüchtigen und charakterlosen Abenteurer.“²⁶

Ich glaube nicht, daß das charakterlose Abenteurertum Pettys für seine wissenschaftlichen Erkenntnisse von Bedeutung war – und doch möchte ich diese Kennzeichnung Pettys in einer Geschichte der Politischen Ökonomie, in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, ja auch in einer ganz allgemeinen Geschichte der Aneignung der Realität nicht missen. Man möchte doch auch gerne etwas vom Wesen der Menschen, der Wissenschaftler wissen, die uns unser Wissen errungen haben, gute und schlechte Eigenschaften und Neigungen, denn eine Geschichte der Wissenschaften nur auf Grund der gesellschaftlichen Umstände, der Gesellschaftsordnungen, unter denen sich die Wissenschaft nur so und nicht so entwickeln konnte, hat sicherlich auch ihren Sinn, aber wird doch eines zumindest mir wichtig und interessant erscheinenden Momentes ermangeln, eben des einzelnen Wissenschaftlers in seiner Eigenart – und mit mir einig werden bestimmt alle Künstler und künstlerisch empfindenden Menschen sein, für die das Individuum nicht als Abstractum sondern in seiner spezifischen Eigenschaft immer wichtig gewesen ist, eine Menschengruppe, und sie ist glücklicherweise zahlreich, für die doch auch eine Geschichte der Wissenschaften geschrieben sein soll.

Und wieviel mehr gilt es noch, Gestalten wie Christian Lehmann in einer Geschichte der Wissenschaften festzuhalten, bei denen die wissenschaftliche Erkenntnis solche Schwierigkeiten hat, zum Durchbruch zu kommen, weil so viele andere [49] Elemente, wie das Religiöse und Moralische die Erkenntnis hemmen oder verschleiern. Die Wissenschaft geht nicht nur einen schwierigen Weg, weil die Mittel der Erkenntnis erst langsam erworben werden und weil stets die gesellschaftlichen Verhältnisse noch nicht genügend entwickelt sind, um bestimmte Erkenntnisse zu erlauben, wie etwa in Griechenland und Rom die Schaffung einer Wissenschaft der Politischen Ökonomie unmöglich war. Der Weg ist doch auch schwierig, weil er von Menschen, von Wissenschaftlern mit allen ihren, den eigenen wissenschaftlichen Weg so oft und in so mannigfaltiger Weise hemmenden ganz persönlichen Eigenschaften gegangen wird.

Darum gebe ich nur ungern zu, daß man auch eine Geschichte der Wissenschaft schreiben kann, in der höchstens die Namen der Wissenschaftler erscheinen und letztlich auch diese fehlen können. Lieber, unendlich lieber ist mir, weil so viel reicher und schöner, eine Geschichte, die auch die Eigenschaften, nichtwissenschaftlichen Anschauungen und wichtige Ereignisse im Leben der Wissenschaftler mit enthält.

Dabei möchte ich keinen Unterschied machen zwischen den großen Wissenschaftlern und dem Fußvolk der Wissenschaftler, den „common scientists“, wie es so gut im Englischen heißt. Denn gerade bei den kleinen, den gemeinen (im guten Sinne des Wortes!) Wissenschaftlern, wie dem Pfarrer Christian Lehmann, spielt die persönliche Problematik, das Gemisch der verschiedenen, zum Teil untereinander unverträglichen Aneignungsformen der Welt, oft eine größere Rolle als bei den großen Wissenschaftlern, bzw. verbergen sie diese Rolle seltener als die großen und können uns so auch auf manche für die Gesamteinschätzung wichtige Spur bei den großen helfen.

Allerdings scheint es mir zweifelhaft, ob man auf diesem Weg so weit gehen kann, wie Kuno Fischer, der die Geschichte der neueren Philosophie von der Renaissance bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in 10 Bänden um je eine große Gestalt herumgeschrieben hat. Nicht, daß nicht

²⁶ Vgl. zu diesen und weiteren Charakterisierungen J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 26, Berlin 1965, S. 42 f.

einzelne Bände ganz ausgezeichnet sind – der Band über Bacon ist immer noch die beste ausführliche Darstellung, die wir in der deutschen Literatur besitzen. Vielleicht kann auch eine solche Darstellung, wenn man die „Umgebung“, also direkte Vorläufer und Schüler entsprechend berücksichtigt, bis zu einem gewissen Grade gelingen. Aber nicht nur führt sie zu leicht auf Abwege, sie macht es auch praktisch unmöglich, kleine Wissenschaftler, die eigene Wege gehen, mitzubedenken. Hat doch Marx darum auch in seiner historischen Analyse der Politischen Ökonomie mit so viel Recht und auch relativ ausführlich nicht nur relativ unbekannte Autoren sondern auch so manche anonyme Broschüre behandelt, wenn sie Originelles bringen.

Das heißt, bei aller Bedeutung der Biographie für die Geschichte der Wissenschaften, und diese hervorzuheben ist ja die Aufgabe dieses Bandes, darf man ihre Bedeutung auch nicht überschätzen, selbst wenn man sie als „Leben und Werk“ faßt. [50]

Kapitel III: Pascal – auf der Suche nach einer Biographie

Werner Krauss gab mir den letzten Anstoß. Er nennt Pascal den „genialsten und fortgeschrittensten Bürger des 17. Jahrhunderts“.¹ Lange schon aber schien mir Pascal von uns Marxisten ungenügend beachtet und geehrt, und ich meinte, es sei recht, stärkere Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken.

Ich wollte nachsehen, was in den bei uns erschienenen Geschichten der Philosophie über ihn steht – aber wir haben noch keine eigenen, wir haben nur Übersetzungen aus dem Russischen. Da ist der 1966 bei uns erschienene „Abriß der Geschichte der Philosophie“, der Pascal im Personenregister überhaupt nicht erwähnt. Da ist die sechsbändige von M. A. Dynnik herausgegebene Geschichte der Philosophie, deren erster (1960 bei uns erschienener) Band Pascal zweimal erwähnt – einmal in vier Zeilen seine „Entdeckung des atmosphärischen Druckes“ und einmal mit drei Worten seine Rechenmaschine. Vielleicht liegen die Ursachen für diese unerhörte Vernachlässigung von Pascal in unseren Philosophiegeschichten in der gleichen Richtung wie die Tatsache, daß die Berliner Universitätsbibliothek das dreibändige „Standardwerk“ über Pascal von Fortunat Strowski unter „Theologie“ eingeordnet hat ... dabei so gar nicht unberechtigt vom bibliothekarischen Standpunkt, da es in einer Serie „Histoire du Sentiment Religieux en France au XVIIe Siècle“ erschienen ist. Auch soll man nicht vergessen, daß die beste deutsche Biographie Pascals – es ist mehr als 100 Jahre her! – 1870 von dem Pastor der Reformierten Kirche zu Leipzig Joh. Georg Dreydorff geschrieben wurde und daß er sie „Pascal. Sein Leben und seine Kämpfe“ nannte, wobei er unter Kämpfen vor allem seinen Kampf gegen die Jesuiten verstand.

Das alte Lexikon von Meyer (Bd. 15, Ausgabe 1906) dagegen beginnt seinen Artikel über Pascal mit den Worten „scharfsinniger Mathematiker und Philosoph“. So hatte auch ich ihn immer gesehen – bis vor kurzem, als meine Studien über Methodologie und Wissenschaftstheorie mich zu seinen „kleinen Schriften“ führten, die ich, da ich sie gerade so besaß, in der Ausgabe von W. Rüttenauer (1938) las, und deren erster Abschnitt mehrere Studien unter der Überschrift „Über die Methode und über die Psychologie des Gelehrten“ zusammenfaßt, genau auf diese Weise das heute so notwendige Interesse der Wissenschaftshistoriker und Wissenschaftstheoretiker für Pascal weckend.

Ich schlug dann Bernals „Die Wissenschaft in der Geschichte“ nach, um zu sehen, [51] ob er dort stärker auf diese Seite im Werke Pascals eingeht. Natürlich schätzt Bernal Pascal hoch ein, doch hat er nur für zwei Seiten von Pascals Werk ein herausragendes Lob: „Seine tiefen Pensées (Gedanken), die nach seinem Tode publiziert wurden, sind noch immer eines der Glanzstücke französischer Philosophie und Literatur.“²

... und Literatur. In der Tat gibt es so manche Literaturwissenschaftler, die die größte Leistung Pascals auf dem Gebiet der Literatur, der Kunst der Prosa, vor allem in seinen Briefen gegen die Jesuiten, sehen – wie ja auch manche bei Martin Luther stets überdauernd nur seine Leistung auf dem Sprachgebiet finden.

Guardini geht mit einigen ergreifenden Worten auf die Vielfältigkeit der geistigen Tätigkeit Pascals ein, sich dabei nur auf die letzten Lebensjahre Pascals beziehend: „Er war verschwenderisch begabt. Welche Herrlichkeit an Geisteskraft, wenn der von Kämpfen erschöpfte, todnahe Mann, kaum daß er sich etwas erholt hat, in unbegreiflicher Raschheit die Theorie der Zykloide aufbaut; bald darauf, wie gleich zu sagen sein wird, ein neues Kapitel aus der christlichen Wertlehre schafft; dann das technisch-organisatorische Problem eines Omnibusunternehmens löst – und alles, während er mit tiefgrabenden Untersuchungen zur Apologie beschäftigt ist! Aber er ist nicht bloß unbegreiflich begabt; seine Begabungen haben etwas Furchterregendes.

¹ W. Krauss, Studien und Aufsätze, Berlin 1959, S. 199.

² J. D. Bernal, Die Wissenschaft in der Geschichte, Berlin 1967, S. 878.

Es ist nicht nur ein Ausdruck des Familienstolzes, wenn Gilberte Périer erzählt, der Vater habe, als er den Zwölfjährigen bei seiner mathematischen Entdeckungsarbeit gefunden, ‚erschrocken vor der Größe und Macht dieses Genies, ihn, ohne ein Wort zu sagen, verlassen‘. Der Geist kann viele Qualitäten haben; er kann auch furchtbar sein. In Pascals Geist ist etwas Furchtbares. Eine dunkle Tiefe grollt darunter. Eine verzehrende Glut ist darin. Eine wilde Kraft des Griffes hat dieser Geist.“³

Die Biographie eines solchen Menschen ist schwer zu schreiben – nicht nur wegen der Verschiedenartigkeit seiner Leistungen sondern auch wegen der Verschiedenartigkeit seiner Wirkungen – seiner Wirkungen nicht nur auf seine Zeit, auf seine Zeitgenossen sondern auch auf die folgenden Jahrhunderte.

Friedrich Gundolf hat ein Buch geschrieben „Caesar. Geschichte seines Ruhms“, als dessen Aufgabe er sieht: „Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften zum tausendstenmal betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker. Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen, die Bilder, die sie in die rege Zeit prägen, oder was dasselbe ist, in diesem zugleich gewirkten und bewirkten Stoff empfangen, sind Formen ihrer eigenen Kraft. Sie offenbaren sich zeugend in immer neuen Schößen, strahlend aus immer anderen Augen, ihr *ganzes* Wesen kommt erst zum Vorschein, indem die Jahrhunderte es erwidern.“⁴

Auch Heine spricht in ähnlichem Zusammenhang von „immer anderen Augen“, genau von „neuen Augen“: „Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des [52] plastischen Anschauens, Fühlens und Denkens, noch vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geistes sind ewig feststehend, aber die Kritik ist etwas Wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit, hat nur für diese ihre Bedeutung, und wenn sie nicht selbst kunstwertlicher Art ist, wie z. B. die Schlegelsche, so geht sie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen, und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas anderes und viel mehr, als sämtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe sehen.“⁵

Wie recht haben sie beide, der große fortschrittliche Dichter und Kritiker Heine und der, leider so reaktionäre und intelligente, Literaturwissenschaftler Gundolf! Jedes Zeitalter sieht die wirklich großen Gestalten der Geschichte entsprechend seinen Bedürfnissen an diesen Gestalten anders. So auch den Blaise Pascal.

Und bisweilen sieht es diese Großen auch direkt als Zeitgenossen, wie es etwa (für viele stellvertretend) der fromme Ehrenberg nach dem zweiten Weltkrieg tat, wenn er von Pascal schrieb:

„Blaise Pascal (1623-1662), ein Mann tiefster Schwermut, von jener Schwere des Geistes, die schöpferisch ist und über alles großes Licht ausschüttet, ist bekämpft und gehaßt worden; vor allem war ihm das 18. Jahrhundert äußerst abhold. Kaum einer Epoche ist er jedoch so sehr zur Freude und zum Trost gediehen wie der unsrigen, weil wir des Trostes und der Erleuchtung besonders bedürftig sind. Es ist, als ob Pascal in unserem Zeitalter ein zweites Leben angenommen hat. Und er kann denen, die in diesem fürchterlichen und doch nicht minderwertigen Jahrhundert nur ihre eigene Zerrissenheit finden und daher verkommen oder verzweifeln und die in dauernder Angst vor den lebensbedrohenden Mächten stehen und am Erblindenden sind, Heilung und Gesundung bringen ...

Heute ist Pascal eine der Säulen des Europa, über das wir unter uns nur im Rahmen profanpolitischer und taktischer Banalitäten nachgesonnen haben. Diese Besinnung wird aber die geistige

³ R. Guardini, Christliches Bewußtsein. München 1950, S. 299.

⁴ Fr. Gundolf, Caesar, Berlin 1925, S. 8.

⁵ H. Heine, Reisebilder (Die Nordsee), Hg. von G. A. E. Bogeng. Hamburg-Berlin o. J., S. 134 f.

Rezeption Pascals durch Europa einschließen; ohne ‚Pascal‘ und die ‚Pascaliens‘ ist Europa substanzlos und ohne Basis. So kommt der unter Ludwig XIV. beseitigte Laizismus des französischen Christentums spät zu einer europaweiten Ausstrahlung; der dereinstige Laizismus des 17. Jahrhunderts und der derzeitige des 20. sind die Ahnen der Generation der Péguy, Bloy, Rolland, Jammes, Claudel, Bernanos usw. geworden, die auch die Schule der ‚Neuen Theologie‘ einbegreift. Sie alle, Pascal an der Spitze, sind der christliche Vortrupp des sich heute unter Krämpfen einigwerdenden Europas.“⁶

Margot Kruse hat ein interessantes Buch über das Schicksal Pascals in französischer Einschätzung geschrieben, seinen Ruhm im 17. Jahrhundert, die Abneigung gegen ihn im 18. Jahrhundert, das erneute positive Interesse an ihm im 19. Jahrhundert und die ganze Zwiespältigkeit seiner Beurteilung im 20. Jahrhundert. Die Entwicklung in anderen Ländern war der in Frankreich ähnlich.

[53] Mit Recht aber bemerkt Kruse über das 18. Jahrhundert: „Eines der interessantesten Kapitel philosophischer und literarischer Kritik ist das Bild Pascals im Spiegel der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Der Wandel des Menschenbildes, der sich im Zeitalter der Aufklärung vollzogen hat, kommt in der Auseinandersetzung mit dem Denken Pascals besonders deutlich zum Ausdruck. Wohl selten ist ein genialer Autor schärfer von einer ganzen Epoche verurteilt worden, und doch bildet diese Pascal-Kritik einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte seines Ruhmes; denn hätten die Autoren des ‚siècle philosophique‘ nicht die Größe Pascals gespürt, so wäre es überflüssig gewesen, ihn so heftig zu bekämpfen und sein Bild als Gegenpol zu den eigenen Anschauungen immer wieder heraufzubeschwören.“⁷ In diesem Jahrhundert hat er aber nicht nur eine ganze Phalanx hervorragender Franzosen – Voltaire an ihrer Spitze – gegen sich, sondern auch zahlreiche Engländer wie Shaftesbury und Deutsche wie Gottsched.

Und wie sich das 17. und 18. Jahrhundert in der Beurteilung Pascals scharf gegenüberstehen, so im 20. Jahrhundert zwei Richtungen, die in Frankreich durch den großen Dichter und scharfsinnigen Denker Paul Valéry und den in so vielem fortschrittlichen und in so vielem anderen reaktionären katholischen Schriftsteller François Mauriac vertreten sind. Kruse stellt die beiden so gegenüber:

„Valéry scheidet streng zwischen dem Menschen und dem Schriftsteller, mit dem allein sich der Kritiker zu beschäftigen hat. Er entwickelt sein Pascal-Bild rein aus der Betrachtung des Werkes, oder genauer gesagt aus der Interpretation eines einzigen Fragmentes der *Pensées*, das er als ‚pars pro toto‘ in seiner künstlerischen Gestalt und in seinem gedanklichen Gehalt zu analysieren und durch eigene Ideen zu variieren sucht. Schon durch diese Form der Kritik schließt sich Valéry an die *Remarques sur les Pensées* von Voltaire an. Die innere Verwandtschaft zwischen beiden Pascal-Darstellungen wird ganz deutlich, wenn Valéry in dem Gespräch mit Frédéric Lefèvre sagt:

„Ich gestehe, daß ich in Pascal eine Art Menschenfeind sehe ... im Grunde fast einen Feind der Religion, ich meine der menschlichen Seite der Religion.“^{*/**}

Mauriac dagegen, der sich auch eingehend mit der Polemik *Voltaire contre Pascal* beschäftigt hat^{***}, schließt sich nicht nur in der Form der literarischen Kritik, sondern auch in der Beurteilung des Autors der *Pensées* weitgehend an Sainte-Beuve an, der die besondere Eigenart und Größe Pascals gerade in seinem tiefen Verständnis für den Menschen gesehen hatte. Der Gegensatz zu Valéry kommt in aller Schärfe zum Ausdruck, wenn Mauriac von Pascal sagt, er sei:

⁶ H. Ehrenberg, In der Schule Pascals, Heidelberg 1954, S. 9 f. und 14 f.

⁷ M. Kruse, Das Pascal-Bild in der französischen Literatur. Hamburg 1955, S. 30.

* Meine Übersetzung – J. K.

** Frédéric Lefèvre: Entretiens avec Paul Valéry, Paris 1926, S. 81 f.

*** Vgl. Mauriac: Voltaire contre Pascal in: Mes grands hommes, Monaco 1949, S. 45-54.

„Der einzige Humanist würdig dieser schönen Bezeichnung; der einzige, der nichts am Menschen verneint“^{*/**}

Stellt man die verschiedenen Stimmen der Pascal-Verehrung und Pascal-Verurteilung so unmittelbar nebeneinander und bedenkt, daß sich nicht nur in Frankreich, [54] sondern in ganz Europa seit mehr als einem halben Jahrhundert eine lebendige Auseinandersetzung mit dem Werk Pascals vollzieht, daß zum Beispiel ein Denker wie Miguel de Unamuno dem Autor der *Pensées* eine besondere Sympathie entgegenbringt^{***}, während Aldous Huxley in dem „Death-Worshipper“ Pascal den großen Antagonisten sieht[†], so wird man Paul Painlevé recht geben, wenn er sagt: „Wenn die wahre Unsterblichkeit des Denkens darin besteht, unablässig in den Seelen leidenschaftliche Zuneigung oder Revolten hervorgerufen, wer hat dann in größerem Masse Unsterblichkeit erworben als Pascal“.^{*/††“⁸}

Ja, Pascal gehört zu den Großen der Geistesgeschichte, zum Erbe, das wir kritisch für uns sichten müssen. Und da er von so vielen Marxisten bisher vernachlässigt worden ist, sei im folgenden einiges über ihn gesagt.

1. Leben und „Tätigkeitsmerkmale“

Meine alte Ausgabe der *Pensées* von 1761 enthält eine Einleitung, die so beginnt: „Nachdem Herr Pascal noch sehr jung das Studium der Mathematik, der Physik und anderer profaner Wissenschaften, in denen er so großen Fortschritt gemacht hatte, daß es ganz sicherlich wenig Personen gegeben hat, die weiter als er in die besondere Materie, die er behandelte, eingedrungen waren, aufgegeben hatte, begann er im Alter von etwa 30 Jahren sich mit ernsteren und bedeutenderen Dingen zu beschäftigen und sich einzig und allein, soweit es seine Gesundheit erlaubte, der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der christlichen Moral zu widmen.“⁹

Ganz ähnlich heißt es in einem anderen Vorwort, das 1938 gedruckt wurde: „Es ist mit den Pascal-Christen oft eine eigene Sache; wenn Nietzsche ihn den einzigen großen Christen nannte, den er kenne, den einzigen, vor dem er Achtung gewonnen habe, dann dachte er wohl kaum an den Mann, der einen Dornengürtel auf dem bloßen Leib trug, der seiner Schwester einen Vorwurf daraus machte, wenn sie in Gegenwart ihrer Diener von einer schönen Frau sprach, „weil das sündige Gedanken in ihnen wecken könne“, der die unschuldigsten Freuden haßte, der, wenn man ihn nicht eigens daran erinnerte, nicht wußte, was er gegessen hatte, ob es gut oder schlecht war, der Angst davor hatte, gesund zu werden, und Gott bat, ihn in seiner Krankheit zu belassen – nicht an diesen dachte er, und nicht an ihn denken viele, denen er eine Art Evangelium geworden ist. Und doch war das der gleiche Mann, der einer der größten Mathematiker war, der mit seinen „Lettres provinciales“ eine der glänzendsten und gefährlichsten Satiren verfaßte, die je ge-[55]schrieben wurde, und tausend geistvolle und kühne Gedanken über Gott und den Menschen schrieb. Einer der größten Geister aller Jahrhunderte hat – ohne das geringste von der Schärfe seines Geistes einzubüßen – in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Dasein geführt wie der letzte und geringste aus der Schar des Franz von Assisi.“¹⁰

In der zweiten Hälfte seines Lebens ein Dasein wie der geringste aus der Schar des Franz von Assisi ...

* Meine Übersetzung – J. K.

** Mauriac: Blaise Pascal et sa soeur Jacqueline, Paris 1931, S. 251.

*** Vgl. Unamuno: La fe pascaliana, in: La agonía del Cristianismo, tercera edición, Buenos Aires 1950, S. 101-117.

† Vgl. Aldous Huxley: Pascal, in: Do what you will, London 1929, S. 227-310, insbes. S. 302 ff.

†† Zitiert nach: Bernard Amoudru, La vie posthume des *Pensées*, Cahiers de la Nouvelle Journée, Bd. 33, Paris 1936, S. 5.

⁸ Ebendort, S. 105 f.

⁹ *Pensées* de M. Pascal sur la Religion et sur quelques autres Sujets. Paris 1761, S. V f.

¹⁰ Bl. Pascal, Vermächtnis eines großen Herzens. Die kleinen Schriften. Leipzig 1938, S. XXII f. – künftig zitiert als: Vermächtnis.

Fast mit Bedauern schreibt dagegen Mortimer: „Es würde ein so gut abgezirkeltes Bild ergeben, wenn wir zeigen könnten, daß die große Wendung von 1654 bedeutete, daß er von da ab Wissenschaft und Gesellschaft aufgab; aber 1658 leistete er seinen größten Beitrag zur Mathematik, und 1660 schrieb er an Fermat, daß das Zusammensein und die Unterhaltung mit Männern wie diesem nicht als Wissenschaftlern sondern als Menschen von Kultur, ihm das größte Vergnügen gäben.“¹¹ In dem gleichen Jahr 1660 verfaßte Pascal seine drei Lektionen über die Verhältnisse der Großen (*Discours sur la condition des Grands*), in denen er (wohl dem jungen Sohn des Herzogs de Luynes) Ratschläge für weltliches (nicht religiöses!) Verhalten gab. Und noch im Jahre seines Todes war er mit dem Ingangbringen des ersten Schritts zu einem modernen städtischen Verkehrswesens erfolgreich beschäftigt. Das Leben, das dem eines Jüngers des Franz von Assisi ähnelte – und auch das nur in Bezug auf die eigene Bedürfnislosigkeit, nicht hinsichtlich der geistigen Beschäftigung – begann erst 1660, im vorletzten Jahre seines Lebens, als er auf sein elegantes Dasein in schön eingerichteten Räumen und seinen Wagen mit guten Pferden verzichtete.

Gerade das ist doch so kennzeichnend für Pascal, für sein körperliches wie geistiges Leben, daß er das Beste von einer Etappe seines Lebens in die andere hinübernahm – den äußeren Glanz der Kultur in seine Periode der Hingebung zu Gott und Christus, die Methoden der Mathematik in seine religiösen Betrachtungen.

Pascal wurde am 19. Juni 1623 in der französischen Provinz geboren und starb, noch nicht 40 Jahre alt, am 19. August 1662. Sein Vater war ein höherer Finanzbeamter, der, nachdem seine Frau früh verstorben war, die Erziehung seiner drei Kinder selbst übernahm, von denen die älteste Tochter, tüchtig und intelligent, ihm bald zur Seite stand, während Blaise Pascal und seine jüngere Schwester Jacqueline, beide ganz ungewöhnlich begabt, gleich sorgsam gepflegten Treibhauspflanzen heranwuchsen.

Jacqueline wird wesentlich früher als ihr Bruder in die „große Welt“ eingeführt und hat diese auch früher als er zu Gunsten eines religiösen Lebens in der Gemeinde des Part Royal verlassen, so in späterer Zeit dem Bruder in kritischen Momenten zum „seelischen Tröster und Berater“ werdend.

Dreydorff, dessen Pascal-Biographie sich durch eine ganz prächtige Nüchternheit auszeichnet, schreibt über die kleine Jacqueline:

[56] „Noch früher, als Blaise, galt Jacqueline im Pascal'schen Kreise, und bald weit über denselben hinaus, als Wunderkind. In der That schien sie die Natur nicht weniger glänzend ausgestattet zu haben, als ihren Bruder. Wie Blaise, so verrieth auch Jaqueline den Reichthum an geistigen Mitteln durch frühzeitig verschwenderischen Gebrauch derselben und den alle Begabteren auszeichnenden Trieb zu selbstthätigem Schaffen. Dabei war die Qualität dieser Mittel bei beiden Geschwistern sehr verschieden, und – was man immerhin aus Galanterie in entgegengesetztem Sinne sagen möge – deren nachhaltige Kraft, Werth und Bedeutung gleichfalls. Nur an Lauterkeit der Gesinnung und an Energie des sittlichen Willens war die spätere Jacqueline ihrem Bruder völlig ebenbürtig und zeitweise sogar überlegen, und nur wegen dieser freilich vorzüglichen Eigenschaften, sowie mit Rücksicht auf ihre meist gleichen Erfahrungen und Schicksale verdient sie seine ‚geistige Zwillingsschwester‘ genannt zu werden.

Während der junge Pascal frühzeitig und auf eigene Hand den nüchternsten Wahrheiten nachsann, die es giebt, war Jaqueline als Kind weder wissbegierig, noch überhaupt anstellig im ersten Unterricht. Sie wird erst beides, als sie die ältere Schwester ein Gedicht vortragen hörte, um der Schönheit der poetischen Form willen, die ihr Ohr wie Musik traf und ihr Gemüth in freudig-sympathische Bewegung versetzte; nur dem Reime und Rhythmus zulieb entschließt sie sich lesen zu lernen.“

¹¹ E. Mortimer, Blaise Pascal, London 1959, S. 14.

1638, als die Königin schwanger war, dichtete Jacqueline auch darauf ein Sonett, von dem Dreydorff sagt, daß es „in der Tat von untadeliger Form und gegen Ende nicht ohne poetischen Schwung“ sei, ja sie ließ dem Sonett sogar ein „Epigramm auf die Bewegung, die die Königin an ihrem Kind verspürte“ folgen. Diese Bewegung des Kindes hatte nicht nur, wie Jacqueline dichtete, den Feinden Frankreichs Schrecken wie ein Erdbeben eingejagt, sondern hatte auch direkte Folgen für Jacqueline, die Dreydorff so schildert: „Eine Frau von Morangis hatte den unglücklichen Einfall, den kleinen Schöngestirb der Königin zu präsentiren, was diesen nun selbstverständlich noch verdrehter machte. Eine neugierige und frivole Hofgesellschaft quälte dem Kinde eine Anzahl Verse ab, während es im Vorzimmer den Augenblick der Präsentation erwartete. Als die Königin die Besingerin ihrer Schwangerschaft und des zukünftigen Dauphins allerliebste fand, da fanden sie ihre Hofdamen ebenso –. Noch in demselben Jahre mußten ‚die Gedichte der kleinen Pascal‘ mit einer von dieser selbst geschriebenen Widmung an die Königin im Druck erscheinen.“

Doch noch bedeutsamer sollte Jacqueline für die Familie, insbesondere ihren Vater, werden: „Um dieselbe Zeit (1638) befand sich Stephan Pascal, nachdem er dem misstrauischen Cardinal-Minister als ‚Unzufriedener‘ denuncirt worden, auf der Flucht vor dessen Häschern. Die kleine Jaqueline ging bei Hofe ein und aus und es gefiel der Königin, wenn sie allein speiste, sich wie von einem Pagen von ihr bedienen zu lassen. Aber weder dies noch die ganze Hofgönnerschaft, noch dass einflussreiche Persönlichkeiten für Stephan Pascal’s loyale Gesinnungen sich verbürgten, war ausreichend, den alleinherrschenden Minister zur Zurücknahme seines Verhaftsbefehls gegen denselben zu bestimmen. Der große Staatsmann und kleine Mensch war wie alle Tyrannen nur in Augenblicken gnädiger Laune zu gewinnen. Eine solche herbeizuführen und zu Gunsten Stephan Pascal’s auszunutzen unternahm seine Nichte, die [57] Herzogin von Aiguillon, guten Erfolg versprechend, wenn sie die jugendliche Jaqueline nicht weniger mit ihrer anmuthigen Erscheinung, als mit ihrem Talente, Verse gut herzusagen, dabei unterstützen werde. Onkel Richelieu, der schon eine ganze Generation von Erwachsenen zu Komödianten gemacht, hatte den Einfall, zur Abwechslung eine Komödie, Scudéry’s ‚L’amour tyrannique‘, ‚nur von Kindern aufgeführt zu sehen‘. Jaqueline musste eine Hauptrolle derselben übernehmen und spielte dieselbe – eine harmlose Herodias – so glänzend durch, dass der Cardinal auf ihre versificirte Anrede hin ‚alles zu gewähren versprach, um was sie ihn bitte‘. Jetzt durfte der Vater zurückkehren. Ein Jahr später verschaffte ihm die noch wirkende Gunst Richelieu’s und der Komödie die Stelle eines Intendanten der Normandie, in Folge dessen die Familie 1640 nach Rouen übersiedelte. Im nächstfolgenden Jahre verheirathete sich Pascal’s ältere Tochter Gilberte und die geistreiche Jaqueline war noch mehr, als seither, sich selbst überlassen.“¹²

1631 war die Familie nach Paris gezogen und der Vater schloß sich besonders eng einer Gruppe von Wissenschaftlern an, die sich regelmäßig trafen und deren Kreis einen der Grundsteine der bald begründeten Akademie bildete – unter ihnen einige Mathematiker von internationalem Ruf.

Und wie die kleine Jacqueline als Dichterin in der großen Gesellschaft von Paris, in die ihr Bruder sie damals nur selten begleitete, herungereicht wurde, so durfte der junge Blaise an den Versammlungen der großen Gelehrten teilnehmen, denn er war ein ungewöhnlich begabter Mathematiker. Die ältere Schwester Gilberte Pascal-Périer gibt nach seinem Tode eine interessante und durch die Einzelheiten glaubwürdige Schilderung des jungen Mathematikers Pascal:

„Seine geniale Begabung für die Mathematik zeigte sich, als er zwölf Jahre alt war, durch eine so außerordentliche Begebenheit, daß es mir der Mühe wert erscheint, sie ausführlich zu berichten.

Mein Vater verstand sich auf die Mathematik und verkehrte darum mit allen in dieser Wissenschaft erfahrenen Leuten, die oft bei ihm waren. Da es aber seine Absicht war, meinen Bruder

¹² J. G. Dreydorff, Pascal. Sein Leben und seine Kämpfe. Leipzig 1870, S. 20-23.

in den Sprachen zu unterrichten, und da er wußte, daß die Mathematik den Geist ganz ausfüllt und befriedigt, wollte er nicht, daß mein Bruder irgendwelche Kenntnis davon bekomme, damit er dadurch nicht das Latein und die anderen Sprachen vernachlässige, in denen er ihn vervollkommen wollte. Aus diesem Grunde hatte er alle Bücher, die darüber handelten, verschlossen, und er vermied es, mit seinen Freunden in der Gegenwart seines Sohnes davon zu sprechen. Aber diese Vorsicht konnte es nicht verhindern, daß die Neugierde dieses Kindes nicht doch geweckt wurde; und so bat er meinen Vater oft, ihn die Mathematik zu lehren. Aber der weigerte es ihm und stellte sie ihm für später als Belohnung in Aussicht. Er versprach ihm, ihn die Mathematik zu lehren, sobald er Latein und Griechisch könne. Als mein Bruder diesen Widerstand sah, fragte er ihn eines Tages, was das Wesen dieser Wissenschaft sei, und welche Gegenstände man darin behandle. Mein Vater sagte ihm ganz allgemein, sie sei das Mittel, richtige Figuren zu entwerfen, und die Proportionen zwischen ihnen aufzufinden, und verbot ihm zugleich, noch weiter [58] davon zu sprechen, ja überhaupt daran zu denken. Aber dieser Geist konnte es nicht in solchen Grenzen aushalten, und nachdem er einmal diese einfache Erklärung empfangen hatte, daß die Mathematik uns die Mittel gäbe, unfehlbar richtige Figuren zu entwerfen, verlegte er sich in seinen Erholungsstunden aufs Träumen; und als er einmal allein in einem Zimmer war, in dem er sich die Zeit zu vertreiben pflegte, nahm er ein Stück Kreide und entwarf Figuren auf den Fliesen des Fußbodens; so suchte er zum Beispiel nach dem Mittel, einen vollkommen runden Kreis* zu entwerfen, oder ein Dreieck, dessen Seiten und Winkel gleich wären. Er fand das alles ganz allein; dann suchte er die Proportionen zwischen den Figuren. Da aber die Sorgfalt meines Vaters, ihm alle diese Dinge zu verbergen, so groß gewesen war, daß er nicht einmal die Namen dafür wußte, war er gezwungen, eigene Namen dafür zu erfinden, und so nannte er einen Kreis ‚ein Rund‘, eine Linie ‚einen Stab‘, und so alles übrige. Nach diesen Namen stellte er Axiome auf und schließlich vollkommene Beweise; und da man bei diesen Dingen von einem aufs andere kommt, machte er immer weitere Fortschritte und trieb seine Untersuchungen so weit voran, daß er damit bis zum 32. Satz des ersten Buches des Euklid kam. Und wie er gerade mit diesem beschäftigt war, betrat mein Vater zufällig das Zimmer, in dem er sich befand, ohne daß mein Bruder es hörte; er fand ihn so stark beschäftigt, daß er seiner Ankunft lange Zeit nicht gewahr wurde. Man kann nicht sagen, wer mehr überrascht war: der Sohn, als er den Vater sah und an das ausdrückliche Verbot dachte, das dieser ausgesprochen hatte, oder der Vater, als er seinen Sohn inmitten all dieser Beschäftigungen sah. Aber die Überraschung des Vaters war noch viel größer, nachdem er den Sohn gefragt hatte, was er da treibe, und der ihm antwortete, er untersuche einen bestimmten Sachverhalt – der sich als der 32. Satz des ersten Buches des Euklid herausstellte. Mein Vater fragte ihn, wie er denn darauf gekommen sei, das zu untersuchen. Mein Bruder sagte, dadurch, daß er einen bestimmten anderen Sachverhalt entdeckt habe. Und als der Vater daraufhin noch einmal die gleiche Frage an ihn richtete, nannte er abermals einige Beweise, die er aufgestellt hatte; und indem er so Schritt um Schritt zurückging und sich dabei stets solcher Namen wie ‚Rund‘ und ‚Stab‘ bediente, kam er schließlich auf seine Definitionen und Axiome.

Mein Vater war so erschrocken über die Größe und Macht dieses Genies, daß er ihn verließ, ohne ein Wort zu sagen.“¹³

Mortimer hält – im Gegensatz zu einigen anderen – die Geschichte für authentisch und auch ich bin der Ansicht, daß man sie so akzeptieren kann, nicht zum Wenigsten auf Grund der eigentümlichen mathematischen Sprache, die der kleine Pascal sich erfunden hatte, und auch wegen der ergreifenden Reaktion des Vaters. Bemerkt doch Mortimer ganz richtig, daß im gleichen Alter von 12 Jahren Mozart Symphonien komponiert hatte und Capablanca Schachmeister seines Landes war.¹⁴ Es gibt eben einige Tätigkeiten, die Genies schon als Kinder in außerordentlichem

* So wörtlich: „un cercle parfaitement rond“!

¹³ Vermächtnis, S. XXVIII-XXXL.

¹⁴ Vgl. E. Mortimer, a. a. O., S. 35 f.

Maße meistern können, und die sozialistische Kindererziehung berücksichtigt solche Tatsachen sehr wohl.

[59] Eines der Mitglieder des wissenschaftlichen Kreises, an dessen Sitzungen der junge Pascal teilnehmen durfte, war der bedeutende Mathematiker und Architekt von Lyon G. Desargues, der einer der Begründer der projektiven Geometrie war, und eine Studie über Kegelschnitte verfaßt hatte. Der sechzehnjährige Pascal schrieb zu dieser Studie eine eigene Arbeit, die sein erstes bedeutendes mathematisches Werk darstellt. Othmar Baier schreibt darüber: „Die von Desargues, dem Begründer der projektiven Geometrie, gefundenen Methoden und Ergebnisse eignet er sich rasch an, und mit 16 Jahren entdeckt er den berühmten ‚Pascalschen Satz‘^{*}. Dieser nimmt in der projektiven Geometrie der Kegelschnitte eine zentrale Stellung ein; denn er erfaßt in genial einfacher Weise eine wesentliche Eigenschaft der Kegelschnitte, die umgekehrt zu ihrer Definition und zur Herleitung ihrer Eigenschaften benutzt werden kann^{**}. Über eine umfassende Abhandlung Pascals über Kegelschnitte, die trotz aller Bemühungen nicht mehr aufgefunden werden konnte, wird von P. Mersenne und Leibniz berichtet. Danach hat Pascal in dieser Abhandlung auf Grund seines Satzes 400 Sätze über Kegelschnitte aufgestellt. Allem Anschein nach hat Pascal die im Laufe des letzten Jahrhunderts entwickelte synthetische Geometrie der Kegelschnitte besessen^{***}“.¹⁵

Es wurde hier ausführlicher über die erste bedeutende Leistung von Pascal auf dem Gebiet der Grundlagenmathematik gesprochen; wir beabsichtigen nicht, im folgenden seine weiteren Arbeiten auf diesem Gebiet zu besprechen – sie gehören nicht zu [60] unserer Thematik. Erwähnt sei nur, daß er vier Jahre vor seinem Tode, 1658, ein Jahr nach der Beendigung seiner großartigen Serie von Streitschriften gegen die Jesuiten, noch einmal zur Grundlagenforschung auf dem Gebiet der Mathematik zurückkehrt und seine Abhandlung über Zykloide schreibt, die uns nicht mehr erhalten ist, aber Leibniz bekannt war. Über die Bedeutung dieser Arbeit bemerkt Baier: „In der Abhandlung ‚Geschichte der Zykloide‘[†] behandelt Pascal spezielle Probleme der Infinitesimalrechnung. Leibniz schildert in einem Brief die bedeutende Anregung, die von dieser Schrift Pascals auf ihn ausging. Freilich konnten auch Leibniz und Newton keine strenge Begründung der Infinitesimalrechnung geben. Diese wurde erst möglich, nachdem im 19. Jahrhundert eine schärfere Fassung des Zahlbegriffes gelungen war.“¹⁶

* Der Satz besagt: Es seien mit den Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6 sechs beliebige Punkte eines Kegelschnitts bezeichnet. Sei A der Schnittpunkt der Geraden 12 und 45, B der von 23 und 56, C der von 34 und 61, dann liegen A, B, C, stets auf einer Geraden. – Die so entstehende Konfiguration heißt „Pascalsches Sechseck“ und die Gerade A B C „Pascalsche Gerade“. In der Sprechweise der projektiven Geometrie, welche die Eigenschaften geometrischer Gebilde untersucht, die bei Zentralprojektion erhalten bleiben, wird parallelen Geraden ein „uneigentlicher“ Schnittpunkt zugeordnet und die Gesamtheit aller „uneigentlichen“ Punkte einer Ebene bildet die „uneigentliche“ Gerade dieser Ebene (Pascalscher Satz im Fall des regulären Sechsecks!).

** So ergibt sich sofort, daß ein Kegelschnitt durch 5 Punkte (1, 2, 3, 4, 5), von denen keine drei in gerader Linie liegen, bestimmt ist. Denn beliebig viele weitere Punkte des Kegelschnitts lassen sich dadurch konstruieren, daß man durch den Punkt 1 eine beliebige Gerade legt, diese mit 61 bezeichnet und auf ihr mit Hilfe des Satzes jeweils Punkt 6 konstruiert. Schreibt man ferner zu Punkt 1 die Ziffer 6, so liefert der Satz als Gerade 61 die Tangente im Punkt 1. – Zerfällt der Kegelschnitt in ein Geradenpaar, d. h. liegen die Punkte 1, 3, 5, und die Punkte 2, 4, 6 jeweils auf einer Geraden, so folgt aus dem Satz ein schon im Altertum bekannter, nach Pappus benannter Satz. –

*** Erst 1806 wurde das „duale“ Analogon zum Pascalschen Satz von Brianchon entdeckt: Im Pascalschen Satz sind entsprechend dem Dualitätsprinzip der projektiven Geometrie die Worte „Punkte eines Kegelschnitts“, „der Schnittpunkt der Geraden“, „liegen auf einer Geraden“ der Reihe nach durch die Worte „Tangenten eines Kegelschnitts“, „die Verbindungslinie der Schnittpunkte“, „gehen durch einen Punkt“ zu ersetzen. – Sind 6 Punkte eines Kegelschnitts vorgegeben und bezeichnet man sie auf alle möglichen Arten durch die Ziffern 1 mit 6, so entstehen weitere Pascalsche Sechsecke und Gerade, deren gesetzmäßige Verknüpfungen im letzten Jahrhundert durch Steiner und Plücker entdeckt wurden.

¹⁵ Vermächtnis, a. a. O., S. 170 ff.

[†] Zykloiden nennt man Kurven, die von Punkten eines rollenden Rades beschrieben werden.

¹⁶ Ebendort, S. 174.

Von den Arbeiten zur Physik sei nur eine erwähnt. Der Schüler Galileis, Torricelli –auch eines jener jungen Genies; er wurde wie Pascal nur 39 Jahre alt – war der erste, der, entgegen allen seit Aristoteles herrschenden Auffassungen, ein Vacuum in der Natur beobachtete, ja selbst „herstellte“. Bernal schildert die Problematik, um die es geht:

„Die Weiterentwicklung der Gastheorie weit über die von den Griechen erreichten Grenzen hinaus war der erste große Schritt vorwärts in der Physik, der mehr zu Konsequenzen für die Industrie als für die Astronomie und Navigation führte. Die entscheidende, diesen Schritt bewirkende Entdeckung, die Herstellung eines *Vakuums*, leitete sich ihrerseits direkt aus der hydraulischen Praxis her. Bis dahin war die Existenz eines Vakuums eine philosophische Frage gewesen, die durch Argumente entschieden werden mußte; von 1643 an wurde sie eine Angelegenheit der praktischen Demonstration. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Galilei bekanntlich mit der Frage, aus welchen Gründen sich Wasser mit einer gewöhnlichen Saugpumpe nicht mehr als rund 10 m heben läßt. Diese den Bergleuten und Brunnenbauern schon lange bekannte Tatsache hatte bis dahin noch nicht die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt. Galilei sah die Ursache darin, daß die Wassersäule ihr eigenes Gewicht nicht tragen könne; doch konnte er keine befriedigende Erklärung dafür finden, warum die Wassersäule, nachdem sie einmal gerissen war, nicht ganz zurückfiel – hierfür machte er einen begrenzt wirkenden *horror vacui* [Angst vor der Leere] verantwortlich.

Erst ein Jahr nach seinem Tode kam sein Schüler Torricelli auf den großartigen Gedanken, an Stelle von Wasser Quecksilber zu verwenden. Jetzt konnte er mit einer Säule von handlicher Höhe arbeiten, da in den umgedrehten Röhren das Quecksilber nur eine Höhe von rund 76 cm erreichte und nun wie die Wassersäule einen Druck von 1 kg auf 1 cm² ausübte. Er hatte den intellektuellen Mut zu erkennen, daß die wirkliche Erklärung darin bestand, da es der Luftdruck ist, der die Quecksilbersäule nicht absinken läßt; das Instrument war also ein *Barometer*, ein Mittel, um den atmosphärischen Druck zu messen. Der Raum am oberen Ende der Säule ist jenes reale *Vakuum*, das die Natur angeblich scheut. Nun hatte, wie schon erwähnt, Aristoteles bereits ‚bewiesen‘, daß ein Vakuum unmöglich sei, da ohne die Luft, die [61] sich vor dem Gegenstand öffne und sich hinter ihm wieder zusammenschließe, keine plötzliche Bewegung möglich sei. Die Entdeckung des Vakuums war ein letzter und tödlicher Schlag gegen die aristotelische Mechanik, wenn auch alle Anstrengungen unternommen wurden, dies zu leugnen oder zu vertuschen. Torricellis Erklärung wurde jedoch sehr bald von Pascal (1623-1662) bestätigt, der ein Barometer mit auf einen Berg nahm und dabei den Druckabfall beobachten konnte.“¹⁷

Merkwürdig und völlig unbefriedigend der letzte Satz. Pascal tat vielmehr, als Torricelli zu bestätigen. Er brachte die Beweise und begründete gewissermaßen einen neuen Wissenschaftszweig. Mit Recht bemerkt Baier: „Angeregt durch das Barometerexperiment von Torricelli weist er die Abhängigkeit des Luftdrucks von der Höhe durch das berühmte Experiment auf dem Puy de Dôme nach. Die entscheidende Bedeutung des Experiments im Wirrwarr der Spekulationen war damals noch lange nicht allgemein anerkannt. Von Pascals Abhandlung ‚Über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten‘ schreibt der bedeutende Mathematiker Joseph Bertrand 200 Jahre später: ‚Durch das Studium des atmosphärischen Drucks wurden die Forschungen Pascals auf die Theorie der Flüssigkeiten gelenkt, und er entdeckte in aller Klarheit das Gesetz des Drucks, der im Innern einer Flüssigkeit auf die Gefäßwände ausgeübt wird*. Kein einziges Wort seines Buches muß heutzutage gestrichen werden. Vor ihm haben die Tüchtigsten über diese schwierige Frage nur vage Ansichten und unvollständige Ergebnisse vorgebracht. Das Buch, das ein Jahr nach seinem Tod erschien, enthält überdies, und hauptsächlich deswegen ist es unsterblich, die Ankündigung einer neuen und wichtigen Entdeckung, die vor allen Versuchen

¹⁷ J. D. Bernal, a. a. O., S. 295 f.

* Das sogenannte „Pascalsche Paradoxon“ besagt, daß der Bodendruck einer Flüssigkeit in einem Gefäß nur von ihrem spezifischen Gewicht, von der Bodenfläche und der Flüssigkeitshöhe, nicht aber von der Form der Gefäßwände abhängt.

durch exakte und tiefgründige Betrachtungen über die Maschinen bewiesen wird. Auf keiner Seite, die Pascal hinterlassen hat, erscheint er bewundernswürdiger als in der Theorie der hydraulischen Presse.“¹⁸

Pascals Verhältnis zu Torricelli ist genau das gleiche wie das von Marx zu den französischen Historikern der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Darüber schrieb Marx an Weydemeyer am 5. März 1852: „Was mich nun betrifft, so gebührt mir nicht das Verdienst, weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch ihren Kampf unter sich entdeckt zu haben. Bürgerliche Geschichtsschreiber hatten längst vor mir die historische Entwicklung dieses Kampfes der Klassen, und bürgerliche Ökonomen die ökonomische Anatomie derselben dargestellt. Was ich neu tat, war 1. nachzuweisen, daß die *Existenz der Klassen* bloß an *bestimmte historische Entwicklungsphasen der Produktion* gebunden ist; 2. daß der Klassenkampf notwendig zur *Diktatur des Proletariats* führt; 3. daß diese Diktatur selbst nur den Übergang zur *Aufhebung aller Klassen* und zu einer *klassenlosen Gesellschaft* bildet.“¹⁹

Großartig war die Entdeckung der französischen Geschichtsschreiber, genau wie [62] die von Torricelli. Aber genau wie Marx erst eine neue Wissenschaft auf Grund der Entdeckung der französischen Historiker schuf, so schuf Pascal durch seine Experimente und Schlußfolgerungen die Grundlagen für die Wissenschaften der Hydrostatik und Hydrodynamik.

Toricelli hatte eine brillante Idee zur Erklärung einer Tatsache, Pascal wurde zum Begründer von Wissenschaftszweigen. Ein wenig wird man auch an das Verhältnis von Julius Robert Mayer und Helmholtz erinnert. Es war doch erst Helmholtz, der das Gesetz der Erhaltung der Kraft bzw. der Energie fest begründete und in seinen Konsequenzen für die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften bedachte.

Pascal war zugleich ein großartiger Experimentator, Verallgemeinerer und Bahnbrecher für ganz neue Gedankengänge. So sehr er die Mathematik liebte, trennte ihn von Descartes dessen Vertrauen auf die denkerisch-logische Ableitung. Immer verlangte er überall, wo notwendig, die Bestätigung durch das Experiment, durch die materielle, praktische Erfahrung. Neben die wissenschaftliche Aneignung der Welt stellte er stets die erfahrungsmäßige, die praktisch-geistige, die handwerkliche, die experimentelle oder wie immer man sie nennen möge.

Diese Haltung hängt nicht zum Wenigsten mit zwei anderen hervorragenden Eigenschaften von Pascal zusammen: Er war ein großer Ingenieur oder Konstrukteur oder Technologe und sein Blick war so oft auf die Überführung seiner Überlegungen, Konstruktionen usw. in die nützliche Praxis gerichtet. Bernal faßt diese Seite seiner Tätigkeit so zusammen: „Als Hilfsmittel für seine Steuerberechnungen erfand und baute er eine Anzahl von Rechenmaschinen, aus denen sich unsere heutigen entwickelt haben. Bei all seiner hervorragenden mathematischen und philosophischen Begabung war Pascal ein tüchtiger Unternehmer und Geschäftsmann. Er organisierte die fabrikmäßige Herstellung seiner Rechenmaschinen und verwandte viel Mühe darauf, für sie zu werben. Im Jahre 1662 gründete er in Paris die erste Omnibusgesellschaft der Welt (die Gewinne wurden wohltätigen Zwecken zugeführt) und versuchte gleichzeitig, auch in London und Amsterdam solche Unternehmen ins Leben zu rufen.“²⁰

In seinen philosophischen, theologischen und religiösen Schriften aber erweist sich Pascal als einer der größten Schriftsteller Frankreichs. „Pascals *Lettres provinciales* sind wunderbar gelungen: als ein geniales Kunstwerk der Sprache und des Spottes nämlich bilden sie *éternellement un modèle de goût et de style*“, für ewig ein Beispiel des guten Geschmacks und Stils, schreibt Klemperer.²¹ Und genau so begeistert schreibt der doch Pascal so feindlich gesinnte

¹⁸ Vermächtnis, S. 172 f.

¹⁹ Marx/Engels, Werke, Bd. 28, S. 507 f.

²⁰ J. D. Bernal, a. a. O., S. 878.

²¹ V. Klemperer, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, Bd. 1, Berlin 1954, S. 258.

Voltaire in seinem *Siècle de Louis XIV.*, wo er meint, daß mit den *Lettres provinciales* „l'époque de la fixation du langage“ [die Epoche der Sprachfixierung], beginnt, die Epoche der festen Formation der Ausdrucksweise im Französischen.

Was aber seine philosophisch-religiösen *Pensées*, sein letztes Werk, betrifft, so beschreibt Victor Giraud in der Einleitung zur Dent-Ausgabe in der *Collection Gallia*, wie, wenn er nur ein Buch aus der französischen Literatur retten könnte, [63] seine Seele sich zu Tode getroffen fühlen würde, nicht mehr Ronsard oder Rabelais, Montaigne, Corneille, Racine, Molière und so viele andere lesen zu dürfen – weil er ohne Zögern Pascals *Pensées* als einziges Buch wählen würde.

Wenn aber Strowski den ersten Band seiner *Pascal-Biographie* abschließt: „Er hat sich viel in der großen Welt bewegt – am Hof und in der Stadt zur Zeit von Richelieu, in den Salons der Provinz, im Paris der Fronde und in der Gesellschaft nach der Fronde; er hat sich mit größtem Erfolg der empirischen wie der theoretischen Wissenschaft gewidmet, ein guter Nachbar bald von Gassendi, bald von Descartes, ein Gefährte von Galilei und Torricelli; er ließ sich von Epiktet und Montaigne verführen; seine Seele war eine der religiösesten, die uns bekannt sind. Sein Innenleben reproduziert mit tiefstem Pathos, ganz rein, ganz vollständig das religiöse und moralische Leben seiner Zeit“²² – dann hat er nicht nur den „wirtschaftlichen Praktiker“ sondern auch den für seine religiöse Gemeinde illegalen Propagandisten nicht erwähnt.

Pascal hatte – längere Zeit schon unbefriedigt mit seinem „weltlichen Leben“, angeregt durch Unterhaltungen mit Jacqueline, die bereits in der klösterlichen Gemeinde der Jansenisten von Port Royal lebte, am 23. November 1654 „von ungefähr 10½ Uhr abends bis ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht“ (er hat es genau notiert) – einen religiösen Schock, der zwar in seinen äußeren Lebensumständen noch keine fundamentale Änderung brachte, ihn nicht der Welt entführte, ihn jedoch sehr bald in die theologischen Wirren seiner Zeit zog. Die Jansenisten, eine Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die der Gnadenlehre des Augustinus besonderen Wert beimessen und scharf von den Jesuiten bekämpft wurden, veranlaßten ihren neuesten Anhänger Pascal, für sie als Propagandist einzutreten.

Der erste der „Briefe“ – *Lettre écrite à un provincial par un de ces amis sur le sujet des disputes présentes de la Sorbonne* – ist in der zweiten Hälfte des Januar 1656 erschienen. Anonym und wegen des riesigen Bedarfs in einer Auflage von 12.000 Stück. Der letzte der folgenden 17 Briefe erschien im Laufe des Jahres 1657. Schon nach dem 17. Brief gab Antoine Arnauld, der damals führende Jansenist, eine Sammlung der Briefe heraus.

Sofort nach dem ersten Brief bemühte sich die Polizei (vergeblich), den Verleger und Autor herauszubringen, jedoch wurde der Buchhändler von Port Royal verhaftet, was jedoch das Erscheinen des zweiten Briefes etwa 3 Wochen später nicht verhinderte. Man ging dazu über, mehrere Druckereien zu benutzen, jedoch gelang es der Polizei wohl nur einen Drucker ausfindig zu machen, der zusammen mit seiner Frau eingesperrt wurde.

Broome schreibt: „Als er (der erste Brief) verteilt wurde, zog sich Pascal zusammen mit Arnauld und seinen Kollegen Le Maître und Nicole von der Öffentlichkeit zurück, um für viele Monate eine Art von Untergrundexistenz zu führen, während sie die Veröffentlichung der ganzen Serie von anonymen Pamphlets, die ihre Leser Zu begeistern oder aufzuregen fortführen, gewöhnlich in Abständen von zwei oder drei Wochen, organisierten. Diese Phase von Pascals Leben ist zu einer Art Legende [64] geworden – mit ihren fruchtlosen Polizeiuntersuchungen, Gefangennahme von Druckern, dem knappen Entgehen von Entdeckung, und vor allem der kühlen Kühnheit, mit der Pascal in dem nahe dem Jesuitenhort im Collège de Chermont gelegenen Wirtshaus Roy David seine Arbeit fortsetzte.“²³

²² F. Strowski, *Pascal et son temps*, Bd. 1, 3. Aufl. Paris 1909, S. 283.

²³ J. H. Broome, *Pascal*, London 1965, S. 108 f.

Religionspropagandist, theologischer Politiker, illegaler Arbeiter seiner theologischen Partei war Pascal also zusätzlich zu all seinen anderen Tätigkeiten.

2. Die heute erstrebenswerte Biographie

Daß wir endlich eine ausführliche marxistische Biographie Pascals – Leben, Kämpfe und Werk – brauchen, scheint mir unbestreitbar.

Daß wir nicht nur eine marxistische Biographie brauchen, sondern eine, die wesentlich anders gestaltet sein muß, als sie es vor 50 Jahren gewesen sein würde und als sie es wohl in 50 Jahren sein wird, ist ebenfalls offenbar, denn das Werk eines so vielfältigen Mannes, so vielfältig hervorragend tätig, wird jeweils entsprechend der Problematik der Zeit, in der die Biographie geschrieben wird, verschiedene Schwerpunkte der Behandlung verlangen.

Ganz zweifellos wird heute die Methodologie des wissenschaftlichen Denkens, die Pascal ausarbeitete, unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken. In dieser Beziehung hat insbesondere die Biographie von Broome bereits gute Vorarbeit geleistet.

Nicht weniger wichtig aber erscheint es mir, daß wir uns, gerade auch im Zusammenhang mit Pascal, endlich ernsthafter mit dem, was Marx die religiöse Aneignung der Welt nennt, beschäftigen. Der unglückliche deutsche Ausdruck Weltanschauung, der auch in andere Sprachen übergegangen ist, hat so viele Philosophen dazu geführt, an eine passive, rein rezeptive oder kontemplative religiöse Betrachtung der Welt zu denken. Es handelt sich aber um wesentlich mehr: eben um, wie es Marx so richtig nennt, eine Aneignung und damit um eine Meisterung der Welt, insbesondere der gesellschaftlichen Verhältnisse.

In einer Besprechung des Buches von Aron J. Gurewitsch „Kategorien der mittelalterlichen Kultur“²⁴ schreibt Hans Georg Thümmel: „Einleitung und Schluß dieses aus der sowjetischen strukturalistischen Forschung erwachsenen Werkes formulieren ein Programm: Es geht um eine marxistische Interpretation des Mittelalters, die dieses Zeitalter nicht an fremden Maßstäben mißt, sondern von seinen eigenen Voraussetzungen her beurteilt. Damit wird der Begriff des Mittelalters seines abwertenden Charakters entkleidet. Das Mittelalter kann nicht als Pause in der Kulturentwicklung Europas betrachtet werden, es bleibt unverstanden, wenn man es als eine Epoche primitiver Unwissenheit und religiösen Obskurantismus betrachtet. Vielmehr muß auch die Theologie jener Zeit als höchste Verallgemeinerung der sozialen Praktik verstanden werden, als allgemeinverständliches System, in dem man sich und die Welt erkennen konnte und das das rechte Verhalten sanktionierte.“²⁵

[65] Ja, die Theologie als „Wissenschaft von der Religion“ muß für die Zeit des Feudalismus als höchste Verallgemeinerung der sozialen Praxis, als allgemeinverständliches System, in dem man sich und die Welt erkennen, und mehr: meistern konnte, verstanden werden. Ohne eine solche Haltung zu Religion und Theologie kann die Feudalgesellschaft nicht verstanden werden.

Und da für Pascal die Religion die höchste Form der Aneignung, effektiver noch als die wissenschaftliche Aneignung, war, müßte eine solche Biographie sich ganz ausführlich gerade auch mit der Lehre Pascals von der religiösen Aneignung der Welt beschäftigen.

Daß uns Marxisten die religiöse Aneignung der Welt nicht mehr den anderen Aneignungsmöglichkeiten gegenüber, der wissenschaftlichen, der künstlerischen oder der praktisch-geistigen, adäquat, daß sie uns überholt erscheint, darf uns doch nicht daran hindern, sie als einst allgemeine und, den damaligen Verhältnissen entsprechend, höchst effektive Form der Aneignung der Welt anzuerkennen. Sie war eben nicht ein in sich unsinniges und darum ineffektives Unternehmen wie etwa in der Alchemie der Versuch der Gewinnung von Gold aus anderen Stoffen oder die Suche nach dem Stein der Weisen. Sie war, im Gegenteil, außerordentlich effektiv im

²⁴ Moskau 1972. [Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, Dresden 1978]

²⁵ Deutsche Literaturzeitung, 96. Jg., Heft 8/9, Berlin 1975, S. 279.

Feudalismus, überhaupt in den vorkapitalistischen Gesellschaften, und bedarf eines weit gründlicheren und tiefergehenden Studiums, als ihr bisher von marxistischer Seite zu Teil wurde. Und auch beim Studium der Gestalt von Pascal müssen wir ihr große Aufmerksamkeit widmen.

Da ich selbst viel zu wenig in theologischen Problemen und religiösen Anschauungen gebildet bin, kann ich im folgenden auf diese Seite des Pascalschen Werkes nur ganz kurz im Zusammenhang mit dem, was ich die Wissenschaftsmethodologie von Pascal nennen möchte, eingehen.

3. Die Wissenschaftsmethodologie Pascals

Pascal war der größte nach-antike Dialektiker vor Hegel.

Man lese folgende „Gedanken“ über Größe und Elend des Menschen:

„Die Größe des Menschen ist so sichtbar, daß sie sich sogar aus seinem Elend ableiten läßt, denn was für die Tiere Natur ist, das nennen wir im Menschen Elend; da also heute seine Natur der der Tiere gleich ist, erkennen wir daraus, daß er von einer besseren Natur gefallen ist, die ihm einst zu eigen war. Denn wer hält sich für unglücklich, wenn er nicht König ist, es sei denn ein entthronter Königs ...

All dieses Elend beweist gerade seine Größe. Es ist das Elend eines großen Herrn, das Elend eines entthronten Königs ...

Da sich das Elend aus der Größe und die Größe aus dem Elend erschließen läßt, haben die einen viel mehr Elend erschlossen, als sie aus der Größe beweisen konnten, und die anderen haben die Größe mit viel stärkerem Nachdruck gefolgert, als sie aus dem Elend selbst hätten folgern können, und so hat alles, was die einen zu sagen vermochten, um die Größe zu beweisen, nur den andern als Argument gedient, um das Elend zu erschließen, da man um so unglücklicher ist, aus je größerer Höhe [66] man gefallen ist; und bei den anderen ist es umgekehrt. So beziehen sie sich aufeinander in einem Zirkel ohne Ende: denn es ist sicher, daß die Menschen, im Maße sie Einsicht haben, sowohl Größe als auch Elend im Menschen finden.

In einem Wort: der Mensch erkennt, daß er elend ist: er ist also elend, da er es ist; er ist aber sehr groß, da er es erkennt.

Wir behaupten uns nicht aus eigener Kraft in der Tugend, sondern durch das Gegengewicht zweier entgegengesetzter Laster, so wie wir uns zwischen zwei entgegengesetzten Winden aufrecht erhalten: Nehmt eines der beiden Laster weg, und wir fallen in das andere.

Dieser innere Krieg der Vernunft gegen die Leidenschaften hat bewirkt, daß die, welche den Frieden wollen, sich in zwei Sekten geteilt haben. Die einen haben den Leidenschaften entsagen und Götter werden wollen; die anderen haben der Vernunft entsagen und Tiere werden wollen. Aber sie haben es nicht vermocht – weder die einen noch die anderen; und noch immer ist die Vernunft da und klagt die Niedrigkeit und Ungerechtigkeit der Leidenschaften an und stört die Ruhe derer, die sich an diese verlieren; und die Leidenschaften sind noch immer lebendig in jenen, die ihnen entsagen wollen.

Der innere Krieg des Menschen zwischen der Vernunft und den Leidenschaften:

Wenn es nur die Vernunft gäbe, ohne die Leidenschaften ... Wenn es nur die Leidenschaften gäbe, ohne die Vernunft ... Da es aber beides gibt, kann der Mensch nicht ohne den Kampf sein, da er mit dem einen nur Frieden haben kann, wenn er mit dem anderen im Kampf liegt: so ist er immer geteilt und im Widerspruch mit sich selbst.²⁶

Der Mensch ist eine Einheit von Widersprüchen und diese Widersprüche liegen in heftigem Kampf miteinander.

²⁶ Bl. Pascal, Pensées, zitiert nach der Übersetzung in: Bl. Pascal Gedanken. Übers. von W. Rüttenauer, Wiesbaden 1947, S. 58-63.

Bemerkenswert auch eine Überlegung im Zusammenhang mit der Problematik der Autorität der „Alten“ zur Frage des Fortschritts der Wissenschaften.

Ein Fragment eines Vorworts zur Abhandlung über den leeren Raum einleitend, bemerkt Pascal:

„Die Hochachtung, die man dem Altertum erweist, ist heute so groß, und zwar bei Gegenständen, wo sie am wenigsten angebracht ist, daß man sich aus allen Gedanken der Alten Orakelsprüche macht, und sogar Mysterien aus ihren Dunkelheiten; daß man ohne Gefahr nichts Neues mehr vorbringen kann und der Text eines Autors genügt, um die stärksten Vernunftgründe zu zerstören ...

Nicht als ob es meine Absicht wäre, ein Laster durch ein anderes zu korrigieren und den Alten gar keine Achtung zu erweisen, weil man ihnen zu viel davon erweist. Ich maße mir nicht an, ihre Autorität zu verbannen, um allein der Urteilskraft die Ehre zu geben, obgleich man ausschließlich ihre Autorität auf Kosten der Urteilskraft auf den Thron erheben will ...“

Und dann führt er so aus:

„Wenn wir also sagen, daß der Diamant der härteste aller Körper sei, dann meinen [67] wir damit ‚aller Körper, die wir kennen‘, und wir können und dürfen die nicht darin einbegreifen, die wir nicht kennen; und wenn wir sagen, daß das Gold der schwerste aller Körper sei, dann wären wir vermessen, wenn wir in diesen allgemeinen Satz auch die einbegreifen wollten, die wir noch nicht entdeckt haben, obgleich es sehr wohl möglich ist, daß sie in der Natur vorhanden sind. Und ebenso haben die Alten, wenn sie behaupteten, daß die Natur den leeren Raum nicht ertrage, damit gemeint, daß sie ihn bei all den Experimenten, die sie beobachtet hatten, nicht ertrage, und es wäre vermessen gewesen, wenn sie auch die, die sie noch nicht beobachtet hatten, darin einbegriffen hätten. Denn wenn sie diese Erkenntnis gehabt hätten, dann hätten sie ohne Zweifel die gleichen Folgerungen daraus abgeleitet wie wir, und sie hätten ihnen durch ihr Zeugnis jene Autorität des Alters verliehen, die man heute zum einzigen Prinzip der Wissenschaften machen will.

So können wir, ohne ihnen zu widersprechen, das Gegenteil von dem behaupten, was sie gesagt haben, und wie groß die Autorität jenes Altertums auch sei: die Wahrheit muß immer den Vorrang haben, wie neu entdeckt sie auch sei; denn sie ist stets älter als alle Meinungen, die man über sie gehabt hat, und es hieße ihre Natur verkennen, wenn man sich einbildete, sie hätte zu dem Zeitpunkt angefangen zu sein, da sie angefangen hat erkannt zu werden.“²⁷

Was für eine merkwürdig großartige Form des dialektischen Widerspruchs, durch den sich die Wissenschaft hier entwickelt! durch Behauptung des Gegenteils, ohne zu widersprechen.

Und wie schön auch, was hier über die Wahrheit gesagt wird – sie ist völlig objektiviert, „denn sie ist stets älter als alle Meinungen, die man über sie gehabt hat“ – sie existiert unabhängig vom Menschen, ja vor dem Menschen.

Es ist darum auch nicht verwunderlich, daß Pascal der große Dialektiker zugleich der große Feind der Scheindialektik, der Casuistik, ist. Ja vielleicht ist er der erste, der die Casuistik zu einer Falschmethode gestempelt, Casuistik zu einer Art von Schimpfwort gemacht hat.

Wie es andererseits auch nicht erstaunt, daß so viele, die nicht verstehen, was Dialektik ist, von Pascal als dem „Denker in Paradoxen“ sprechen, der so überspitzt, daß man ihm nicht mehr folgen kann.²⁸ Die, die Paradox und dialektischen Widerspruch verwechseln, denken nicht anders als die, die Synthese von These und Antithese für einen (faulen) Kompromiß halten.

²⁷ Vermächtnis, S. 1 und 9 f.

²⁸ Vgl. dazu z. B. M. Kruse, a. a. O., S. 109 f.

Pascal war in erster Linie ein an der Mathematik (im damaligen französischen Sprachgebrauch „géométric“) geschulter Denker, und dieses Denken als Mathematiker wird ihn allzeit bis in seine religiösen Überlegungen begleiten.

Das soeben zitierte „Vorwort“ stammt wohl aus dem Jahre 1647, als Pascal 24 Jahre alt war. Dort unterscheidet er zunächst zwei Arten der Wissensgewinnung. Die eine besteht darin, überkommene Information als einzig uns zugängliche Autorität zu lesen. „Wenn es darum geht, zu wissen, wer der erste König der Franzosen war; wo die [68] Geographen den ersten Meridian ansetzen; welche Worte in einer toten Sprache vorkommen – und alle Dinge dieser Art –, welche anderen Mittel als die Bücher könnten uns dahin führen? Und wer kann zu dem, was sie uns darüber mitteilen, etwas Neues hinzufügen, da man ja nur wissen will, was sie enthalten? Ihre Autorität allein kann uns darüber aufklären.“²⁹ Am wichtigsten für diese Art von Aneignung von Wissen durch Bücher, die eine so große Rolle für die Theologen spielt, sind die Heilige Schrift und die Schriften der Kirchenväter.

Über die andere Art, sich Wissen anzueignen, bemerkt er: „Nicht ebenso verhält es sich mit den Gegenständen, für welche die Sinne oder das Urteil zuständig sind: die Autorität ist hier nutzlos; hier hat allein die Vernunft die Möglichkeit der Erkenntnis. Die beiden haben ihre getrennten Rechte: eben noch hatte jene allen Vorteil, jetzt ist an dieser die Reihe zu herrschen. Da aber Gegenstände dieser Art der Fassungskraft des Geistes angemessen sind, hat er hier unumschränkte Bewegungsfreiheit; seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit erzeugt ununterbrochen Neues und seine Erfindungen kennen weder Ende noch Unterbrechung ... Darum müssen die Geometrie, die Arithmetik, die Musik, die Physik, die Medizin, die Baukunst und alle Wissenschaften, die der Erfahrung und dem Denken unterworfen sind, bereichert werden, um vollkommen zu werden. Die Alten haben sie von ihren Vorgängern nur als flüchtigen Entwurf überkommen, und wir werden sie denen, die nach uns kommen, in einem vollendeteren Zustand hinterlassen, als wir sie empfangen haben. Da die Vollendung dieser Wissenschaften von der Zeit und von der Mühe abhängt, ist es klar, daß wir zwar mit unserer Mühe und unserer Zeit vielleicht weniger zuwege gebracht haben, als jene ohne uns mit ihren Bemühungen erreichten, daß aber trotzdem beide zusammen mehr Wirkung haben mußten als jede für sich allein.“³⁰

Und nun folgt eine Analyse der wissenschaftlichen Situation der Zeit von einer Einsicht und Schärfe des Urteils, wie wir sie für wenige Zeiten in der Geschichte der Wissenschaft besitzen: „Wenn wir uns über diesen Unterschied klar sind, müssen wir die Verblendung derer beklagen, die in der Physik allein die Autorität gelten lassen wollen, statt der Vernunft und der Experimente; und müssen erschrecken über die Bosheit der anderen, welche die Vernunft nur in der Theologie gebrauchen, an Stelle der Autorität der Schrift und der Väter. Man muß den Mut der ängstlichen Leute wieder aufrichten, die in der Physik nichts zu erfinden wagen, und die Vermessenhaftigkeit jener Verwegenen erschüttern, die in der Theologie Neuerungen schaffen. Aber das Unglück des Jahrhunderts ist so groß, daß man in der Theologie viele neue Meinungen sieht, die dem ganzen Altertum unbekannt waren, die aber mit Hartnäckigkeit verteidigt und mit Beifall aufgenommen werden, während man die Neuerungen in der Physik – mögen es ihrer auch noch so wenige sein – sogleich widerlegen zu müssen glaubt, sowie sie auch nur im geringsten gegen die überkommenen Meinungen verstoßen: als ob unsere Achtung für die alten Philosophen eine verbindliche Pflicht und unsere Verehrung für die ältesten Väter ein Geschenk des Wohlwollens wäre! Ich stelle es urteilsfähigen Personen anheim, auf die Tragweite [69] dieses Mißbrauchs zu achten, der die Ordnung der Wissenschaften so ungerecht umkehrt.“³¹

Natürlich gilt Pascal die Theologie als eine Wissenschaft – wir würden heute sagen als eine Form der Aneignung der Welt –, aber sie maßt sich seiner Ansicht nach Erkenntniswege an,

²⁹ Vermächtnis, S. 2.

³⁰ Ebendort, S. 3.

³¹ Ebendort, S. 3 f.

die ihr nicht zustehen, während man gerade diese Erkenntniswege, die dem, was wir heute Wissenschaft nennen, adäquat sind, der Geometrie, der Physik usw., verweigert. Die Methodologie der Aneignung der Welt war in einem wahrlich schlechten Zustand, und niemand hat das damals so klar formuliert wie der vierundzwanzigjährige Pascal.

Mit der zweiten Form des „Wissens“ beschäftigt sich Pascal ausführlich in seiner Studie über den mathematischen Beweis, die wohl frühesten 1654 geschrieben wurde. Er beginnt sie so:

„Man kann beim Studium der Wahrheit drei Hauptziele haben; einmal: sie zu entdecken, wenn man sie sucht; dann: sie zu beweisen, wenn man sie besitzt; und zum letzten: sie vom Falschen zu unterscheiden, wenn man sie prüft.

Ich spreche nicht vom ersten; ich handle im besonderen vom zweiten, und dieses schließt das dritte in sich. Denn wenn man die Methode kennt, die Wahrheit zu beweisen, dann hat man zugleich auch die Methode, sie zu unterscheiden; denn wenn man prüft, ob der Beweis, den man dafür erbringt, den Regeln entspricht, die man kennt, dann weiß man, ob sie exakt bewiesen ist.

Die Geometrie, die sich in diesen drei Bereichen auszeichnet, hat die Kunst dargelegt, die unbekanntes Wahrheiten zu entdecken; sie nennt das Analyse, und nach den vielen hervorragenden Werken, die es darüber gibt, wäre es sinnlos, sich weiter darüber zu ergehen.

Die Kunst, die bereits gefundenen Wahrheiten zu beweisen und sie so klarzumachen, daß der Beweis unwiderleglich ist, ist die einzige, die ich hier darlegen will; und ich brauche dazu nur die Methode zu erklären, welche die Geometrie dabei verfolgt: denn sie lehrt sie vollkommen durch ihre Beispiele, ohne sich in Abhandlungen darüber zu ergehen.“³²

Dabei stößt Pascal auf das Problem der Axiome und das, was man Grundbegriffe wie Raum, Zeit, Bewegung nennen kann. Sie sind, meint Pascal, weder zu definieren noch zu beweisen. Und dazu kommt noch, daß sie Unvorstellbares enthalten, das mit dem Begriff des Unendlichen – unendlich groß und unendlich klein – zusammenhängt. Er bemerkt:

„Wie groß ein Raum auch ist, man kann sich einen größeren vorstellen, und wieder einen, der noch größer ist; und so weiter bis ins Unendliche, ohne jemals an einen zu gelangen, der nicht mehr vergrößert werden könnte. Und umgekehrt: wie klein ein Raum auch ist, man kann sich immer noch einen kleineren vorstellen, und so immer weiter bis ins Unendliche, ohne jemals an einen unteilbaren Raum zu gelangen, der keine Ausdehnung mehr hätte.

Ebenso verhält es sich mit der Zeit. Man kann sich immer noch eine größere vor-[70]stellen, ohne eine letzte; und eine kleinere, ohne den Augenblick und ein reines Nichts an Dauer zu finden.

Das heißt mit einem Wort: welche Bewegung, welche Zahl, welcher Raum, welche Zeit auch gegeben sei, es gibt davon immer ein Größeres und ein Kleineres, so daß sie alle zwischen dem Nichts und dem Unendlichen stehen, da sie von diesen Extremen stets unendlich weit entfernt sind.

Alle diese Wahrheiten kann man nicht beweisen, und doch sind sie die Grundlagen und Prinzipien der Geometrie. Da aber die Ursache, welche sie des Beweises unfähig macht, nicht ihre Dunkelheit ist, sondern im Gegenteil ihre höchste Evidenz, ist dieser Mangel an Beweisbarkeit nicht ein Fehler, sondern viel eher eine Vollkommenheit.

Daraus ersieht man, daß die Geometrie weder die Objekte definieren noch die Prinzipien beweisen kann – aber aus dem einzigen und erfreulichen Grunde, daß sowohl diese wie jene von so wunderbarer natürlicher Klarheit sind, daß sie die Vernunft mächtiger überzeugen als jede Erklärung.“³³

³² Ebendort, S. 10 f.

³³ Ebendort, S. 23 f.

Da, wo andere den Ansatzpunkt zum Irrealismus und Irrationalismus gefunden haben, liegt für Pascal gerade die Begründung für Realismus und Rationalität, liegt die Rechtfertigung für mathematisches, für logisches Denken.

Jedoch genügt das mathematische Denken allein noch nicht. Es bedarf neben des esprit de géométrie [Geist der Geometrie] noch des esprit de finesse [Geist des Feinsinns/Intuition], was häufig mit Intuition übersetzt wird – nicht sehr glücklich. Guardini erklärt den esprit de finesse als „die Fähigkeit, das Menschlich-Konkrete in seiner Besonderheit zu erfassen; unterschieden vom bloßen Körper, welchen, in Mathematik und Physik, der ‚esprit de géométrie‘ erforscht.“³⁴

Pascal geht in seiner Schrift über die „Leidenschaften der Liebe“ so auf den esprit de finesse ein: „Es gibt zwei Arten von Geistern: den Geist der Geometrie und den, welchen man den Geist der Intuition nennen kann. Jener hat langsame, mühsame und unbeugsame Einsichten; aber dieser hat eine Geschmeidigkeit des Denkens, die er zu gleicher Zeit den verschiedenen liebenswerten Seiten des geliebten Gegenstandes anpaßt. Von den Augen geht er bis zum Herzen, und an der äußeren Bewegung erkennt er, was im Inneren geschieht. Wenn man diese beiden Geistesarten zugleich besitzt – welche Freude gewährt dann die Liebe! Dann hat man zugleich die Kraft und die Biegsamkeit des Geistes, was für die Beredsamkeit zwischen Menschen sehr notwendig ist.“³⁵ Auch keine befriedigende Definition. In seiner Schrift über den Unterschied zwischen dem esprit de géométrie und den esprit de finesse, die im allgemeinen in die Pensées eingeordnet wird, ist Pascal ebenfalls ganz vage über den Charakter des esprit de finesse. Er schreibt:

„Die Prinzipien [des Geistes der Geometrie] sind handgreiflich, aber dem Gemeingebrauch entzogen; und so hat man Mühe, den Kopf nach dieser Richtung zu wenden, denn die Gewöhnung fehlt; aber man braucht ihn nur ein wenig dahin zu wenden, und schon sieht man die Prinzipien vollständig; und man müßte einen [71] ganz beschränkten Kopf haben, um schlecht zu urteilen auf Grund von Prinzipien, die so deutlich sind, daß es beinahe unmöglich ist, sie nicht zu sehen.

Aber die Prinzipien des Geistes der Intuition sind im allgemeinen Gebrauch und stehen vor jedermanns Augen. Man braucht den Kopf nicht zu wenden, noch sich Gewalt anzutun; man muß nur gute Augen haben, aber gut müssen sie sein, denn die Prinzipien sind so fein und zahlreich, daß es beinahe unmöglich ist, sie alle zu sehen. Nun führt aber die Auslassung eines Prinzips zum Irrtum; man muß also sehr klare Augen haben, und dazu einen scharfen Verstand, damit man nicht auf Grund der erkannten Prinzipien verkehrt urteile ...

Die Mathematiker, die nur Mathematiker sind, denken also richtig, aber nur unter der Voraussetzung, daß man ihnen alle Dinge durch Definitionen und Prinzipien erklärt; sonst sind sie beschränkt und unerträglich, denn sie denken nur dann richtig, wenn es um sehr klare Prinzipien geht.

Und die Intuitiven, die nur intuitiv sind, bringen nicht die Geduld auf, bis zu den ersten Prinzipien der spekulativen und imaginativen Dinge hinabzusteigen, die sie auf der Welt noch nie gesehen haben, und die völlig außer Gebrauch sind.“³⁶

Ob man vielleicht von einer Mischung von praktisch-geistiger Aneignung und Intuition, wie der esprit de finesse in den hier gegebenen Übersetzungen genannt wird, sprechen sollte? Broome neigt zu der Unterscheidung von analytischem Vorgehen (esprit géométrique) und intuitivem (esprit de finesse), bemerkt aber, Pascal interpretierend und dabei meinem soeben gemachten Vorschlag dadurch näher kommend, „daß die mehr komplexen Arten von Erkenntnis, wie die, die Wertungen einschließen, und im allgemeinen die, die für das tägliche Leben

³⁴ R. Guardini, a. a. O., S. 37.

³⁵ Vermächtnis, S. 152.

³⁶ Ebendort, S. 51-54.

gebraucht werden, so viele ‚Prinzipien‘ und eine solche Masse delikater Beziehungen berühren, daß die geometrische Denkrichtung mit ihnen einfach nicht fertig wird“.³⁷

Doch gibt es außer dem wissenschaftlichen (geometrischen, mathematischen) und dem praktisch-geistigen-intuitiven noch einen weiteren, einen dritten Weg der Aneignung für Pascal: es geht über das *cœur*, über das Herz. Aber auch dieses Herz funktioniert irgendwie rational. Die berühmte Formulierung lautet: *Le cœur a ses raisons, que la raison ne connaît point; on le sait ca milles choses*, was Rüttenauer so übersetzt und anmerkt: „Das Herz hat seine Vernunft, die der Verstand nicht kennt“. Man weiß das aus tausend Beispielen.“

Das Herz ist es, mit dem es vor allem die Religion zu tun hat: „Es ist das Herz, das Gott fühlt, und nicht der Verstand. Das ist der Glaube: Gott dem Herzen fühlbar, nicht dem Verstand.“³⁸

Sehr richtig bemerkt Guardini zum Pascalschen Herzen:

„Was ist das Herz im Pascalschen Sinn?

Vor allem eines: Nicht Ausdruck des Emotionalen im Widerspruch zum Logischen; nicht Gefühl im Widerspruch zum Intellekt; nicht ‚Seele‘ im Widerspruch [72] zum ‚Geist‘. ‚Coeur‘ ist selbst Geist; eine Erscheinungsform des Geistes. Der Akt des Herzens ist ein für die Erkenntnis ‚gebender‘ Akt. Bestimmte Gegenstände gelangen nur im Herzensakt zur Gegebenheit. Da bleiben sie aber nicht arationaler Intuition, sondern sind intellektuell-logischer Durchdringung zugänglich.“³⁹

Stets, auch in stärkster religiöser Hingabe, bleibt Pascal ein Rationalist. Ja, auch die mathematische Methode bleibt ihm als Gottesgläubigem nahe. Das klarste Beispiel dafür ist die berühmte Wette in seinen „Gedanken“.

Doch muß man dazu etwas ausholen. Rényi berichtet:

„Im Jahre 1653 reiste Pascal mit seinen vornehmen Freunden, dem Herzog von Roannez, dem Chevalier de Méré und dem Herrn Miton nach Poitou. Während dieser Reise dürfte der Chevalier de Méré seine zwei Fragen über Glücksspiele gestellt haben, über die Pascal im Jahre 1654 mit Fermat korrespondiert hat. Mit diesem Briefwechsel wurde die Wahrscheinlichkeitsrechnung geboren.

Pascals erster Brief an Fermat wurde am 29. Juli 1654, der zweite am 24. August 1654 geschrieben, der dritte, der nur aus wenigen Zeilen besteht, am 27. Oktober 1654. Diese Briefe beschäftigen sich, wie gesagt, mit den beiden von de Méré gestellten Problemen. Das erste lautet: Wie oft muß man mindestens zwei Würfel werfen, damit die Wahrscheinlichkeit dafür, daß mindestens einmal ein Sechserpasch (d. h. zwei Sechsen gleichzeitig) auftritt, größer als $\frac{1}{2}$ ist?

Dieses Problem hat der Chevalier auch selbst gelöst. Das zweite – nicht so leichte – Problem, das er nicht selbst lösen konnte, lautet folgendermaßen: Zwei Spieler spielen ein Glücksspiel, in welchem beide in jeder Partie dieselben Chancen haben; am Anfang zahlen beide Spieler den gleichen Betrag in die Kasse ein, mit der Vereinbarung, daß derjenige die ganze Kasse erhält, der als erster n Partien gewonnen hat; das Problem besteht darin, wie die Kasse zwischen den beiden Spielern gerecht aufzuteilen ist, wenn sie aus irgendeinem Grunde mit dem Spiel aufhören, ehe es entschieden ist; zu diesem Zeitpunkt habe der eine Spieler a Partien, der andere b Partien gewonnen ...

Aus demselben Jahre, 1654, stammen Pascals Arbeiten über das sogenannte Pascalsche Dreieck und über verwandte kombinatorische Fragen. Sein Interesse für die Kombinatorik wurde durch seine wahrscheinlichkeitstheoretischen Untersuchungen geweckt.“⁴⁰

³⁷ J. H. Broome, a. a. O., S. 80.

* Wegen der Doppelbedeutung von „raison“: „Vernunft“ und „Grund“ ist dieser berühmte Satz in die deutsche Sprache nur ungenau übertragbar.

³⁸ Bl. Pascal, Gedanken, a. a. O., S. 47 f.

³⁹ R. Guardini, a. a. O., S. 186.

⁴⁰ A. Rényi, Briefe über die Wahrscheinlichkeit. Basel und Stuttgart 1969, S. 72 ff.

Wie und bei welcher Gelegenheit wendet nun Pascal die Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Religion an? Er gibt in den „Gedanken“ eine Unterhaltung mit einem ungläubigen „Mann der Welt“ wieder, den er dazu bekehren möchte, an Gott zu glauben.

„Prüfen wir diesen Punkt und sagen wir: Gott ist, oder er ist nicht. Aber welcher Seite werden wir uns zuneigen? Die Vernunft kann hier nichts entscheiden: es ist ein unendliches Chaos da, das uns trennt. Wir spielen am äußersten Ende dieses unendlichen Chaos ein Spiel, bei dem die Vorder- oder Rückseite [einer in die Luft geworfenen Münze] nach oben zu liegen kommt. Was werden Sie wetten? Durch den [73] Verstand können Sie sich weder für das eine noch für das andere entscheiden. Mit dem Verstand können Sie keines von beiden ausschließen. Beschuldigen Sie also nicht die des Irrtums, die ihre Wahl getroffen haben. Denn Sie verstehen nichts davon. –,Nein; ich tadle sie, aber nicht weil sie diese Wahl, sondern weil sie überhaupt eine Wahl getroffen haben; denn wenn auch der, welcher die Vorderseite gewählt hat, und sein Gegner in gleicher Weise im Unrecht sind – sie sind eben beide im Unrecht. Das Richtige ist, überhaupt nicht zu wetten.“

Ja; aber man muß wetten; es steht nicht in unserem Belieben. Sie sind nun einmal im Spiele. Wofür werden Sie sich also entscheiden? Sehen wir zu: Da man wählen muß, laßt uns sehen, was Sie am wenigsten angeht. Sie haben zweierlei zu verlieren: das Wahre und das Gute, und zweierlei einzusetzen: Ihre Vernunft und Ihren Willen, Ihre Erkenntnis und Ihre Seligkeit; und Ihre Natur muß sich vor zweierlei hüten: vor Irrtum und Unheil. Ihrem Verstande wird es ebensowenig schaden, wenn Sie das eine, wie wenn Sie das andere wählen, da man unbedingt wählen muß. Nun wäre ein Punkt erledigt. Aber unsere Seligkeit? Wägen wir den Gewinn und den Verlust, und das Kreuz [die vordere Seite der Münze] soll bedeuten, daß Gott ist. Schätzen wie diese beiden Möglichkeiten ab: wenn Sie gewinnen, gewinnen Sie alles; wenn Sie verlieren, verlieren Sie nichts. Wetten Sie also ohne zu zögern, daß er ist.

„Das ist wunderbar. Ja, man muß wetten; aber ich setzte vielleicht zuviel ein.“

Laßt uns sehen. Da die gleiche Chance für Gewinn und Verlust besteht, so könnten Sie dennoch wetten, auch wenn Sie nur zwei Leben für eins zu gewinnen hätten; wenn es aber drei Leben zu gewinnen gäbe, so müßte man spielen (denn Sie sind gezwungen zu spielen), und Sie wären unklug – da Sie ja genötigt sind zu spielen –, wenn Sie nicht in einem Spiel, wo die Chance für Verlust und Gewinn gleich ist, Ihr Leben einsetzten, um drei Leben zu gewinnen. Aber es geht um eine Ewigkeit des Lebens und der Seligkeit. Und wenn es unter dieser Voraussetzung eine Unendlichkeit von Möglichkeiten gäbe, von denen nur eine für Sie ist, so hätten Sie noch Grund genug, ein Leben einzusetzen, um zwei zu gewinnen; und Sie würden sehr verkehrt handeln – da Sie ja verpflichtet sind zu spielen –, wenn Sie sich weigerten, in einem Spiel, wo unter einer Unendlichkeit von Möglichkeiten eine für Sie ist, ein Leben gegen drei zu spielen, falls es die Unendlichkeit eines unendlich glücklichen Lebens zu gewinnen gäbe. Aber es gibt hier die Unendlichkeit eines unendlich glücklichen Lebens zu gewinnen – bei *einer* Gewinnmöglichkeit gegen eine endliche Zahl von Verlustmöglichkeiten –, und was Sie spielen, ist endgültig. Das hebt jede Ungleichheit auf: überall, wo das Unendliche ist, und wo nicht unendliche Möglichkeiten des Verlustes gegen die des Gewinnes stehen, gibt es kein Abwägen mehr, man muß alles geben. Wenn man also gezwungen ist zu spielen, muß man lieber auf die Vernunft verzichten, um das Leben zu bewahren, als sie [festhalten und sie damit] aufs Spiel setzen, da es ja um einen unendlichen Gewinn geht, der ebenso leicht eintrifft wie der Verlust [unseres] Nichts.

Denn es ist sinnlos zu sagen, es sei unsicher, ob man gewinnen wird, dagegen sicher, daß man dabei etwas wagt, und der unendliche Abstand zwischen der [74] *Sicherheit* des Wagnisses und der *Unsicherheit* des Gewinnes mache das endliche Gut, das man sicher aufs Spiel setzt, gleich dem unendlichen Gut, das unsicher ist. Das ist nicht so. Jeder Spieler wagt mit Sicherheit, um mit Unsicherheit zu gewinnen; und dennoch wagt er sicher das Endliche, um unsicher das Endliche zu gewinnen, ohne gegen die Vernunft zu sündigen. Es gibt keine Unendlichkeit des

Abstandes zwischen dieser Sicherheit des Wagnisses und der Unsicherheit des Gewinnes; es wäre verkehrt, eine solche Unendlichkeit anzunehmen. In Wahrheit liegt eine solche Unendlichkeit zwischen der Sicherheit, zu gewinnen, und der Sicherheit, zu verlieren. Aber die Unsicherheit, zu gewinnen, steht in einem sinnvollen Verhältnis zur Sicherheit des Wagnisses, entsprechend dem Verhältnis der Gewinn- und Verlustmöglichkeiten. Und wenn es ebenso viele Möglichkeiten auf der einen wie auf der anderen Seite gibt, so ergibt sich daraus ein Spiel von Gleich zu Gleich; und alsdann ist die Sicherheit des Wagnisses der Unsicherheit des Gewinns gleich: so kann keine Rede davon sein, daß zwischen beiden ein unendlicher Abstand sei. Und so hat unsere These unendliche [Wahrscheinlichkeits-]Kraft, wenn man in einem Spiel, in dem die Gewinn- und Verlustmöglichkeiten gleich sind und das Unendliche zu gewinnen ist, nur das Endliche zu wagen braucht. Das ist überzeugend; und wenn die Menschen irgendeiner Wahrheit fähig sind, so ist das diese Wahrheit.

„Ich gebe es zu, ich erkenne es an.“⁴¹

Ein geradezu unglaubliches Unternehmen! Bekehrung mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung, angewandt auf die Möglichkeit der Existenz von Gott. Und methodologisch durchaus in Ordnung!

Man versteht, unser Interesse für Pascal erwächst nicht nur aus seiner Wissenschaftstheorie, aus seiner Methodologie der Aneignung der Welt, sondern auch aus der Konsequenz der Anwendung seiner Methodologie. Wieviele Mathematiker haben in den letzten 2500 Jahren an Götter oder an nur einen Gott geglaubt, aber keiner von ihnen hat die Mathematik in seine religiöse Aktivität so ganz konkret eingebaut wie Pascal in seiner berühmten Wette mit einem Gottlosen, den er bekehren möchte.

Wie aber soll es weiter gehen? zunächst hat Pascal den gebildeten Weltmenschen, mit dem er gesprochen, doch nur von dem größeren Gewinn, den die Wette auf die Existenz Gottes bringt, überzeugt. Wie aber soll dieser dann fromm werden. Auch hier weist Pascal einen weiteren Schritt: „Sie wollen zum Glauben kommen, und Sie kennen den Weg dahin nicht; Sie wollen vom Unglauben geheilt werden und fragen nach den Heilmitteln dafür. Lernen Sie von denen, die gebunden waren wie Sie, und die jetzt ihre ganze Habe aufs Spiel setzten; das sind Leute, die einen Weg kennen, dem Sie gerne folgen möchten; die geheilt sind von einer Krankheit, von der Sie geheilt werden wollen. Folgen Sie der Weise, in der jene begonnen haben, indem sie in allem so handelten, als ob sie glaubten, indem sie das Weihwasser nahmen, indem sie Messen lesen ließen usw.“⁴²

Also ein rein mechanischer Weg der Befolgung religiöser Bräuche soll zum [75] Glauben führen können? Pascal meint ja. Denn: „Die Gewohnheit ist unsere Natur. Wer sich an den Glauben gewöhnt, der glaubt ihn und ist nicht mehr imstande, die Hölle nicht zu fürchten. Und er glaubt nichts anderes. Wer sich daran gewöhnt, zu glauben, daß der König fürchterlich ist, ... usw. Wer zweifelt also, daß unsere Seele, nachdem sie sich daran gewöhnt hat, Zahl, Raum und Bewegung zu sehen, daran glaubt und an nichts als das?“⁴³

Pascal schreibt der Gewohnheit eine außerordentliche Kraft zu. Und zwar weil die Menschen unter anderem auch Automaten sind. In einer erstaunlichen Überlegung in den „Gedanken“ führt er aus: „Man darf sich nicht verkennen. Wir sind ebensosehr Automat wie Geist; und daher kommt es, daß das Werkzeug, durch das die Überzeugung kommt, nicht allein der Beweis ist. Wie wenig bewiesene Dinge gibt es! Die Beweise überzeugen nur den Geist. Die Gewohnheit erst macht unsere Beweise zu den stärksten und am meisten geglaubten; sie setzt den Automaten in Bewegung, der den Geist mit sich fortreißt, ohne daß er es merkt. Wer hat bewiesen,

⁴¹ Bl. Pascal, Gedanken, a. a. O., S. 41-44.

⁴² Ebendort, S. 44.

⁴³ Ebendort, S. 46.

daß es morgen Tag sein wird, und daß wir sterben werden? Und was wird fester geglaubt? Die Gewohnheit also überzeugt uns; sie ist es, die so viele Christen macht, sie ist es, welche die Türken macht, die Heiden, die Handwerker, die Soldaten usw. (Was die Christen von den Türken voraushaben, ist der in der Taufe empfangene Glaube.) Schließlich muß man seine Zuflucht zu ihr nehmen, wenn der Geist einmal gesehen hat, wo die Wahrheit ist, um diesen Glauben, der einem alle Augenblicke entgleitet, in sich einzusaugen und sich mit ihm zu färben; denn die Beweise dafür stets gegenwärtig zu haben, ist schwierig. Man muß einen leichteren Glauben erwerben, den der Gewohnheit, welcher uns ohne Gewalttätigkeit, ohne Kunst, ohne Beweise an die Dinge glauben macht und alle unsere Fähigkeiten dieser Überzeugung zuneigt, so daß unsere Seele ihr ganz natürlich verfällt. Wenn man nur durch die Macht des Beweises glaubt, während der Automat geneigt ist, das Gegenteil zu glauben, so genügt das nicht. Man muß also unsere beiden Teile zum Glauben bringen: den Geist durch die Gründe, die einmal im Leben eingesehen zu haben genügt; und den Automaten durch die Gewohnheit und dadurch, daß man ihm nicht erlaubt, sich dem Gegenteil zuzuneigen.⁴⁴

Der Mensch ein Automat! Erinnerung an die Rechenmaschine! Automatik – Gewohnheit führen ebenfalls zur Religion! wiederum eine Mathematisierung oder soll man besser sagen eine Physizierung, eine Mechanisierung des Weges zur Religion, zum Glauben an Gott. Selten ist die Macht der Gewohnheit von einem frommen Denker so offen ausgesprochen für die Bekehrung eingesetzt worden wie von Pascal, selten auch ist die Gewohnheit so physikalisch erklärt worden.

Der Glaube an Gott soll auf Grund der Erklärung einer Wette, aus den Regeln eines Lotteriespiels – wissenschaftlich formuliert: auf Grund einer Wahrscheinlichkeitsrechnung als vernünftigstes Verhalten eingeleitet werden und der Weg zum Glauben soll über die Gewohnheit an das Mitmachen religiöser Riten auf Grund von Eigenschaften, die der Mensch mit einem Automaten (mit Pascals Rechenmaschine) teilt, geebnet werden!

[76] Natürlich gilt all das nur, wenn man es mit einem ungläubigen „Mann der Welt“ zu tun hat. Nicht von denen, denen Gott seine Gnade erwiesen, indem er sie direkt mit „seinen Wahrheiten“ erleuchtet hat. Und auch von diesen Menschen spricht Pascal – wo aber wohl am schönsten? in seiner Schrift über den geometrischen Beweis! Dort heißt es von den „göttlichen Wahrheiten“: „Gott allein kann sie in die Seele pflanzen, und auf die Weise, die ihm gefällt. Ich weiß, er hat gewollt, daß sie vom Herzen in den Geist gelangen und nicht vom Geist in das Herz, um die stolze Macht der Vernunft zu demütigen, die sich anmaßt, die Dinge zu beurteilen, die der Wille auswählt, und um den schwachen Willen zu heilen, der sich durch seine schmutzigen Neigungen so völlig verdorben hat. Und daher kommt es, daß man, wenn es um die menschlichen Dinge geht, sagt, daß man sie erkennen müsse, bevor man sie liebe – was sprichwörtlich geworden ist –, daß hingegen die Heiligen, wenn sie von den göttlichen Dingen sprechen, sagen, daß man sie lieben müsse, um sie zu erkennen, und daß man nur durch die Liebe in die Wahrheit eingehe, was sie zu einer ihrer heilsamsten Lehren gemacht haben.“⁴⁵

Wundervoll wieder die dialektische Gegenüberstellung der beiden Erkenntniswege: wenn es um göttliche Dinge geht, muß man erst das Herz in Bewegung setzen, sie lieben, um sie zu erkennen; geht es aber um menschliche Dinge, dann muß man sie zuerst erkennen, bevor man sie lieben kann.

Und wie hängt diese Feststellung mit den vorangehenden Ausführungen über den automatischen, den Gewohnheitsweg zu Gott zusammen? Wer die Verbindung nicht sehen kann, soll sich daran erinnern, daß es auch Gewohnheiten gibt, die einem lieb werden. Über die Liebe der Gewohnheit also führt wohl der Weg zur Liebe von Gott.

⁴⁴ Ebendort, S. 52 f.

⁴⁵ Vermächtnis, S. 36.

Wie einzigartig ist bei Pascal die Durchdringung der Religion mit der Methodologie des Wissenschaftlers! so stark, daß auch die rein religiöse Haltung des echten Christen noch in eine dialektische Beziehung zum „gesunden Menschenverstand“ gebracht wird!

Wir sagten, eine Pascal-Biographie, heute geschrieben von einem Marxisten, also den Bedürfnissen unserer gegenwärtigen Sicht angepaßt, müßte der von uns so im Studium vorkapitalistischer Gesellschaftsordnungen vernachlässigten religiösen Aneignung der Welt besondere Aufmerksamkeit schenken. Und ich bemerkte, daß ich zu ungebildet wäre, das hier zu tun. Aber vielleicht kann ich andeuten, was ich meine.

Pascal hat eine Lehre von drei Zuständen, drei Formen der Aneignung der Welt und zugleich auch Klassen, gesellschaftlichen Gruppierungen, „Ordres“ nennt er sie, entwickelt. Sie gliedern sich in Ordre de la Chair, die „Klasse des Fleisches“, Ordre des Esprit, „Klasse des Geistes“, und die Ordre de la Charité, die „Klasse der christlichen Liebe“.

Sie sind alle drei grundverschieden von einander:

„Die unendliche Entfernung der Körper von den Geistern ist ein Sinnbild der [77] unendlichmal unendlicheren Entfernung der Geister von der (christlichen) Liebe, denn (diese) ist übernatürlich.

Alle Herrlichkeit der (politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen) Größe hat keinen Glanz für jene Menschen, die in den Bemühungen des Geistes leben.

Die Größe der Menschen des Geistes (hingegen) ist den Königen, den Reichen, den Heerführern, all den Großen des Fleisches unsichtbar.

Die Größe der (übernatürlichen) Weisheit (hinwiederum), die nicht ist, sie sei denn aus Gott, ist den Fleischlichen und den Menschen des Geistes unsichtbar. Hier sind drei artmäßig verschiedene Ordnungen. Die großen Genies (des Geistes) haben ihre Herrschaft, ihre Herrlichkeit, ihre Größe, ihren Sieg, ihren Glanz und bedürfen in keiner Weise der fleischlichen Größe, auf deren Bereich sie nicht bezogen sind. (Jene Menschen des Geistes und ihre Welt) werden nicht von den (körperlichen) Augen, sondern von den Geistern gesehen. Das ist genug.

Die Heiligen haben ihre Herrschaft, ihre Herrlichkeit, ihren Sieg, ihren Glanz, und bedürfen in keiner Weise der fleischlichen oder der geistigen Größe, auf deren Bereich sie nicht bezogen sind, denn diese fügt ihnen weder etwas hinzu, noch nimmt sie ihnen etwas weg. Sie werden von Gott und von den Engeln gesehen, und weder von den Körpern, noch von den neugierigen Geistern; Gott genügt ihnen.“

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Pascal dann dem Unterschied zwischen der Klasse des Geistes und der der christlichen Liebe:

„Archimedes wäre auch ohne (äußere) Herrlichkeit Gegenstand gleicher Verehrung. Er hat keine Schlachten für die Augen geliefert, aber er hat allen Geistern seine Entdeckungen geschenkt. Oh, wie hell ist er den Geistern aufgeleuchtet!

Jesus Christus, ohne (materielle) Güter und ohne irgendeine Hervorbringung mit Ausnahme (geistlicher) Erkenntnis, steht in seiner Ordnung der Heiligkeit. Er hat keine Entdeckung geliefert, er hat nicht (irdisch) regiert; aber er ist demütig, geduldig, heilig gewesen, heilig für Gott, furchtbar für die Dämonen, ohne irgendeine Sünde. Oh, in welcher großer Pracht und überschwenglicher Magnifizenz ist er vor den Augen des Herzens erschienen, welche die Weisheit schauen!

Für Archimedes wäre es nutzlos gewesen, wenn er in seinen geometrischen Büchern als Fürst aufgetreten wäre, obwohl er (durch Geburt) einer war.

Für unseren Herrn Jesus Christus wäre es nutzlos gewesen, wenn er, um in seinem Reiche der Heiligkeit zu leuchten, als (irdischer) König gekommen wäre. Aber wahrlich, er ist mit der Herrlichkeit seiner (eigenen) Ordnung gekommen!

Es ist sehr lächerlich, an der Niedrigkeit Jesu Christi Ärgernis zu nehmen, wie wenn diese (irdische) Niedrigkeit von der gleichen Ordnung wäre wie jene Größe, die offenbar zu machen er kam. Man betrachte diese Größe in seinem Leben, in seinem Leiden, in seiner Verkantheit, in seinem Tode, in der Auserwählung der Seinen, in ihrer Untreue, in seiner verborgenen Auferstehung und in allem übrigen, und man wird sie so groß erblicken, daß man keine Veranlassung haben wird, an einer Niedrigkeit Ärgernis zu nehmen, die es (in seinem Leben) tatsächlich nicht gibt.

Es gibt aber solche, welche nur die fleischliche Größe bewundern können, als ob es keine geistige gäbe; und andere, die nur die geistige bewundern, als ob es nicht unendlich viel höhere in der (christlichen) Weisheit gäbe.“

[78] Wie charakteristisch, daß der Mathematiker, Physiker, Konstrukteur Pascal Archimedes und Christus gegenüberstellt. Was aber die Klasse des Fleisches betrifft, lohnt es sich ihm nicht, den Namen eines großen Heerführers oder Königs zu nennen.

Die verschiedenen Klassen sind so verschiedener Art, daß Pascal erklärt:

„Alle Körper, das Firmament, die Sterne, die Erde und ihre Königreiche wiegen nicht den kleinsten der Geister auf; denn dieser erkennt jenes alles, und sich (dazu); die Körper aber (erkennen) nichts.

Alle Körper zusammen und alle Geister zusammen und alle ihre Hervorbringungen wiegen nicht die geringste Bewegung der (christlichen) Liebe auf. Diese gehört einer unendlich höheren Ordnung an.

Aus allen Körpern zusammen könnte man nicht (auch nur) einen kleinen Gedanken hervorgehen lassen. Das geht nicht, (weil der Gedanke) einer anderen Ordnung angehört. Aus allen Körpern und Geistern könnte man nicht eine (einzige) Bewegung echter (christlicher) Liebe herausholen, das geht nicht, (weil die Liebe) einer anderen, übernatürlichen Ordnung angehört.“⁴⁶

Guardini kommentiert diese Ausführungen:

„Jeder Bereich hat seinen Wertcharakter, seine ‚grandeur‘ (Größe); sie sind aber untereinander qualitativ verschieden, und eine Wertigkeit kann von der anderen ebensowenig abgeleitet werden, wie eine Wesensbestimmung von der anderen. Zur Erfassung bedarf es also der spezifischen Kategorien. Diese müssen am Gegenstand selbst gefunden werden. Das ist aber nur möglich, wenn die spezifische Sehkraft, die ‚vue‘ da ist, die sich auf jeder Stufe neu konstituieren muß. So sehr, daß die ‚rois‘ (Könige) – sie bilden die Analogie der ‚savants‘ (Wissenschaftler); diese haben den Erkenntnisblick für die Körperwelt, und ihre Herrschaft besteht darin, Überzeugungen zu schaffen; jene haben Erkenntnisblick für die Körperlichkeit der Untertanen und politischen Wirklichkeiten und Herrschaft über ihren Willen* – die Könige also, und die Reichen, und ‚grands de chair‘ (Großen des Fleisches) aus sich die ‚grandeurs spirituelles‘ [Geistesgröße] überhaupt nicht sehen; die ‚gens d’esprit‘ [Geistesmenschen] wiederum nicht die ‚grandeurs de la sagesse‘ (Größe und Glanz der Weisheit), für welche die ‚charité oder ‚sainteté‘ [Heiligkeit] erfordert wird. So sind da ‚trois ordres différent de genre‘.

Man kann nicht klarer sein. Besonders bedeutsam aber ist, daß auch der dritte so gewonnene Wirklichkeitsbereich keiner irrationalen Erfahrung, keiner begriffsfeindlichen Intuition überlassen wird, sondern auch seine Rationalität und damit Wissenschaftsmöglichkeit besitzt. Wie die Natur ihre logische Struktur hat, die von den ‚sciences abstraites‘ [abstrakte Wissenschaften], Mathematik und Physik herausgehoben wird; wie das Reich des Menschlichen sie hat, so daß es durch eine ‚étude de l’homme‘ (Studium des Menschen) rational erfaßt werden kann, so hat auch der Bereich der aus der Offenbarung kommenden Weisheit und Liebe seine Logik.“⁴⁷

⁴⁶ Zitiert nach der Übersetzung in R. Guardini, a. a. O., S. 40-43.

* Vgl. dazu den interessanten Brief des jungen Pascal an die Königin Christine von Schweden, der ihr die Rechenmaschine empfiehlt und die Analogie ausführlich entwickelt.

⁴⁷ Ebendort, S. 43 f.

[79] Pascal stellt die Wissenschaftler über die „Großen des Fleisches“, also über Heerführer, Staatsmänner und Könige, die als solche nichts von Wissenschaft verstehen und nichts in ihr zu sagen haben. Pascal war ein sehr bewußter Intellektueller. Das oberste Reich aber ist das der Gottergebenen.

Man muß verstehen, daß es sich hier bei den drei Ordres um Formen der Aneignung und Beherrschung der Welt handelt, um eine Mischung von Aneignungsform und Klasse. Darum geht es Pascal, obgleich er die Klassen bzw. Aneignungsformen natürlich wertet, nicht darum, die Menschen zu mahnen, von einer Klasse zur anderen aufzusteigen. Zumal in keiner Klasse eine Sicherheit besteht, das Wohlgefallen Gottes zu erregen. In der niedrigsten Ordnung besteht immer die Gefahr, sündig zu werden, indem man den fleischlichen Leidenschaften nachgibt, in der zweiten Ordnung herrscht immer die Versuchung, nur der curiosité [Neugier], der Suche nach der Wahrheit allein um des egoistischen Wissens willen, zu leben, und in der dritten Ordnung begegnet man all zu oft superbe, Hochmut, Stolz auf das Ich statt auf Gott. Mitglieder aller drei Ordnungen bedürfen der Gnade Gottes.

Pascal selbst hat in allen drei Ordnungen gelebt, zuerst in der zweiten, dann in der ersten, mit Zwischenzeiten in der zweiten, und schließlich in der dritten, mit Zwischenzeiten in der zweiten. So würde er es wohl gesehen haben. Wir aber können fragen, ob er, zumindest was die Form der Aneignung betrifft, je die zweite wirklich verlassen hat. Gleichzeitig aber müssen wir bekennen, daß, was, nennen wir es die Lebens- und Aneignungswerte und -wertungen betrifft, die letzte, die religiöse Ordnung für ihn die entscheidende wurde. So konnte es geschehen, daß sein *vue*, seine Anschauung, seine Aneignung, seine Methodologie letztlich von der Rationalität der Wissenschaft bestimmt wurde, seine Wertungen dagegen von der Religion. Das erscheint mir die Hauptproblematik für die zu schreibende marxistische Pascal-Biographie zu sein. [80]

Anmerkungen zu „Pascal“

Von Hans-Jürgen Treder

Pascals Reflexionen über die Grundlagen der Mathematik und mathematischen Physik sind vor allem enthalten in seinen beiden Essays „Vom geometrischen Geist“ und „Von der Kunst, zu überzeugen“, die unter dem Titel „Reflexionen über die Geometrie im allgemeinen“ zusammengefaßt werden. Eine französisch-deutsche Ausgabe des vollständigen Textes liegt erst jetzt vor, philologisch kommentiert, in dem Band von F. P. Schobinger, Basel und Stuttgart 1974. (Der Kommentar ist vor allem wichtig wegen der Querverweise zu korrespondierenden Stellen in den „Pensées“, in der „Logik von Port Royal“ sowie in den „Meditationen“ und in den „Prinzipien der Philosophie“ von Descartes.)

Die meta-mathematische Quintessenz der „Reflexionen über die Geometrie“ habe ich in einer Rezension „Deutsche Literatur Zeitung“, Heft 6, 1975, wie folgt zusammengefaßt:

Pascal verstand unter „Geometrie im allgemeinen“ die Mathematik einschließlich der sich ihm als Mechanik anbietenden theoretischen Physik. Pascals Wissenschaftstheorie ist geprägt durch die Erkenntnistheorie und Methodologie von Descartes und durch die sich entwickelnde klassische Mechanik und Analysis. Sie steht im bewußten Gegensatz zur Wissenschaftstheorie der scholastischen Schulphilosophie und polemisiert gegen deren Schullogik. Pascal bekämpft aber auch die Atomistik von P. Gassendi, indem er Descartes' Kontinuumsphysik metatheoretisch unterstützt.

Die sprachlich vollendete Form von Pascals „Reflexionen“ ist auch ein Ausdruck seiner methodologischen Grundposition. Die Beweistheorie, die bei Pascal als Metamathematik und Metalogik erscheint, muß nach Pascal notwendigerweise in der Umgangssprache reflektieren, da sie vor und über allen formalisierbaren Schlußweisen und Definitionen steht. Pascal führt aus, daß jede mathematische Disziplin auf „Grundworten“ und Axiomen aufbaut, die in der Theorie selbst weder definierbar noch beweisbar sind und deren Einsehbarkeit durch keinen theorieimmanenten und formalisierbaren Prozeß abzusichern ist. Dementsprechend sind auch die in Pascals „Kunst, zu überzeugen“ dargelegten metatheoretischen Regeln der Beweistheorie die umgangssprachliche Darlegung der selbst nicht mehr beweisbaren Schlußmethoden, die bei jeder wissenschaftlichen Beweisführung zu benutzen sind. Alle mathematischen Definitionen sind dann Namensbeilegungen zur Abkürzung der Redeweise.

Disziplinen der Mathematik – der „Geometrie im allgemeinen“ – sind bei Pascal die Mechanik, die Arithmetik und die Geometrie im engeren Sinne. Ihre Grund-[81]begriffe „Bewegung“, „Zahl“ und „Raum“ sind nach Pascal selbst undefinierbar. Die Wissenschaften sind gerade die Explikationen des mit diesen Grundbegriffen Gemeinten. Ein notwendiges Grundaxiom aller mathematischen Disziplinen ist das Unendlichkeitsaxiom, das das Unendliche im Sinne des Transfiniten und des Infiniten postuliert. – Wie später Georg Cantor lehnte Pascal das aktuell Unendlichkleine ab, während er der Vorstellung des aktuell Transfiniten nahekommt. Pascals Einsicht, daß das Unendlichkeitsaxiom wesentlich für die Mathematik ist, impliziert eine heutige Grundposition der Mengentheorie und der mathematischen Grundlagenforschung.

Wichtig erschien mir hier vor allem, daß Pascal bereits über die mathematische Logik hinaus zur Meta-Mathematik als nichtformulisierbarer und rein umgangssprachlich zu formulierender Beweistheorie gelangt ist (eine Einsicht, die die tiefsten Erkenntnisse der Epistemologie, Sprachphilosophie und der Wissenschaftstheorie impliziert!).

Der zitierte mathematische Lehrsatz von Pascal ist nicht nur fundamental bezüglich seiner Anwendung als Dualisierungsprinzip in der projektiven Geometrie. Die volle Bedeutung von Pascals Satz hat Hilbert zuerst in seiner die heutige Meta-Mathematik mitbegründenden Schrift „Grundlagen der Geometrie (1899) herausgearbeitet, in der ein ganzes Kapitel „Der Pascalsche Satz“ heißt. Pascals Satz ermöglicht in der Elementargeometrie u. a., allen Strecken reelle

Zahlen zuzuordnen, d. h. mit Strecken wie mit Zahlen zu rechnen. Hilbert führt dann Pascals Satz in die Grundlagen der Geometrie selbst ein und unterscheidet zwischen „Pascalschen“ und „nicht-Pascalschen“ Geometrien – eine Unterscheidung, die wesentlich tiefer reicht als etwa die klassische Unterscheidung zwischen euklidischer und nichteuklidischer Geometrie.

Sehr richtig ist, daß Pascals Untersuchungen über den hydrostatischen Druck die Hydrostatik und die Aerostatik als Teile der klassischen Kontinuumsmechanik begründen. Das sogenannte „Pascalsche Paradoxon“ enthält die fundamentale Aussage der Isotropie des hydrostatischen Drucks und damit das Haupttheorem der Hydrostatik. [82]

Kapitel IV: Richard Lepsius und sein Haus

Es gibt Gelehrte, die nicht nur durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch durch ihre Frau und deren Leistung in der Schaffung eines Gelehrten-Treffpunkts in ihrer Wohnung in die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften eingehen. Ein solcher Gelehrter war der größte deutsche Ägyptologe Richard Lepsius, eine solche Frau war Elisabeth Lepsius.

Elisabeth Lepsius wurde am 18. Januar 1828 geboren. Sie war eine Urenkelin des Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai (Freund Lessings und Führer der „Berliner Aufklärung“), Tochter Lilli Partheys, die mit dem in seiner Zeit nicht unbekanntem Komponisten Bernhard Klein verheiratet war; ihr Onkel Gustav Parthey führte, wie sein Vater, die Buchhandlung Nicolai weiter, war ein bekannter Altertumsforscher, mit Goethe, Humboldt, Hegel bekannt und schrieb eine anregende Schilderung des „Haus in der Brüderstraße“, das ein kleines Zentrum des geistigen Lebens Berlins zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewesen war.

Auch Elisabeth wurde im Hause Brüderstraße 13 erzogen. Über dieses Haus heißt es im Nachwort zu dem soeben erwähnten Buch von Gustav Parthey: „An den Erlebniskreis des jungen Parthey erinnert uns heute das Nicolai-Lessing-Haus, Brüderstraße 13. Das Haus war 1787 von Nicolai erworben worden, zu einer Zeit, als die beiden anderen Geistesgrößen der Aufklärung, Moses Mendelssohn und Lessing, nicht mehr unter den Lebenden weilten. Die Einbeziehung von Lessings Namen erfolgte erst 1910, als das ursprüngliche Lessinghaus am Königsgraben abgerissen wurde. Das dort befindliche Lessingmuseum wurde damals in das Nicolaihaus überführt. Viele Jahre hindurch war die Brüderstraße 13 ein Sammelpunkt Berliner kulturellen Lebens durch regelmäßig stattfindende literarische Vortragsabende und Musikunterhaltungen, bis diese Veranstaltungen 1936 von den Faschisten verboten wurden. Während des zweiten Weltkrieges wurde das Haus durch Bombenangriffe schwer in Mitleidenschaft gezogen. Heute ist es wiederhergestellt, und den Berlinern ist damit eines der edelsten bürgerlichen Baudenkmäler des 18. Jahrhunderts erhalten worden, ein Haus, von dem humanistisches Gedankengut über das ganze deutsche Sprachgebiet ausstrahlte.“¹

In dieses Haus kam der fünfunddreißigjährige Richard Lepsius wenige Wochen nach der Rückkehr von seiner mehr als dreijährigen Reise nach Ägypten, und nachdem er die 18-jährige Elisabeth dreimal innerhalb von 10 Tagen in Gesellschaft mit [83] anderen gesehen hatte – irgendeine richtige Unterhaltung fand nach dem Tagebuch von Elisabeth nicht zwischen ihnen statt –, hielt er über ihre Tante erfolgreich um ihre Hand an. Während der Brautzeit lehrte er sie das hieroglyphische Alphabet.

Sabine Lepsius, ihre Schwiegertochter, erzählte mir als Schüler (später wurden auch die entsprechenden Tagebuchseiten von Elisabeth Lepsius veröffentlicht) die Geschichte dieser Verlobung als gutes Beispiel, dem ich jedoch, minder begabt als Lepsius und auch wesentlich jünger als er damals, nur unvollkommen folgte. Die Geschichte scheint mir deshalb interessant, weil sie meine Theorie so voll bestätigt, daß es eine reine Glückssache ist, ob man unter den heute schon mehreren hundert Millionen möglichen Ehepartnern gerade den findet, mit dem man eine schöne Ehe führen kann.

1. Leben und Werk von Richard Lepsius

Georg Ebers, der bekannte Ägyptologe und bekanntere Schriftsteller, dessen Romane vielfach im alten Ägypten spielen, hat eine Biographie seines Lehrers Lepsius geschrieben, in der es einleitend heißt:

„Richard Karl Lepsius ward geboren am 23. Dezember 1810 zu Naumburg a. d. Saale, einer hübschen Stadt, die sich an den mit Reben bepflanzten Vorbergen des Thüringer Waldes

¹ G. Parthey, Das Haus in der Brüderstraße. Berlin 1955, S. 420.

freundlich erhebt. Hier verlebte er seine Kindheit unter Umständen, wie sie günstiger für den künftigen Gelehrten und Alterthumsforscher nicht gedacht werden konnten.

Sein Vater – später Landrath und Geheimer Regierungsrath – war damals daselbst sächsischer Finanzprokurator für den gesamten Thüringer Kreis und als solcher eine der ersten Persönlichkeiten des Ortes und der Gegend. Naumburg ist reich an würdigen Bauten aus dem Mittelalter, und Carl Peter Lepsius, der Vater des jungen Richard, verwandte die Muße, welche seine anspruchsvolle Thätigkeit ihm gewährte, auf die Erforschung der Geschichte dieser ehrwürdigen Denkmäler. Er war es, welcher den thüringisch-sächsischen Verein für Alterthumskunde, dessen Sitz später nach Halle verlegt wurde, stiftete, und die drei Bände seiner kleinen Schriften legen Zeugnis ab für seinen ernsten und tüchtigen Forschungsgeist ...

Was sich in Thüringen und Sachsen für Alterthümer interessirte, stand mit dem Naumburger Archäologen und Vereinsgründer in Beziehung, die Luft des Hauses, in dem der Knabe heranwuchs, war mit historischen und antiquarischen Interessen gesättigt, der Gebieter desselben ließ den Sohn früh an denjenigen Beschäftigungen Theil nehmen, welche er selbst nur als ‚Liebhabelei‘ betreiben durfte, und denen seine Neigung doch ganz gehörte, und so begreift es sich leicht, daß der Finanzprokurator, sobald er den wissenschaftlichen Sinn des Sohnes erkannt hatte, alles that, um diesen zu fördern und aus seinem Kinde das zu machen, was er selbst unter günstigeren Verhältnissen hätte werden können: Einen großen Forscher, dem die Wissenschaft Ein und Alles, Zweck und Ziel des Daseins, kurz Lebensberuf sein durfte.“²

[84] Als Schüler besuchte Lepsius die Schulpforta, eine berühmte Lehranstalt, die er Ostern 1829 mit dem Abitur verließ, um in Leipzig zu studieren. Von dort schreibt er dem Vater vor Ende des ersten Semesters einen Brief, der mit wirklicher Einsicht ein Grundproblem der bürgerlichen deutschen Universität im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts aufrollt: „Denn diesen bedeutenden Unterschied zwischen Schule und Universität fühle ich doch jetzt immer mehr, daß einem hier jede Anleitung und nähere Vorzeichnung des Weges, den man gehen soll, ... mit einemmale gänzlich entzogen wird, und man nun nach eigener Wahl und eigenem Urtheile die vielen Anfänge, die man auf der Schule machte, ohne einen bestimmten Zweck vor Augen zu haben: entweder fortsetzen oder abbrechen, entweder eifriger betreiben oder mehr als Nebensache betrachten soll. Deshalb mache ich mir auch keine Vorwürfe, daß ich noch keinen festen, unabänderlichen Plan und eine vollständige Ordnung in meinen Studien habe, da dies wohl keinem so schnell gelang, oder, das erste wenigstens, gar zu einer Einseitigkeit führen könnte, die doch gerade der Philologie am meisten fremd bleiben soll. Überhaupt möchte wohl dieser Punkt in keiner Wissenschaft wichtiger, aber auch schwieriger, als in der unsrigen sein, da wir keine bestimmte Reihenfolge der Collegia, wie die Juristen, Mediciner und Theologen, zu beobachten haben, sondern ein jeder sich seine Wege selbst nach seinen Kräften und seiner Individualität in dem unermeßlichen Felde der Philologie wählen und vorzeichnen muß. Was nun meine rein wissenschaftliche Ausbildung betrifft, so bieten sich hier zuerst zwei Hauptwege dar, zwischen denen die meisten willkürlich oder unwillkürlich eine Wahl treffen, nämlich eigentliche Sprachforschung und Alterthumswissenschaft. Natürlich hängen beide so genau zusammen, daß das eine nie ganz von dem anderen getrennt werden kann, aber dennoch giebt sich jeder dem einen immer mehr als dem anderen hin, weil wirklich jedes von beiden Feldern an sich schon ausgedehnt genug ist, um alle Kräfte des Einzelnen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Am vollkommensten hat sich wohl dieser Unterschied und diese Selbständigkeit beider Zweige in unseren beiden größten Philologen Hermann und Böckh ausgebildet, deren jeder wieder seine eigene Schule, streng von der anderen geschieden, gebildet hat.* Mich nun jetzt schon für eine von beiden entscheiden zu wollen, würde ich für voreilig

² G. Ebers, Richard Lepsius, Leipzig 1885, S. 4 ff.

* Vgl. dazu auch [Bd. 4 dieser Studien](#), Kapitel III.

und thöricht halten, da ich beide noch zu wenig kenne, um eine solche Entscheidung nach meiner Überzeugung und selbständigem Urtheile zu treffen.“³

Der achtzehnjährige Lepsius hat sehr wohl und ohne Bedauern den grundlegenden Unterschied zwischen Schule und Universität in seiner Zeit verstanden und herausgearbeitet. Ohne Bedauern, weil er ein herausragend begabter und fleißiger Student war. Für die große Masse der Studenten aber war dieser krasse Unterschied zwischen Schule und Universität zweifellos kein Segen.

Ebenso aber empfinden so viele unserer begabten Studenten es keineswegs als einen Segen, daß bei uns der Unterschied zwischen Schule und Universität so winzig klein ist, daß ihr Studium – bis auf die Seiten (nicht etwa Bücher!), die sie zu lesen ha-[85]ben – so genau festgelegt ist, daß sie nicht nur wirklich gegängelt werden, sondern auch praktisch keine Zeit haben, über den „Stundenplan“ hinaus sich etwa in „anderen Fächern“ zu interessieren und betätigen. Sicher wird die nicht ferne Zukunft hier eine Wandlung bringen.

Lepsius hatte außerordentliches Glück mit seinen Lehrern, zu denen er auch persönlichen Zugang fand und von denen manche später wieder in seinem Haus in Berlin auftauchen. In Leipzig war natürlich Gottfried Hermann die beherrschende Gestalt. In Göttingen, wohin er ein Jahr später ging, waren es G. L. Dissen, der Herausgeber von Pindar, Tibull und Demosthenes, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Ewald, bei dem er Sanskrit lernte, Dahlmann, dessen Vorlesung über alte Geschichte er besuchte – alle vier zu den „Göttinger Sieben“ später gehörend. Vor allem aber beeindruckten ihn die Vorlesungen von Otfried Müller, die ihn einen dritten Weg neben Hermann und Boeckh mit solchem Erfolg gehen ließen, den archäologischen.

Nach zwei Jahren Göttingen ging er an die Berliner Universität. Obgleich dort gerade auf seinem Gebiet ganz stark hervorragende Gelehrte lasen, war er von ihnen nicht so befriedigt, da er sie im allgemeinen mit den Augen ihrer Kollegen in Leipzig und Göttingen sah. Ebers berichtet interessant: „Die Koryphäen des philologischen Lebens in Berlin, Boeckh und Lachmann, ja auch Bopp, dem er im Laufe der Zeit immer näher trat, und welchen er später uns selbst gegenüber den Begründer seiner linguistischen Methode nannte, sagten ihm anfänglich nur bedingungsweise zu. Die Müller, Dahlmann, Heeren in Göttingen, welche mit tiefem und weitblickendem Geist die glänzendste Redegabe vereinten, hatten ihn verwöhnt, und seine Ehrfurcht vor den unsterblichen Leistungen Boeckh's war schon von Hermann in Leipzig, welcher im Colleg gern einen Hieb gegen seine Berliner Kollegen führte, und dann auch durch Dissen erschüttert worden. Später hat er die volle Achtung vor dem tiefen Wissen, der gesunden Kritik, dem staatsmännischen Blick, der trefflichen Methode und dem edlen Charakter dieses seltenen Gelehrten und Menschen zurückgewonnen. Selbst Schleiermacher entsprach seinen Erwartungen nicht ganz. Deutsche Literaturgeschichte hörte er nur, weil Lachmann als Examinator in dieser Disciplin gefürchtet ward, und es hieß, daß er weniger Bewanderte zu ‚chikaniren‘ pflege. ‚Er liest eigentlich unangenehm, aber er gibt gute Sachen, und glücklicherweise hatte ich vorher ein noch schlechteres Bild von ihm mitgebracht – nach anderer Beschreibung.‘ Bei Boeckh hörte er griechische Literaturgeschichte, ‚und weil man eigentlich das Vortreffliche weniger beim Schlechten als beim Guten vermißt, so vermisse ich auch bei diesem Kolleg ganz besonders unseren Otfried Müller, den Boeckh meiner vollen Überzeugung nach, obgleich er sein Lehrer ist, doch bei weitem nicht erreicht. Doch ist es, Wie gesagt, ein gutes Collegium. Nachmittag von 4-5 höre ich bei Bopp vergleichende Grammatik, ein todter, geschmackloser Vortrag, wo nicht einmal die Anordnung des Stoffes klar und geschickt ist; aber in vielen Grundansichten über die Stammbildung war ich schon früher vielmehr seiner, als Grimm's oder Müller's Überzeugung, und er interessirt mich daher doch sehr, obgleich Müller's Vorlesungen über die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache unendlich reichhaltiger und

³ Ebendort, S. 14 ff.

befriedigender waren, als diese irgend werden können. Aber zu Hause ist Bopp ein freund-[86]licher Mann, dessen große und tiefe Gelehrsamkeit ich noch mehr zu benutzen denke.“⁴

Nach einem Jahr Berliner Studiums hatte er auch seine Dissertation über umbrische Texte fertiggestellt; die Promotion gelang ihm mit der besten Note. Da Paris damals den Ruf hatte, das Weltzentrum der Orientalistik zu sein, ging er mit finanzieller Hilfe seines Vaters zu kurzem Aufenthalt dorthin, der sich jedoch auf fast drei Jahre ausdehnte und den er bald selbst finanzieren konnte – zuerst durch Arbeit für den Herzog von Luynes. Honoré Théodoric Paul d'Albert, Duc de Luynes war ein Nachkomme des Günstlings und Falkenzüchters Ludwig XIII. und ein nicht unbedeutender Archäologe und Kunstsammler.

Bald stand Lepsius, der unter anderen auch eine Empfehlung von Alexander von Humboldt und so manchen seiner Universitätslehrer hatte, in interessantem Verkehr mit den großen Gelehrten seines Faches. Man wurde auf ihn, den man schon in Berlin als Versprechen betrachtet hatte, auch in Paris aufmerksam. Ja, er erhielt, eine ganz außerordentliche Ehrung des Dreiundzwanzigjährigen, für eine Arbeit über „Paläographie als Mittel für die Sprachforschung“ den Volnay-Preis.

Gleichzeitig kommt die entscheidende Wendung in seinem Leben. Sein Sohn schreibt:

„Die erste Anregung, sich mit den Hieroglyphen zu beschäftigen und die Versuche Champollions mit dem ihm zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Rüstzeug fortzusetzen, empfing Lepsius vor Gerhard. Dieser hatte 1828 unter dem Protektorat des preußischen Kronprinzen und mit Unterstützung des preußischen Gesandten am Vatikan Carl Josias von Bunsen das archäologische Institut in Rom gegründet, dessen Sekretär er war, und dessen Generalsekretariat Bunsen übernommen hatte. Gerhard lud Lepsius ein nach Rom zu kommen, um dort erstens eine Sammlung aller altitalischen Inschriften zu veranstalten und zweitens sich dem Studium der Sprache der alten Ägypter zu widmen. Gerhard hatte ihn auch an Bunsen empfohlen, der im Begriffe war, ein großes Werk zu verfassen: ‚Über die Stelle Ägyptens in der Weltgeschichte‘. Dieser unterstützte die Einladung auf das Lebhafteste, da ihm ein so tüchtiger Mitarbeiter nur erwünscht sein konnte.

Lepsius war mit dem ersten Vorschlag Gerhards einverstanden, stand jedoch dem zweiten, trotz einer ehrenvollen direkten Einladung Bunsens, äußerst skeptisch gegenüber ... Lepsius konnte sich somit kein ausreichendes Bild über den Stand der Hieroglyphenfrage machen und war daher, ohne einer gesicherten Zukunft entgegenzusehen, nicht geneigt, seine Kräfte der Erforschung eines so großen und schwierigen Gebietes zu widmen.

Aber Bunsen wußte diese Bedenken, über die Lepsius auch seinem Vater eingehend berichtet hatte, beiden gegenüber zu zerstreuen und sorgte überdies für das materielle Wohlergehen seines Schützlings, indem es seinem und Gerhards Einfluß gelang, ihm ein Stipendium der Berliner Akademie von jährlich 500 Thlr. zu erwirken.

Hierbei hatte sich Bunsen auch noch der Unterstützung eines Mannes versichert, der wie kein Anderer überall zu helfen bereit war, wo es galt ernste wissenschaftliche [87] Bestrebungen und tüchtige vielversprechende junge Gelehrte zu fördern: Alexanders von Humboldt ...

In diese Zeit fallen auch zwei Abhandlungen, die er der Berliner Akademie vorlegte: ‚Über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete‘ (Berl. 1835), und ‚Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache‘ (Berl. 1836).

Über die erste der Abhandlungen erhielt er einen überaus freundlichen Brief von Alexanders berühmten Bruder Wilhelm von Humboldt, der ihm schon über die Sanskrit-Paläographie seine Anerkennung ausgesprochen hatte.“⁵

⁴ Ebendort, S. 49 ff.

⁵ B. Lepsius, Das Haus Lepsius, Berlin 1933, S. 18 ff.

Den Rest seines Lebens widmet der jetzt Fünfundzwanzigjährige vor allem der Ägyptologie, die er auf eine neue Höhe führen wird.

Bunsen, mit dem ihm eine Freundschaft bis zu dessen Tode verbinden wird, holt ihn nach Rom und nimmt ihn dann nach England mit, wo er auf längerem Urlaub von seinem Gesandtschaftsposten beim Vatikan weilt, um gemeinsam mit Lepsius an seinem seit langem geplanten Werke „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte“ zu arbeiten.

England wird für Lepsius auch politisch wichtig. Bisher war Lepsius, stark beeinflusst vom Vater, ein primitiver monarchisch gesinnter Konservativer gewesen, der sich aus den „revolutionären Wirren“ seiner Zeit heraushielt. In England mildert sich der primitive Konservatismus so, daß er bis 1864 sich als seinem König treuer liberal angehauchter Bürger verhält, der scharf gegen Bismarck eingestellt ist. Am 28. Mai 1852 nennt Elisabeth den Bismarck, damit die Haltung ihres Mannes wiedergebend, in ihrem Tagebuch „diesen witzigen süffisanten Junker“.⁶ Noch am 9. Juni 1863 notiert sie über Bismarck, daß er „im ganzen Lande verhaßt ist“.⁷ Und dann kommt mit dem Sieg in Schleswig-Holstein wie für einen großen Teil des preußischen Bürgertums auch für die beiden Lepsius die Wendung zu Bismarck – jedoch nicht so scharf, daß sie nicht ausgesprochen freundliche Empfindungen für den Kronprinzen und seine englische Frau haben.

Nach England folgt eine gewisse „Zwischenzeit“, gefüllt mit nützlichen Arbeiten verschiedener Art. Endlich, 1842, kann Lepsius die von jedem Ägyptologen ersehnte Reise nach Ägypten antreten – und zwar unter den günstigsten Umständen und Vorzeichen. Ebers schreibt:

„Nun vereinte sich Humboldt mit Bunsen, um den König zu veranlassen, dem jungen Preußen, welcher schon damals für den würdigsten Nachfolger Champollion's gelten konnte, seine mächtige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Lepsius hatte seine Vorschläge zu machen, Humboldt besprach jeden einzelnen Punkt auf's Eingehendste mit ihm, und so reifte in beiden der Wunsch, aus der Reise eines einzelnen Gelehrten eine wissenschaftliche Expedition zu machen ...

[88] Lepsius hatte als einen der Hauptzwecke seiner Reise auch den bezeichnet, schöne und interessante Denkmäler aus der Pharaonenzeit zu sammeln und diese dem ägyptischen Museum in Schloß Monbijou zu Berlin als neue Zierde zuzuführen. Dieser Reisezweck, welchen Humboldt lebhaft zu betonen wußte, gewann des Königs ganzen Beifall, und so billigte er denn den Inhalt der ‚Denkschrift‘, welche ihm vorgelegt worden war, stattete die Expedition mit reichen Geldmitteln aus, empfahl sie und besonders ihren Führer durch ein eigenhändiges warmes Schreiben dem großen Muhamend Ali, welcher damals mit kräftiger Hand das Nilthal beherrschte, und gab den Reisenden, um den Vizekönig sich selbst zu verpflichten und der Expedition die Gunst dieses Monarchen zu sichern, herrliche Vasen aus der Berliner Porzellan-Manufactur als Geschenk für Muhamed Ali mit.“⁸

Sein Sohn Bernhard faßte die Resultate so zusammen:

„Vom Vizekönig Muhamed Ali harte Lepsius einen Ferman erhalten, der ihm freistellte, alle Alterthümer, deren er begehrte, als Geschenk für den König Friedrich Wilhelm mitzunehmen. Darunter befanden sich drei vollständige Grabkammern aus der Nähe der Pyramiden von Giseh, ein großer Steinwidder vom Berge Barkal und viele Inschriften und Denkmäler aller Art, insgesamt 194 Kisten, die vom Nil zu Wasser über Hamburg an das Museum in Berlin gingen.

In Lepsius' ‚Briefen aus Ägypten, Äthiopien und der Halbinsel Sinai‘, die 1852 erschienen, ist der Verlauf der Expedition eingehend beschrieben. Ihre Resultate gab er im Auftrage des

⁶ B. Lepsius, a. a. O., S. 122.

⁷ Ebendort, S. 258.

⁸ G. Ebers, a. a. O., S. 162 ff.

Königs in dem Werk: ‚Denkmäler aus Ägypten und Nubien‘ (Berl. 1849-59. Fol. max.) heraus, 12 Bände größten Formats mit 894 Tafeln.

‚Dieses Prachtwerk‘, sagt Dihlmann, ‚gibt die fortlaufende monumentale und inschriftliche Illustration der gesammten ägyptischen Geschichte und Kultur, von den ältesten Dynastien bis herunter auf die römischen Kaiser. Sieht man auf den Reichthum, die streng geschichtliche Anordnung, die Zuverlässigkeit und Genauigkeit des Inhalts, so muß man seine Herstellung eine geistige That ersten Ranges nennen. Es ist das preiswürdigste von allem, was er geleistet, für alle Zeiten das große Haupt- und Grundbuch für die gesammte Ägyptologie.‘

Im Herbst 1845, also drei Jahre nach der Ausreise, trat Lepsius die Rückreise von Ägypten an. Er nahm den Weg über Palestina, Syrien und Konstantinopel und traf Anfang 1846 in Berlin ein, um dort seine Professur anzutreten.

‚Der geradezu begeisterte Empfang‘, sagt Ebers, ‚der ihm überall und namentlich in Berlin zutheil wurde, war ein wohlverdienter. Sein Name wurde in allen Landen bekannt und eroberte sich jene ›Weltberühmtheit‹, die ihm treu bleiben wird, so lange es eine Geschichts- und Sprachforschung giebt.“⁹

Es gibt Wissenschaftler, die als unbekannt junge Männer auf eine Jahre währende Forschungsreise gehen, von dort Berichte nach Hause senden und als zumindest ihren Fachkollegen wohlbekannte Männer in die Heimat zurückkehren – wie etwa Thomas Henry Huxley. Andere gehen, wie Lepsius, in Fachkreisen nicht unbekannt auf solche Forschungsreise und kehren berühmt zurück. Als er am 29. Oktober 1846 seine erste [89] Vorlesung als Inhaber des Lehrstuhls für Ägyptologie hält, finden sich unter seinen Zuhörern, wie in diesen Zeiten eines wahrhaft gebildeten Bürgertums bei solchen Gelegenheiten nicht unüblich, auch zahlreiche höhere Beamte und Militärs. 1850 wird Lepsius Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1855 Mitdirektor des ägyptischen Museums.

2. Forscher, Lehrer, Organisator

Damit aber sind wir bei der Problematik angelangt, die uns in den verschiedenen Bänden dieser „Studien“ schon öfter beschäftigt hat, und die wir hier die „Struktur des Wissenschaftlers“ nennen wollen. Lepsius war in dieser Beziehung eine selten vielfältige Gestalt – ein großer und wahrlich allgemein gebildeter wie auch ausgebildeter Gelehrter, ein ungewöhnlich bemühter Lehrer, ein erstaunlicher Organisator.

Beginnen wir mit dem letzteren. Ebers berichtet in dieser Beziehung über die Forschungs Expedition nach Ägypten:

„Eine lange Wanderzeit war von vorn herein in Aussicht genommen worden, und so hatte der Führer gleich anfängliche Sorge getragen, seine eigene Stellung gegenüber der Gesellschaft und die Rechte und Pflichten jedes einzelnen Mitgliedes derselben festzustellen und für eine ‚zweckmäßige geistige Diät‘ zu sorgen. Die autoritative Art seiner vornehmen und imposanten Persönlichkeit hat – wenn wir von den Ausschreitungen des Formers Franke absehen – während dieser ganzen Zeitdauer jeden unbefugten Einspruch, jede Auflehnung gegen seine Stellung als Führer fern gehalten, und wie gerecht, wohlwollend und weise diese von ihm gehandhabt worden ist, geht am besten daraus hervor, daß Abeken und Erbkam, daß die Weidenbach und – außer Franke – alle anderen Mitglieder der Expedition ihm Freundschaft und Anhänglichkeit bis an ihr oder sein Ende bewahrt haben.

Und das ist nichts Kleines, denn Zerwürfnisse jeder Art brechen nirgends leichter aus als unter einer kleinen Gesellschaft, welche, abgetrennt von der heimischen Cultur, bei mancher Entbehrung die Last eines erschlaffenden Klimas zu tragen hat und, von Mißbehagen, Müdigkeit und Heimweh gequält, sich nur zu leicht trüben und unzufriedenen Stimmungen hingiebt, in deren

⁹ B. Lepsius, a. a. O., S. 26 f.

Bann es schwer fällt, Billigkeit zu üben und sich dem Willen eines Anderen freundlich zu unterwerfen. So sagt Lepsius auch selbst, daß er von Anfang an bestrebt gewesen sei, das Leben seiner Gesellschaft und besonders die mühevollen und für seine Künstler sehr monotonen Arbeiten nicht nur durch die wöchentliche Sonntagsfeier, sondern auch, so oft es die Gelegenheit gab, durch heitere Festlichkeiten und angenehme Zerstreungen zu unterbrechen.“¹⁰

Infolge der guten Organisation war es möglich, die gestellten Aufgaben zu lösen und mehr: „Die Aufgaben, welche ihm gestellt worden waren, hatten nicht nur die vollständigste Lösung gefunden, sondern der Ausgesandte war unterwegs auch noch bedacht gewesen, sich neue zu stellen, und so kehrte er nun mit einer unerhörten [90] Fülle von Erwerbungen an Inschriften, Plänen, Kunstwerken und sprachlichen Aufzeichnungen heim.“¹¹

Und dazu – etwas ganz Seltenes: „Was das unterwegs von ihm Verausgabte angeht, so hatte er seinen Etat nicht überschritten und noch alle Ausgrabungen und Ankäufe damit bezahlt. Humboldt fand die Reise ‚über die Maßen wohlfeil‘; sie hatte im Ganzen 34.600 Thaler beansprucht.“¹²

Die nächste große organisatorische Aufgabe war die Aufstellung der ägyptischen Sammlungen.

„Der Ausbau und die Bemalung der für die ägyptische Sammlung renovirten Säle wurde unter Lepsius’ Leitung, welche nach keiner Seite hin Einschränkungen erfuhr, in Angriff genommen und vollendet, und zwar durchaus entsprechend jenen Gedanken und Wünschen, denen er schon zu Kairo Ausdruck gegeben. Alle Anforderungen des ägyptischen Stils wurden in den drei zur Verfügung stehenden Sälen berücksichtigt, und Wände, Säulen und Decken empfingen jene decorative, reich gefärbte Bilderzier, mit welcher die Tempel und Gräfte aus der Pharaonenzeit geschmückt sind.

Gehört das ägyptische Museum in Berlin schon längst durch den Reichthum der in ihm conservirten Schätze zu den bedeutendsten in Europa und der Welt, so hat es durch den von Lepsius ein- und durchgeführten historischen Gedanken einen nur ihm eigenen Werth erlangt. Gruppenweise treten uns hier die Kunstepochen der ägyptischen Geschichte in chronologischer Folge entgegen, und doch ist es gelungen, das Zusammengehörende, wie Sarkophage und Särge, beieinander zu behalten. Auch wo Absonderungen nöthig waren, ist im Innern der Gruppe, welche dieselben bildeten, die historische Methode zur Anwendung gekommen.“¹³

Doch sind die bedeutenden wissenschaftsorganisatorischen Leistungen von Lepsius damit keineswegs erschöpft. Ebers berichtet aus eigenem Erleben:

„1873 ward er zum Geheimen Regierungsrath ernannt und mit der provisorischen Leitung der Berliner Bibliothek betraut. Wir sind Zeuge der großen wohl begründeten Bedenken gewesen, mit denen er an die Übernahme dieses anspruchsvollen Amtes ging. Er verhehlte sich nicht, daß es ihn an der Vollendung mancher lieben, begonnenen Arbeit hindern werde, aber er sagte sich von der anderen Seite, daß er der Mann sei, mancherlei durchzusetzen und zu ordnen, was er als heilsam für das wichtige von ihm zu leitende Institut erkannt hatte.

Die breite und feste Grundlage seiner Bildung, seine lange gelehrte Thätigkeit in Paris, Rom und London und der ihm eigene praktische Sinn befähigten ihn auch durchaus zu der Stellung eines Oberbibliothekars, welche er am 25. März 1874 annahm ...

Als er sie im März 1874 definitiv antrat, that er es unter der Bedingung, daß das Budget der Bibliothek bedeutend erhöht und für die Herstellung eines neuen Bibliotheksgebäudes gesorgt werden müsse.

¹⁰ G. Ebers, a. a. O., S. 176 f.

¹¹ Ebendort, S. 196.

¹² Ebendort, S. 197.

¹³ Ebendort. S. 220 und 224.

[91] Ein solches that und thut dringend noth, denn die Beschränktheit der Räume in der alten ‚Roccoco-Commode Friedrich’s II.‘ brachte und bringt unerhörte Unzuträglichkeiten mit sich. Lepsius ließ sich nun, nachdem er in den großen Ferien 1873 viele große auswärtige Bibliotheken besichtigt und, was er dort zweckmäßig gefunden, in den Kreis seiner Erwägungen gezogen hatte, die Pläne der disponiblen Terrains mittheilen, und als Resultat seiner Erwägungen trat ein kühner Gedanke zu Tage: Der Platz, den er für die künftige Bibliothek der Reichshauptstadt erkoren hatte, war das große Quadrat, welches von den Straßen: Unter den Linden, Charlotten-, Dorotheen- und Universitätsstraße eingeschlossen wird. Ein kühnes, aber außerordentlich glückliches Project, welches auch, hätte es der Regierung und den Kammern früher vorgelegt werden können, vielleicht angenommen worden wäre. Aber die goldenen Tage der Hochflut in den preußischen Kassen verrannen, und wenn er es auch noch durchsetzte, daß der hintere Theil des niederländischen Palais nach der Behrenstraße zu, wodurch man wieder für 100,000–200,000 Bände Raum gewann, besonders für die Journalzimmer zur Verfügung gestellt ward, so hat er doch die Realisirung seines Projektes nicht mehr erlebt. Dennoch wirkt die Anregung, welche Lepsius gegeben, immer noch fort, und der Tag ist wohl nicht fern, an dem man den Schätzen der Berliner Bücherei ein ihrer würdiges Heim bereiten wird.“¹⁴

Heute, seit Jahrzehnten schon, steht die Bibliothek genau dort, wo es Lepsius sich gewünscht hat.

Doch mag man sagen: was wir von Lepsius als Leiter der größten Bibliothek Deutschlands gehört haben, ist mehr „hohe Politik“. Es wäre jedoch ganz falsch zu glauben, daß sich damit seine Tätigkeit erschöpft hat. Hören wir darum Ebers weiter:

„Für die innere Ordnung der Bibliothek hat Lepsius mancherlei gethan. Besonders gern sprach er über das von ihm eingeführte System für die Einordnung neu angeschaffter Bücher und der Katalogisierung, sowie von den folgenden Neuerungen:

Wie überall waren die Titel der Bücher, welche von Einzelnen begehrt wurden, auf Zettel verzeichnet und eingereicht worden; konnte nun dem mitgetheilten Wunsche nicht gewillfahrt werden, so wurde der Zettel einfach zurückgegeben, und solche Zurückweisungen kamen in der Berliner Bücherei weit häufiger vor, als in irgend einer anderen. Darauf hin verordnete Lepsius, daß die Zettel mit unrealisirbaren Forderungen einzubehalten seien, und er machte es den höheren Bibliotheksbeamten zur Pflicht, nachzusehen, ob der Abweisung keine Nachlässigkeit der unteren Angestellten zu Grunde liege. Die nicht zu erledigenden Zettel mußten zusammengestellt werden, und bald ergab es sich, daß bestimmte Bücher immer wieder verlangt wurden. Das waren natürlich solche, welche für die Studirenden besondere Wichtigkeit hatten, und Lepsius ließ sogleich mehrere Exemplare von diesen anschaffen. – Ferner forderte er die erfahrensten Professoren auf, ihm diejenigen Werke anzugeben, welche für ihr Fach besonders bedeutend, aber zu kostbar seien, um von unbemittelten Einzelnen angeschafft zu werden; denn er ging von dem richtigen Grundsatz aus, daß den Studirenden gerade solche Bücher, welche sie nicht selbst kaufen könnten, in der Bibliothek zur Verfügung stehen müßten. Nach seiner eigenen Angabe ist [92] früher das dritte der geforderten Bücher und ein Jahr nach Beginn seiner Leitung nur das zwölfte nicht ausgeliefert worden. Das geringe Entgegenkommen, ja die Ungefälligkeit der Berliner Bibliothek war unter Pertz geradezu berüchtigt gewesen und hatte grell abgestochen von der Dienstwilligkeit der anderen großen deutschen Büchereien, und besonders der Göttinger, Münchener und Leipziger Bibliothek. Diesen bösen Leumund hat die Lepsius’sche Verwaltung einigermaßen gebessert.“¹⁵

Lepsius ist eines der gar nicht so seltenen Beispiele dafür, daß ein großer Gelehrter auch ein großer Organisator sein kann. Denn wenn wir allein an die Leitung und Organisation der Ägypten-Expedition und der Bibliothek denken, dann liegen hier wirklich erstaunliche Leistungen

¹⁴ Ebendort, S. 244 ff.

¹⁵ Ebendort, S. 246 f.

vor. Natürlich gibt es große Wissenschaftler, denen jedes organisatorische Talent abgeht, oder die, falls sie ein solches haben sollten, keine Verwendung dafür auf wissenschaftlichem oder mit der Wissenschaft zusammenhängendem Gebiet finden. Auf der anderen Seite aber kennen wir eine Reihe großer und größter Wissenschaftler, die über ein bedeutendes organisatorisches Talent verfügten wie Lepsius, wie Newton oder Thomas Henry Huxley.

Niemand hat Lepsius wegen des Glanzes seiner Vorlesungen oder der besonderen Anregung seiner Seminare gerühmt. Was ihn über andere Lehrer herausragen läßt, sind wieder in gewisser Weise sein organisatorisches Talent und auch die rührende Fürsorge für seine Schüler.

Das organisatorische Geschick kommt in der Anordnung seiner Vorlesungen zum Ausdruck, über die Ebers berichtet:

„Beim weiteren Verlauf seiner Collegia wußte er auch die seiner Obhut anvertraute Sammlung nutzbar zu machen, und wir erinnern uns mit Freude des Collegs, welches er mitten unter den Denkmälern in den Sälen des Museums allwöchentlich las. Den eigentlichen Vorträgen im Directorialzimmer pflegte er Wanderungen durch das Museum folgen zu lassen, welche ebenso instruktiv als anregend waren.

Die privaten Vorlesungen, die er im eigenen Hause vor wenigen jungen Gelehrten hielt, welche sich dem Studium der Aegyptologie ernstlich zu widmen wünschten – die Publica im Museum zogen Studierende aus allen Facultäten an – sind musterhaft namentlich in Bezug auf die tief durchdachte Anordnung des Stoffes gewesen, und unter ihnen müssen die historischen und chronologischen, denen auch mancher junge Geschichtsforscher mit Nutzen folgte, als besonders instruktiv hervorgehoben werden.“¹⁶

Ein Kolleg mitten im Museum ist natürlich eine ausgezeichnete Idee.

Über die rührende wissenschaftliche Fürsorge für seine Schüler berichtet Ebers wiederum aus eigenem Erlebnis: „Als junger, eifriger Student mußte ich krankheitshalber während eines ganzen Wintersemesters das Haus hüten, und Lepsius hatte damals die große und seltene Güte, für die ich ihm über das Grab hinaus dankbar geblieben bin, mich allwöchentlich an einem bestimmten Tage zu besuchen und mit mir den Stoff des Collegs, dem mein Leiden mich fernhielt, auf's Gründlichste durch [93] zugehen. Diese Privatissima oder besser diese Stunden der durch den Meister geleiteten Arbeit des Lehrlings, für welche es natürlich kein äußeres Äquivalent geben konnte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen, und ein größeres Geschenk als sie hab' ich nie wieder empfangen.“¹⁷

Schließlich Lepsius als Gelehrter. Nicht, daß es hier gilt, seine wissenschaftliche Leistung als Ägyptologe zu werten. Diese ist wahrlich zur Genüge bekannt. Er war eine Weltautorität. Und das, obgleich Ebers wohl im Großen und Ganzen mit Recht feststellt: „Lepsius ein Genie zu nennen, würde verkehrt sein; es fehlte ihm dazu die mächtige Phantasie, jene beflügelte Schöpfungskraft, welche Dinge leistet, die sich über das Begriffsvermögen der nur Verständigen hinausheben, die Weltfremdheit und die Glut des Temperamentes eines solchen. Aber er war ein Talent ersten Ranges von wunderbarer Intensität des Geistes, der seltensten Erkenntnis-, Willens- und Arbeitskraft, und dazu nicht nur, wie seine Gattin ihn nannte, ein ‚homme comme il faut‘ [anständiger Mensch], d. h. ein Mann, der sich in der Gesellschaft sehen lassen kann, sondern auch das Musterbild eines Gelehrten und, was mehr sagen will, eines Mannes. Dazu gehört freilich auch ein warmes Gemüth, und wir bleiben bei unserer Ansicht stehen, daß er ein solches besessen.“¹⁸

Zwei Eigenschaften sind es, die ihn als Wissenschaftler so weit hervorragen lassen. Einmal sein immenser Fleiß, verbunden mit dem hartnäckigsten Bemühen, dem Fleiß alles Material zu

¹⁶ Ebendort, S. 228.

¹⁷ Ebendort, S. 229.

¹⁸ Ebendort, S. 350.

seiner Betätigung zu verschaffen. Ebers berichtet aus der Zeit des ersten Pariser Aufenthalts von Lepsius: „Er fühlte, daß es nöthig sei, um das höchste Ziel zu erreichen, Alles zu kennen und zu besitzen, was sich an Inschriften aus der Pharaonenzeit erhalten hatte. Wie er in Göttingen bestrebt gewesen war, sich durch Kalkiren* alle Schätze der bildenden Künste der Alten innerlich und äußerlich zu eigen zu machen, so wünschte er in Paris sämtliche dorthin gelangten Denkmäler aus der Pharaonenzeit kennen zu lernen und ihre Inschriften abzuschreiben, sie durchzupausen oder sie sich durch Papierabklatsche zu eigen zu machen. Was zugänglich war, lag längst als Copie in seinen Mappen, aber er hatte erfahren, daß es ein Magazin gebe, in dem ein bedeutender Reichthum von ägyptischen Monumenten, besonders größeren, in völliger Unordnung aufgespeichert sei; Zulaß zu diesen verborgenen Schätzen zu gewinnen, schien indessen unmöglich. ‚Louis Philippe‘, schreibt Lepsius, ‚thut zur allgemeinen Klage in keiner Art etwas für Monumente des Alterthums, hat nur Geschmack für neue Kunstwerke und beschäftigt jetzt alle Künstler und Angestellte der Museen für die historische Bildergalerie in Versailles. Dort werden jetzt auch mehrere Gardiens du Louvre gebraucht, und man setzt mir daher die Unmöglichkeit entgegen, einen Gardien für mich in das Magazin zu detachiren**‘. Er erwartete mit Ungeduld die Entscheidung von einem Tage zum anderen; doch sie wollte nicht erfolgen, ja es blieb bei der Abweisung, auch nachdem Herr von Werther, der Preußische Gesandte, für ihn eingetreten war und ihm auch die Erlaubnis, die ägyptische Sammlung im Musée Charles X zu copiren, verschafft hatte. Aber diese waren für Lepsius von weit geringerer Wichtigkeit als das im Magazin Verborgene, [94] denn dort standen alle Sarkophage, Statuen und eine überaus reiche Sammlung von Stelen, ferner 114 Tafeln Gypsabgüsse der Mauern von Karnak und eine große Menge anderer Sachen. Die Abreise von Paris rückte näher, und Frankreich verlassen, ohne diese überaus wichtigen Monumente gesehen zu haben, wollte dem eifrigen jungen Forscher schier unerträglich erscheinen. Da kam Alexander von Humboldt nach Paris, Lepsius klagte ihm seine Noth, der einflußreichste aller Menschen in jener Zeit verwandte sich für ihn, und sogleich wurde ihm der Zutritt in das Magazin erst mit einem Aufseher, dann sogar ohne einen solchen bewilligt.“¹⁹

Diese Art zu arbeiten, ist Lepsius stets treu geblieben, wenn es galt, auf Grund von Materialien zu Einsichten und Schlüssen zu kommen.

Die zweite Eigenschaft, die ihn zu besonderen Leistungen befähigte, war die Umfassendheit seiner Bildung, sowohl auf seinem Gebiet im weitesten Sinne, der Philologie und Archäologie, wie auch ganz allgemein.

Lepsius war schon, bevor er sich der Ägyptologie zuwandte, ein tüchtiger Philologe, Linguist, Archäologe und Historiker. Dazu lernte er noch Kupferstechen und Lithographie, eine Kenntnis, die sich später bei der Herausgabe seines großen Werkes über Ägypten als besonders wertvoll erweisen sollte. Die Vielfalt seiner Leistungen auf seinem Fachgebiet wird man später an ihm rühmen. In Elisabeths Tagebuch lesen wir über eine Feier in der Akademie (22. März 1861): „Eine glänzende Rede hörten wir gestern am Vorabend vom Geburtstage des Königs in seiner und der Königin Gegenwart von Trendelenburg in der öffentlichen Akademiesitzung, in der er die Thätigkeit der Akademiker unter der Regierung des verst. Königs wie ein Mosaikbild in der klarsten und anschaulichsten Weise darstellte. Nachdem er den großen Männern, den Humboldts, Buch, Ritter, den Grimms reiches Lob gespendet, ging er durch alle Wissenschaften zu der allumfassenden Philosophie über, der architektonischen Wissenschaft, weil sie alle übrigen konstruieren und zusammenfassen soll. Auf jedem Gebiet nannte er die Vertreter und die neuen Bahnen, die erschlossen wurden. Was mich am nächsten anging: Herr Lepsius kam unter drei Rubriken vor: als Linguist mit dem Alphabet, dann unter den Historikern, als der

* Übertragung einer Zeichnung, Schrift, eines Planes u. dgl. vom Original auf eine andre Fläche.

** von einem Ganzen einen Teil absondern, daß derselbe für sich besteht.

¹⁹ Ebendort, S. 106 f.

ägyptischen, der ältesten Geschichte Erforscher, und bei der Aufzählung der großen wissenschaftlichen Unternehmungen als Führer der Expedition und Herausgeber des großen Werkes. Es nahm sich sehr ruhmvoll aus.“²⁰

Aber auch für Naturwissenschaften zeigt er Interesse, zumal er den Garten am Hause besonders liebt, und ist genügend bewandert in ihnen (auch schon als Archäologe!), um sich später für die naturwissenschaftlichen Arbeiten zweier seiner Söhne mit gutem Wissen interessieren zu können. Das wird auch deutlich aus einem Bericht Elisabeths aus dem Jahre 1874 über den Tagesablauf im Hause:

„Nun unser häusliches Leben. Der Vater steht sehr regelmäßig im Winter um 7, im Sommer um ½7 oder noch früher auf. Er trinkt seinen Thee oben am Schreibtisch, kommt aber zu unsrer ganz kurzen Hausandacht, an der auch die Dienstboten theil nehmen, herunter ins Eßzimmer. Bei gutem und schlechten Wetter geht er jeden [95] Morgen in den Garten, für den er spezielles Interesse und genaueste Kenntnis hat. Um ½9 Uhr nimmt er ein warmes Frühstück und arbeitet, bis er um 11 Uhr zur Bibliothek geht. Dort weilt er 1-2 Stunden und schließt daran seine Vorlesungen oder Museumsgeschäfte. Um 3 Uhr trifft er wieder zu Haus ein. Da steht dann die Suppe auf dem Tisch, um den sich die Familie auf den Ruf der Hausglocke zum einfachen gut bürgerlichen Mahle versammelt.

Beim Mittagessen unterhält sich der Vater gern mit Bernhard über naturwissenschaftliche Dinge, der ihn und uns Alle durch seine klaren Darstellungen erfreut, und, wenn Richel in den Ferien hier ist, über dessen Wissenschaften, Geologie und Mineralogie.“²¹

Aber nicht nur auf vielen Gebieten der Natur- und Gesellschaftswissenschaften ist Lepsius bewandert, er ist auch ein guter Musiker, hat in seiner Jugend Lieder komponiert, geht gerne ins Theater, liest mit Vergnügen Romane. Und all dies bereits im frühesten Gelehrtenalter. Schon über seine erste Pariser Zeit bemerkt Ebers: „Für Alles, was Paris Schönes und Bemerkenswerthes bietet, hat dieser unermüdlige Gelehrte, der nicht nur als Sammler, Studirender und Forscher, in späterer Zeit auf einem ihm bis dahin so gut wie fremden Wissensgebiet, thätig ist, sondern auch für das Fleisch auf dem Brote und als Schöpfer einer neuen und schwierigen selbständigen Arbeit Geist und Hände rührt, offene Augen. Wir sehen ihn öffentlichen Festen beiwohnen, auf's Land reiten, die Stadt in all' ihren Winkeln durchforschen, der Pariser Industrie seine Aufmerksamkeit zuwenden, als beehrten Gast in Gesellschaften und Salons verkehren, mit Freunden singen und musiciren, und bei alledem können wir die Entstehung eines Aufsatzes über Sanskritpaläographie verfolgen, aus dem dann die schöne Abhandlung über ‚die Paläographie als Mittel der Sprachforschung‘ erwachsen ist, für welche – eine beinahe unerhörte Ehre – der Dreiundzwanzigjährige den Volney'schen Preis erhält.“²²

Wie nutzt und genießt er das Leben – nicht nur in seiner Jugend in Paris, sondern auch später, an so vielem interessiert, so vieles voller Lebensfreude in sich aufnehmend!

Und dazu kommt noch eine ungewöhnliche Fähigkeit, mit den Menschen zu verkehren, andere für seine Zwecke zu gewinnen – sei es Zugang zu verborgenen wissenschaftlichen Schätzen oder ein Grundstück für die Berliner Bibliothek. Selten hat ein junger Mensch aus doch recht unbekanntem Hause so viele wertvolle und wirksame Empfehlungen von einer Universität zur anderen, von der Universität nach Paris, und schließlich auf eine archäologische Expedition mitgenommen wie Lepsius. Kein Fall ist bekannt, daß der Empfehlende je seine Tat bereut hat.

Das ist nicht zum Wenigsten auch auf den prächtigen wissenschaftlichen Charakter von Lepsius zurückzuführen, für den nur zwei Beispiele gegeben seien.

²⁰ B. Lepsius, a. a. O., S. 242 f.

²¹ Ebendort, S. 352 f.

²² G. Ebers, a. a. O., S. 70 f.

Eines aus seiner Jugend: Lepsius arbeitet in England mit Bunsen zusammen an dessen großen Werk über Ägypten. Jedoch: „Aber je mehr das gemeinsame Werk über die Geschichte Ägyptens fortschritt, von dem ein jeder bestimmte Abschnitte [96] zur Bearbeitung übernommen hatte, um so mehr stellte sich heraus, daß ihre Ansichten über wichtige Punkte auseinandergingen. Dies betraf namentlich die Gebiete der ägyptischen Zeitrechnung, die in der Hauptsache von Lepsius bearbeitet wurden. Während Bunsen der Königsliste des alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes ein, wie sich später herausstellte, zu großes Vertrauen schenkte, kam Lepsius zu der Überzeugung, daß die Angaben des Manethos, eines gelehrten Priesters unter den ersten Ptolemäern, wenn auch nur in Bruchstücken vorhanden, weit zuverlässiger seien. Keiner konnte den andern von seiner Ansicht überzeugen, die Meinungsverschiedenheiten wurden unüberbrückbar, sodaß Lepsius nichts übrig blieb, als in einem sehr schönen Briefe Bunsen zu bitten, ihn aus der Gemeinschaft zu entlassen, indem er ihm zugleich alles von ihm gesammelte Material zu freier Benutzung zur Verfügung stellte. Es gereicht beiden zur höchsten Ehre, daß diese Absage ihr Freundschaftsverhältnis nicht berührte.“²³

Und ein anderes Beispiel, das letzte, das er geben konnte:

„Ein polemischer Artikel gegen einen Heidelberger Kollegen war schon in den Druck gegeben und abgesetzt worden, um in der nächsten Nummer der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde veröffentlicht zu werden; als er aber, bevor dies geschehen, die Vorboten des Todes fühlte, zog er diese Streitschrift zurück und ließ sie umbrechen, weil er nicht ‚mit einem Mißklang‘ seine wissenschaftliche Laufbahn abschließen wolle.

Dann hat er noch im Bette die letzten Bogen seiner ‚Längenmaße der Alten‘ selbst corrigirt, und zwar mit derselben Genauigkeit, ja Peinlichkeit, welche ihm bei dergleichen Arbeiten in gesunden Tagen eigen gewesen. Er bestimmte auch noch, an welche Personen dies Buch gesandt werden solle.“²⁴

Auch solche Eigenschaften gehören sowohl zu einem erfolgreichen Gelehrtenleben wie zu der Fähigkeit, sein Haus zu einem Zentrum gebildeter Geselligkeit zu machen.

3. Das Haus Lepsius

Geselligkeit innerhalb der Intelligenz, so wie sie das Bürgertum im ausgehenden Feudalismus schuf und bis in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen noch irgendwie aufrecht erhielt, ist heute kaum noch in der Welt zu finden, weder in der Welt des Kapitalismus noch in der des Sozialismus. Natürlich ein ganz großer Verlust. Wenn Marx im dritten Band des „Kapital“ bemerkt: „Allgemeine Arbeit ist alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung. Sie ist bedingt teils durch Kooperation mit Lebenden, teils durch Benutzung der Arbeit Früherer“, so versteht er, wie er ausdrücklich an der gleichen Stelle bemerkt, unter „Kooperation mit Lebenden“ nicht das, was wir heute ein Arbeitskollektiv, „unmittelbare Kooperation der Individuen“, nennen.²⁵ Er versteht darunter vielmehr u. a. auch die Kooperation, [97] die sich aus geselligem Treffen ergibt. Und daß dieses heute in so hohem Maße aufgehört hat, ist zweifellos ein Hindernis für die Entwicklung der Wissenschaft.

Ob dieses Hindernis wettgemacht wird durch die Hektik, die das wissenschaftliche Leben überall in der Welt ergriffen hat, ist mehr als zweifelhaft. Nun kann man diese Hektik durch den Weltklassenkampf erklären, der heute stattfindet und sagen, daß man im Kriege an der Front noch nie Geselligkeit pflegen konnte. Aber der Krieg besteht ja nicht nur aus der Front. In der Etappe, in der die Schlachtpläne erwogen werden, in der in Ruhe über strategische Probleme nachgedacht wird, gab es durchaus, auch noch im zweiten Weltkrieg, ein geselliges Leben, in dem Ideen geäußert und aufgefangen wurden, in dem „Kooperation mit Lebenden“ stattfand.

²³ B. Lepsius, a. a. O., S. 25.

²⁴ G. Ebers, a. a. O., S. 330.

²⁵ Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 113 f.

Darum ist es wahrlich nicht nötig, daß die Wissenschaftler heute so arbeiten, als ob sie an der Front stehen; wo sie sich doch faktisch beim Generalstab in der Etappe befinden. Das heißt natürlich nicht, daß sie, wie jeder tüchtige Stabsoffizier, nicht von Zeit zu Zeit an die Front gehen sollen. Das heißt aber, daß sie gefälligst wie Stabsoffiziere leben und arbeiten sollen und nicht so, als ob sie ihr Leben an der Front verbrächten.

Das gesellige Leben der Wissenschaftler fand früher vor allem auf zwei Ebenen statt.

Einmal in kleinen festen wissenschaftlichen Vereinigungen in Form von privaten Treffen. Lepsius gehörte zum Beispiel zur Mittwochgesellschaft, die Moritz August Bethmann Hollweg aus der Frankfurter Bankiersfamilie, Rechtslehrer an der Berliner Universität, 1858 bis 1862 Kultusminister, Anfang 1863 gründete. Elisabeth berichtet über die Mitglieder: „Am 19. Januar wurde bei Bethmann Hollweg eine wissenschaftliche Gesellschaft gebildet, die sich alle vierzehn Tage Mittwochs bei einem Mitgliede versammelt. Es wurde bei der Auswahl darauf Bedacht genommen, daß zugunsten der Vielseitigkeit die Fächer nur von je einem Mitgliede vertreten sind; jedes hält einen freien Vortrag aus seinem Wissensgebiet. Vorläufig sind darin: Bethmann Hollweg, Beseler (Rechtsgelehrter), Braun (Botaniker), Bruns (Jurist), Dorner (Theologe, von Göttingen herberufen), Droysen (Historiker), Friedrich (Archäologe), Hanssen (Nationalökonom), Lepsius, Magnus (Physiker), Müllenhoff (Germanist), Schnaase (Kunsthistoriker), v. Thile (Diplomat), Trendelenburg (Philosoph), Wichern (Philantrop). Über jeden Vortrag schreibt der Vortragende eine kurze Notiz in das Protokollbuch.“²⁶

Wie anregend, wie vielseitig anregend muß ein solches regelmäßiges Treffen gewesen sein! Ganz anderen Charakter hatte die „Griechheit“, die in dieser oder jener Form schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts bestand, und über die Elisabeth so berichtet: „Nun komme ich zu den gelehrten Gesellschaften. Die beliebteste ist die ‚Griechheit‘. Sie bestand zuerst aus einem vertrauten Freundeskreise: Gerhard, Abeken, Wiese, Curtius und Lepsius. Nach dem Griechisch-Lesen erschienen noch zwei ‚Freißgevatern‘, Schlözer und Peters; die jedesmalige Hausfrau präsidiert bei Tische. Später nahm die Gesellschaft einen ganz andern Charakter an, als noch Mommsen, der Mathematiker Kronecker, Minister Krüger, Hermann Grimm, der [98] Philosoph Zeller, der griechische Gesandte Rangabis, kleiner, lebhafter, sehr höflicher Mann, und der englische Gesandte Lord Odo Russel hinzutraten.“²⁷

Noch zwei andere solche Vereinigungen nennt Elisabeth: „Kaum würde ich den ‚Montagsklub‘ erwähnen, den der Vater nur besucht, um gelegentlich geschäftliche Dinge bei einem Glase Wein gemüthlich zu besprechen, wenn sie nicht die älteste Gesellschaft in Berlin wäre, der schon mein Urgroßvater Nicolai angehörte. – Die ‚Archäologische Gesellschaft‘ endlich tagt im Monat einmal; mit dem heiteren Winckelmann-Fest beschließt sie im Dezember das Jahr.“²⁸

Es sollte nicht überraschen, wenn Lepsius einen Abend in der Woche mit einer solcher Vereinigungen im Kreise interessanter Kollegen aus allen Fachgebieten verbrachte.

Bedeutsamer aber für ihn und so manche andere Wissenschaftler war wohl das „Haus Lepsius“ als Treffpunkt der Intelligenz, vermischt mit einigen Diplomaten.

Noch bevor es nach Beendigung der Hochzeitsreise fertig eingerichtet ist, kommt Alexander von Humboldt zu Besuch. Elisabeth berichtet am 30. September 1846: „Der Saal war zuerst fertig geworden, denn Humboldt hatte seinen Besuch angemeldet. Das war interessant! Er stellte sich mir als Richards alten Freund vor; ich habe eine wahre Zärtlichkeit für ihn gefaßt. Er erzählte von dem neuen Kometen (später Neptun genannt), einem Triumph der Wissenschaft, dessen Existenz Bessel schon 1823 aus den Störungen des Uranus vorausgesagt, aus denen jetzt Leverrier in Paris die Bahnelemente berechnet und am 31. August veröffentlicht hat. Der hiesige

²⁶ B. Lepsius, a. a. O., S. 257.

²⁷ Ebendort, S. 351.

²⁸ Ebendort, S. 351 f.

Observator Galle hat ihn noch an dem Abend des Tages, an dem er Leverriers Brief erhielt, aufgefunden und so seine wirkliche Existenz konstatiert. Er ließ sich die Expeditionsbilder zeigen und erklären, dankte Richard für die Anmerkungen, die er ihm für den Kosmos über das Alter der ägyptischen Zeitrechnung gemacht, und sprach vom König, von Bunsen, und mit großer Liebe von der französischen Königsfamilie, besonders der Herzogin von Orléans.“²⁹

Am 5. und 6. Oktober gehen beide auf „Visitenfahrt“, um sich der Berliner Gesellschaft als Ehepaar vorzustellen – unter anderem zur Familie Brentano-Arnim, bei der sie drei Nichten von Bettina finden, von denen später eine den Sohn ihres Freundes Wilhelm Grimm heiraten wird, natürlich zu den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, zu Schelling, Boeckh, Ranke, Pertz, den Leiter der Königlichen Bibliothek und Herausgeber der Monumenta Germaniae, sowie zu Ignatz von Olfers, den Generaldirektor der königlichen Museen.

Am 15. Dezember hatten sie ihre erste große Abendgesellschaft im eigenen Haus. Elisabeth notiert in ihr Tagebuch: „Vornehme Abendgesellschaft, die mir viel Angst machte. Humboldt, Schelling, Olfers, Cornelius, Rauch, Böckhs, Homeyers, Grimms, Pertz, Strack, der Architekt, G. Rose's, Reumont, Amiel aus Genf, Gould, Amerikaner, 32 Personen. Es ging alles gut. Humboldt, höchst freundlich, war mein Tischnachbar. Er spricht fast immer; merkwürdig diese geistige Jugend bei 75 Jahren. [99] Ich hatte Pertz, Wilhelm Grimm und Cornelius noch an meinen Tisch gewinkt. Olfers war ausgelassen lustig. Die Böckh schwamm in Glanz. Jacob Grimm hatte sich zu den jungen Mädchen gesetzt.“³⁰

Ähnlich häufig die Gäste, wenn sie selbst eingeladen sind. Am 14. Februar 1847 notiert Elisabeth: „Kleines höchst angenehmes Diner bei Schellings, Richard zu Ehren. Grimms, Gerhards, Niebuhrs, Pertz. Schelling sieht für sein Alter (71) sehr gut aus – er hat ein merkwürdiges Gesicht, das nur durch die klugen Augen Reiz erhält. Niebuhr kam auf Nicolai zu sprechen und schlug vor, seine Werke neu herauszugeben. Jacob Grimm sprach ebenfalls viel Rühmendes von ihm, wie er der wissenschaftliche Repräsentant von Berlin und der Mittelpunkt alles geistigen Lebens hier gewesen sei, sodaß ich ganz stolz auf meinen Urgroßvater wurde.“³¹

Im Sommer wird es stiller, aber im September beginnt die neue „Saison“ und am 18. September berichtet Elisabeth: „In Berlin begann bald wieder das gesellige Leben. Die erste Gesellschaft für Mr. et Mad. Mohl* aus Paris. Er, der bedeutende Orientalist; sie, die ehemals als Miss Clarke dort ein großes Haus machte und 18 Jahre zwischen zwei Freiem schwankte, bis der eine starb und sie den andern heirathete, sehr lebhaft, vielseitig, genial; mit englischen Zügen, aber im Wesen ganz Französin. Schelling schien besonders angeregt und jugendlich; es ist ein wunderbares Feuer in seinen Augen. Er erzählte mir viel von Goethe u. s. Zeit. Sein Schwiegersohn Georg Waitz**, der Historiker, der von Kiel einem Rufe nach Göttingen folgt, ist ein sehr angenehmer Mann mit viel Ruhe in Haltung und Unterhaltung. Sonst nenne ich noch Ranke, Grimms, Curtius, Abeken. Freund Bethmann*** brachte einen jungen Dr. Merkel aus Nürnberg mit, der mehrere Jahre in Italien war.“³²

Elisabeth findet sich schnell in diesem Kreis der Intelligenz, die ihr durch Tradition nahe, und der sie auch näher kommt, da sie ihrem Mann bei der Arbeit hilft. So notiert sie vom Sommeraufenthalt

²⁹ Ebendort, S. 51.

³⁰ Ebendort, S. 56.

³¹ Ebendort, S. 59.

* Julius von Mohl (1800-76), Herausgeber des Confucius und des Firdusi, lebte seit 1832 als Akademiker in Paris.

** Georg Waitz (1813-86) aus Flensburg, Historiker, 1842 in Kiel, 1848 bei der National-Versammlung in Frankfurt, 1849 in Göttingen. Seine Deutsche Verfassungs-Geschichte erschien 1843-78. 1875 in Berlin, Zentral-Direktion der Monum. Germaniae.

*** Ludwig Conr. Bethmann (1812-67) aus Helmstedt, Historiker, Mitarbeiter an den Monum. Germaniae. Reiste in Italien, Griechenland und Ägypten, wo er mit Lepsius zusammentraf, den er nach Palästina, Syrien und Konstantinopel begleitete. Seit 1854 Bibliothekar in Wolfenbüttel.

³² Ebendort, S. 63 f.

auf dem Lande in Moabit: „Schon acht Tage sind wir hier in einer hübschen Wohnung und freuen uns über Nachtigall und Fliederbusch; weniger über die königliche Eisengießerei mit störendem Lärm. Richard arbeitet hier an seinen afrikanischen Sprachen, wobei ich ihm jetzt helfen kann, indem ich ein Wortverzeichnis anfertige“³³, oder einen Monat später, am 3. Juli 1849: „Nachdem ich das Nubische Lexikon vollendet, habe ich jetzt eine neue Arbeit, nämlich für Richards nubische Übersetzung des Markusevangeliums [100] ein alphabetisches Speziallexikon mit Angabe aller Stellen für jedes Wort anzufertigen.“³⁴

Häufig sind nur wenige Freunde da, zu fröhlichem Geplauder bisweilen auch Gesang. So berichtet Elisabeth kurz am 17. Februar 1851: „Abends unsere näheren Freunde; es kam die Rede auf die Tagebücher meiner Mutter. Ich las ihnen die Begegnung mit Goethe vor, die ebenso wie das Verschen alle sehr entzückte.“³⁵ Über das Treffen der Mutter mit Goethe bemerkt Elisabeths Sohn in einer Fußnote:

„Lili Parthey reiste im Jahre 1823 mit ihrer Mutter nach Marienbad, wo sie bei der Fürstin von Hohenzollern mit Goethe zusammentraf, dem sie einen Gruß von seinem Freunde Zelter, ihrem Gesanglehrer, ausrichtete. Als Goethe fortging, beichtete sie der Fürstin, sie hätte von Zelter nicht nur den Auftrag gehabt, ihm einen Gruß zu überbringen, sondern auch ‚was sich darauf reimt‘. Nun wurde Goethe zurückgerufen, es sei etwas vergessen. Sie begegneten sich auf der Treppe und ‚als er die Botschaft vernommen, erzählt Lili, bekam ich einen sehr schönen.‘ Nachdem der entzückte Goethe ihr ‚millionenmal‘ gedankt und ihr zum Abschied die Hand küssen wollte, reichte sie ihm nochmals ihren Mund. ‚Den dritten, rief die Fürstin, müssen Sie sich in Berlin holen.‘ Als Lili nach Berlin zurückgekehrt war und wieder zu Zelter kam, hatte dieser inzwischen einen Brief von Goethe bekommen mit einem umränderten Blättchen, worauf die Worte standen:

An Lili.

Du hattest gleich mir's angethan,
Doch nun gewahr ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

M. B. 23.7.23.

G.³⁶

Wenn sie nicht verreist sind, wird auch häufig Goethes Geburtstag im Hause gefeiert. So berichtet Elisabeth vom 28. August 1854: „Zur Feier von Goethens Geburtstag fanden sich wieder unsere Freunde ein. Nach dem Thee las uns Abeken,^{*} die schönsten aus den merkwürdigen Goethe-Lotte-Briefen vor, die von Aug. Kestner herausgegeben wurden und Aufschluß über die Wirklichkeit geben, die dem Werther zugrunde liegt. Dann las ich die Stelle aus den Tagebüchern meiner Mutter von ihrer Begegnung mit Goethe in Marienbad vor, die sie so reizend beschreibt. – Abeken hat einmal mit seinem Onkel bei Goethe zu Mittag gegessen und gab uns eine merkwürdige Äußerung von ihm: er habe aus Schillers Munde nie ein unbedeutendes Wort gehört. Die jungen Mädchen sangen dann mit Richard und Wiese einige Goethische Lieder und als wir uns zu Tisch setzten fand jeder einen für ihn [101] passenden Goethe-Vers auf seinem Teller, den er vorlesen mußte. Und damit nicht genug, mußte ein Jeder noch sein Lieblingslied vorlesen.“³⁷

Als der erste Sohn Carl Georg Richard getauft wurde, war Jacob Grimm einer der Paten und hielt nach dem Bericht von Elisabeth eine etwas kritische Rede: „Jacob Grimm drückte seine

³³ Ebendort, S. 87.

³⁴ Ebendort, S. 88.

³⁵ Ebendort, S. 110.

³⁶ Ebendort

^{*} Heinrich Abeken, ein alter Freund von Lepsius, den er, als jener Gesandtschaftsprediger zu Bunsens Zeit in Rom war, dort kennen gelernt hatte, und der später Diplomat wurde.

³⁷ Ebendort, S. 156 f.

Empfindungen in sonderbarer Rede aus. ‚Ich bin gern auf Kindtaufen‘, begann er, ‚da geht es viel ordentlicher her als auf Hochzeiten und Leichenschmäusen, bei denen man gewöhnlich die Hauptperson nicht zu sehen bekommt‘; auch seien früher die Kinder ganz ausgezogen worden, da hätte man noch mehr gesehen. Er tadelte die vielen Namen: früher sei man mit *einem* ausgekommen; dabei hätte er aber vergebens auf den Namen Jacob gewartet: Was denn an diesem Namen auszusetzen sei? Ihm gefalle der Name sehr gut und er bedaure, daß der Täufling nicht Jacob heiße usw.³⁸

Später bringen auch die Kinder ihre Freunde, und Jugend wie Erwachsene finden sich nicht selten zusammen. Von einer solchen Gesellschaft berichtet Elisabeth: Ernst Curtius, der bedeutende Archäologe und Historiker, der gerade nach Berlin an die Universität und als Direktor des Archäologischen Museums berufen, kommt mit seinem und der Lepsius‘ Freund Kurd von Schlözer ‚einem der geistreichsten Diplomaten jener Zeit, zum Mittagessen. Am Nachmittag erscheinen die Freunde der Lepsius-Tochter Anna, darunter die Enkel des großen Philosophen Hegel, Marie und Willi, dazu die Familie des Philosophen Adolf Trendelenburg, ebenfalls ein guter Familienfreund sowie der amerikanische Historiker und Gesandte in Berlin George Bancroft, ‚der vergnügt mit der Jugend herumsprang. Als wir den Abend noch bei ihm waren, um das vollendete Klavierspiel von Keudell zu hören, sagte seine Frau: ‚I am sure Mr. Bancroft jumped like a boy in your garden; I must come next time to look after him‘ [Ich bin mir sicher, daß Herr Bancroft wie ein Junge in deinem Garten herumgesprungen ist; das nächste Mal muß ich mitkommen, um auf ihn aufzupassen.].³⁹

Kaufleute, Bankiers, Industrielle fehlen im allgemeinen in der Gesellschaft des Hauses Lepsius. Die „materielle“ Bourgeoisie, die fünfzig Jahre zuvor noch gebildet verkehren konnte, hat den Kontakt mit der gesellschaftswissenschaftlichen Intelligenz verloren, und noch nicht den Anschluß an die naturwissenschaftliche gewonnen. Auch Künstler sind selten im Kreise der Familie Lepsius zu finden. Aber die trafen sie in einem ähnlich geselligen Hause, bei der ihnen befreundeten Familie Olfers⁴⁰, deren eine Tochter den treuen Hausfreund der Lepsius, Heinrich Abeken, heiratete, und anderswo.

Auch das muß man sehen: in den geselligen Häusern der bourgeoisen Intelligenz jener Zeit findet man bestimmte Gruppierungen – bei Lepsius vor allem Wissenschaftler und einige Diplomaten, bei Olfers viele Künstler, anderswo wieder hohes Beamtenum. Einzelne bedeutende Menschen erscheinen in allen Kreisen – so Alexander von Humboldt und in gewisser Weise auch Elisabeth und Richard Lepsius.

Und noch eines soll man sehen: wir hatten schon angedeutet, daß sich auch Ju-[102]gend und Ältere zusammenfinden. Ins Haus Lepsius wurden natürlich auch Studenten, Assistenten, junge Dozenten eingeladen, die so das Glück hatten, auch die Großen der Wissenschaft ungezwungen, persönlich kennenzulernen und den Gesprächen der Älteren zu lauschen.

Das Haus Lepsius war also nicht nur ein Haus, in dem, wie Marx es nennt, „Kooperation mit Lebenden“ stattfindet, in der die Wissenschaftler der verschiedensten Zweige ihre Gedanken austauschen, es ist auch eine Art Erziehungsanstalt für die Begabtesten unter den Jüngeren.

Später, wenn wir uns die vielen Sitzungen und bürokratischen Arbeiten abgewöhnt und wenn unsere Wohnungsverhältnisse sich gebessert haben werden, wird auch diese schöne Art wissenschaftlichen Lebens wieder aufleben und unsere Wissenschaft fördern. [103]

³⁸ Ebendort, S. 115.

³⁹ Ebendort, S. 301.

⁴⁰ Vgl. dazu Hedwig von Olfers, Aus Briefen zusammengestellt 1816-1891, Berlin 1914.

Kapitel V: Das Haus Helmholtz

Lepsius war ein ganz großes Talent, Helmholtz ein Genie, Elisabeth Lepsius war eine hochbegabte Gastgeberin, Anna Helmholtz stand in der großen, in Deutschland sonst so kümmerlichen, Tradition der Frauen mit einem Salon.

1. Anna Helmholtz

Der feinsinnige Wilhelm Dilthey, ein Freund des Hauses, schrieb über sie:

„Sie war zweifellos eine der bedeutendsten Frauen des Zeitalters –, Frauen von ähnlicher Stärke der Begabung haben sich wohl den Wissenschaften zugewandt oder der Literatur. Nach dem Maßstabe, welchen sie an geistige Schöpfungen anlegte, konnte sie hieran nicht denken.

Aber alle wissenschaftliche Beschäftigung, alle Kunstübungen und künstlerische Empfänglichkeit empfangen für sie doch ihr vornehmstes Interesse als Manifestationen menschlicher Lebendigkeit. Warmblütiges Temperament, das direkte sofortige Wirkung verlangt, Kraft unmittelbaren Gewährs und schlagenden Urteils, ein kerniger Humor: das war ihre Mitgift aus dem Elternhause und der schwäbischen Heimat. So fand sie als ein echtes Kind der Goetheschen Epoche, schönheitsbedürftig in jeder Faser ihrer Seele, sich nur darin befriedigt, das Leben künstlerisch zu gestalten. Eine außerordentliche Gabe, Menschen zu erfassen, zu genießen und ihre eigene Persönlichkeit geltend zu machen, war verbunden mit der Tatkraft, ihr Leben und das der Ihrigen zu gestalten und mit wechselnden Reichtum zu erfüllen. Sie gehörte zu den Frauen, welche jedem Tage eine ihm eigene Schönheit und einen besonderen Gehalt mitzuteilen, das Bedürfnis und die Kraft haben. Eine von diesen ist sie gewesen. Aber ihr Bild wäre unvollständig ohne den Zug: aus dem Besitz und dem Genuß der Gegenwart hinüber zu blicken in zukünftige Steigerungen und Vollkommenheiten.

Wie sie war, fand sie in Helmholtz die glücklichste Ergänzung ihrer vorherrschenden Richtung auf das Persönlichste und Ästhetische. Der Maßstab der großen Objektivität des Lebens war durch seine Gegenwart und Einwirkung ihr beständig gegeben. Er gehörte zu den Menschen, deren ganzer Charakter immer in jeder Äußerung gesammelt gegenwärtig ist: so regelten sich unter seiner stillen überlegenen Einwirkung die momentanen Impulse ihres stürmischen Temperamentes. Sie [104] ihrerseits erfüllte mit ihrer inneren Beweglichkeit und Daseinsfreudigkeit Leben und Haus ihres Mannes.“¹

Anna war die Tochter von Robert von Mohl, die Urenkelin von Johann Jakob Moser, über den sein Enkel Robert Mohl schrieb: „So ist Johann Jakob Moser eine wahrhaft ehrwürdige Gestalt. Er war nicht nur der Vater des deutschen Staatsrechtes, der Gründer des positiven Völkerrechtes, einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, sondern er war der unbeugsame Märtyrer für die Verfassung seines Vaterlandes: der abgesagte und tapfere Feind jeder Schlechtigkeit, der wahrhaft Edle, welcher in jedem Augenblick seiner Ehre Alles zum Opfer zu bringen bereit war. Er erachtete den Lehrer des positiven öffentlichen Rechtes für den Ausleger der bestehenden gesetzlichen Ordnung, für den Priester der Wahrheit.“

Und die Ururenkelin Ellen von Siemens-Helmholtz fügt hinzu: „In der romantischen Bewunderung seiner Nachkommen wird die Epoche seines ungleichen Kampfes gegen die Regentschaftstätigkeit des Herzogs Karl Eugen und ‚dessen rechtverderberischen Despotismus‘ immerdar im Vordergrund stehen, welche zu Mosers fünfjähriger Gefangenschaft auf dem Hohentwiele führte. Die näheren Umstände der fünfjährigen Zellenhaft sind mittelalterlichen Grausamkeiten gleichzustellen. Dennoch hatte es der edle Märtyrer vermocht, in einer wahrhaft christlichen Ergebung, ohne Klage oder Anklage ... diese Zeit in einem einzigen Raume, ohne jede Bewegungsfreiheit gefesselt, ohne Feuer, vielfach ohne Licht, bei Schweigegebot, ohne Bücher und

¹ Anna von Helmholtz, Ein Lebensbild in Briefen. Hg. von Ellen von Siemens-Helmholtz, Bd. 1, Berlin 1929, S. 211 – künftig zitiert als: Lebensbild.

ohne das geringste Schreibmaterial, zu durchleben. Mit unsäglicher Mühsal gelang es ihm, die Spitze seiner Lichtschere zu schärfen und mit diesem spröden Werkzeuge alle Wände seiner Zelle mit Schriftzeichen zu bedecken, ja Ränder und Textlücken seiner Bibel auszufüllen. Mehr als über tausend geistliche Lieder wurden auf diese Weise festgehalten, selbst politische Satiren und staatsrechtliche Abhandlungen wurden uns erhalten. Auch verfertigte er allerlei heitere Polemik, gleichsam um sich selbst seines Geistes Lebhaftigkeit und fröhlichen Mut zu beweisen, überliefert als ‚eines alten Mannes muntere Stunden während einer engen Festungshaft‘.²

Ihr Vater war einer der „vier Brüder Mohl“ – Hugo, ein Botaniker, der das Protoplasma erkannte und ihm diesen Namen gab; Moritz, ein Nationalökonom, 1848 Mitglied der Nationalversammlung, auch als späteres Reichstagsmitglied ein sehr energischer Anti-Preuße und Gegner der Zentralisierung Deutschlands; Julius, einer der größten Orientalisten seines Jahrhunderts; und schließlich Robert, der Vater von Anna, Staatsrechtler und Staatsmann, wie sein Bruder Moritz Mitglied der Nationalversammlung und später des Reichstags; seine dreibändige „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften“ ist noch heute benutzenswert.

1852, achtzehn Jahre alt, besuchte Anna ihren Onkel Julius, der sein Leben in Paris verbrachte und dort Mary Clarke, eine ungewöhnliche Engländerin, die einen großartigen Salon unterhielt, geheiratet hatte. In dem Salon verkehrten Victor Cou-[105]sin und Auguste Thierry, Thiers, Mignet, Merimée, Ampere und zahlreiche andere Größen ihrer Zeit. Als Mary Clarke neunzigjährig am 18. Mai 1883 beerdigt wurde, berichtet Anna ihrem Mann: „Hermite*, Bartélémy-St. Hilaire**, Mignet, der Duc de Broglie*** und eine Fülle alter Herren waren gekommen, der Tante die letzte Ehre zu erweisen. Mme de Tourgueneff war in die Kirche gekommen.“³

Zum ersten Male hatte sich das junge Mädchen „in der großen Welt“ zu bewegen. Daß sie sich dabei amüsierte, zeigt ein Brief an die Schwester Ida vom 30. Oktober 1852: „Ein Diner von zwölf Personen ging am Dienstag hier vor sich – mit Herrn und Frau von Collegno, denen zu Ehren es gegeben wurde, Herrn Ranke und Herrn von Buch, Mr. Elié de Beaumont, dem großen Geologen, Merimée, Roulet, Ampère und Emma Weston. Es war sehr hübsch. Ich saß neben Ampere, der mich mit sehr schönen Geschichten behelligte, unter anderen der eines alten Portiers, welcher die Feldzüge nach Amerika und Gott weiß welchen Inseln gemacht hatte und sich durchaus nicht erklären konnte, warum Waschfrauen dort schwarz sein mußten. Er erzählte es zu hübsch. Merimée war merkwürdig lebhaft und ist meine Admiration; ich fühlte mich sehr geschmeichelt, von ihm bemerkt worden zu sein während der Sitzung im Institut, so daß er mich sogar fragte, wie ich mich amüsiert hätte. Als ich antwortete ‚gut‘, da rief er aus: ‚Vous êtes bien heureuse encore.‘ [Du bist immer noch glücklich.] Er besitzt eine merkwürdige Gabe, die Katzen zu zähmen, es gelang ihm sogar mit unserem Katzenjüngling.“⁴

Aus Paris kehrte Anna in das elterliche Haus nach Heidelberg zurück. Heidelberg war damals schon seit langem ein Zentrum geistigen Lebens gewesen und wird es auch noch bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts bleiben. Damals aber, in den fünfziger Jahren, hatte es auch einen besonderen weltweiten Zug, der nicht zum wenigsten zwei gastlichen Häusern, in denen die Mohls viel verkehrten, zu danken war:

„Zu einem Sammelpunkt vornehmer und geistvoller Geselligkeit gestaltete sich, gleichfalls außerhalb der Stadt gelegen, mit herrlichem Blick auf Strom und Schloß und Berge, das Landhaus des preußischen Staatsmannes Baronet Charles von Bunsen. Als Freund und Berater König Friedrich Wilhelms IV., langjähriger Gesandter Preußens in Rom, in der Folge an den Hof der

² Ebendort, S. 13 f.

* Bedeutender Mathematiker.

** Professor der antiken Philosophie, Außenminister.

*** Historiker und Politiker.

³ Ebendort, S. 264.

⁴ Ebendort, S. 43.

Queen Victoria berufen, hatte ‚der Chevalier‘ bei seiner Rückkehr nach Deutschland Heidelberg erwählt, um sich einer Reihe von Arbeiten zu widmen, welche seit Jahren ihn beschäftigt hatten – darunter einem unvollendeten Werke: Gott in der Geschichte. Sein Haus wurde eine Zuflucht großen Styles für die Heidelberger Geselligkeit, seine schöne Bibliothek eine erlesene Quelle der Unterhaltung und Fortbildung für die jüngere Welt. Söhne und Töchter des Hauses, zum Teil schon in England verheiratet, bedeuteten einen wertvollen Zuwachs für den Kreis ihrer Altersgenossen. Kosmopolitischen Charakter trug auch ein halb englischer Besitz der Familie Uhde im benachbarten Handschuhsheim, [106] gefüllt mit Sammlungen mexikanischer Altertümer, welche der vielgereiste kenntnisreiche Vater späterhin den Berliner Museen stiftete.

Zu den intimsten Beziehungen des Hauses Mohl zählt die Familie Heinrichs von Gagern, des Gesinnungsgenossen der Frankfurter Tage in Freud und Leid. Gagern übersiedelte nach Heidelberg, um seine zahlreiche Familie dort zu erziehen, und Mohl wußte in ihm, je länger je mehr, die vornehme Natur eines Ehrenmannes zu schätzen.“⁵

Im Juli 1860 schrieb Anna an die Tante in Paris: „Wir haben in den letzten Zeiten ausschließlich der Naturwissenschaft gelebt. Es ist hier ein Professor Helmholtz, ein Physiologe – der eine Menge wunderbarer Dinge in seiner Wissenschaft gefunden zu haben scheint und der im Übrigen ausgezeichnete Musiker ist und ein sehr angenehmer Mensch. Seine Frau ist im vorigen Winter gestorben. Aus dem Norden stammend, schätzt er nicht das Bier, ein Vorzug, welchen Du gleich mir zu bewerten wissen würdest. Wir werden hier öffentliche Vorlesungen haben – von den ‚ersten Männern Deutschlands‘ abgehalten – Häusser, Helmholtz, Bunsen, Papa – ich freue mich sehr darauf.“ Und am 8. Februar 1861 heißt es in einem anderen Brief nach Paris:

„Meines Vaters Brief an den lieben Onkel wird Dir die große Nachricht schon gebracht haben: ich werde mich verheiraten! Was hätte ich darum gegeben Euere Ratschläge zu haben – nicht weil ich dessen nicht gewiß sein dürfte, daß Ihr meinen zukünftigen Gatten gut heißen würdet, sondern um mir zu helfen im Erkennen, ob ich wirklich geeignet bin die Aufgabe zu erfüllen, welche ich erwählt habe.

Ich heirate einen Gelehrten – Vater zweier Kinder von acht und vier Jahren – in einer schönen Stellung innerhalb der wissenschaftlichen Welt – einen charmanten Menschen, angenehm – mit einem sanft ausgeglichenen Charakter, voller geistiger Lebendigkeit, von äußerer Erscheinung, welche Dir gefallen würde, dessen bin ich gewiß – welcher mir eine leidenschaftliche und unerklärliche Zuneigung gewidmet hat, deren ich mir erst seit wenigen Wochen bewußt geworden bin.“⁶

Nun trat neben die anderen „Häuser“ in Heidelberg sehr bald das „Haus Helmholtz“.

Groß und schön gestaltete sie ihr Leben an der Seite eines Genies – so vieles wurde ihr gegeben und genommen. Von ihren zwei Söhnen war der ältere wohl ein überaus erfreulicher Charakter, doch, seit der Kinderzeit schwer krank, starb jung, während der andere, unerfreulichen Charakters, vielleicht psychisch krank, „viel zu lange lebte“. Nur die Tochter war ihr stets Freude und Stütze, nachdem sie herangewachsen.

Wie sie den Kummer über den Ältesten zu überwinden sucht, beschreibt sie dem Onkel Julius am 1. Dezember 1864: „Professor Billroth aus Zürich hat den (zweijährigen) Buben angesehen und fand die Sache nicht hoffnungslos. Alle Doktoren der Welt können ihm halt nicht auf die Beine helfen, ehe die Natur sich allein hilft. [107] Um doch nicht Allem abzusterben, habe ich mir vorgenommen, bald wieder hinter eine Übersetzung zu steigen, da gelegentliche hundert Taler denn doch in gegenwärtiger Sachlage sehr gut anzubringen sind.“⁷

⁵ Ebendort, S. 62 f.

⁶ Ebendort, S. 326 f.

⁷ Ebendort, S. 124.

1867 berichtet sie von der Übersetzung eines Buches von Tyndall, von einer anderen des gleichen Autors 1872 – noch nach dem Tode des Mannes arbeitet sie an einer weiteren Übersetzung dieses großen Naturforschers und Freundes; auch an eine Arbeit von Oliver Lodge ging sie in dieser Zeit: „Das Bedürfnis, durch eine starke geistige Beschäftigung ihren Gedanken zeitweise die Richtung vorzuschreiben, führte sie jetzt zurück zu der lieb gewordenen Arbeit der literarisch-wissenschaftlichen Übersetzungen. Schon in der zurückliegenden Zeit hatte sie die Schrift von Oliver Lodge über Elektrizität in Angriff genommen, gemeinsam mit ihrer jungen Freundin Estelle du Bois-Reymond und unter wissenschaftlicher Oberaufsicht ihres jungen Freundes Dr. Richard Wachsmuth, der wahrhaft Sohnes Stelle an ihr vertrat. Noch auf dem Krankenbette hatte Heinrich Hertz seine Zustimmung zu dieser Wahl gegeben.“⁸

Auch an der Herausgabe der Vorträge ihres verstorbenen Mannes arbeitet sie – auf einer Erholungsreise in die Schweiz und berichtet der Tochter:

„Vormittags lese ich im Walde im Schatten sitzend, die Vorträge von Papa und corrigiere Kommas hinein und stelle ab und zu, aber sehr selten, einen Satz um und genieße die stillen Stunden ganz ungemein. ...

Zum Glück haben alle Freunde ein gewaltiges Bedürfnis zu steigen, das zu teilen ich ganz außerstande bin, so daß ich mich mit einem oder zwei Bogen der Vorträge von Papa irgendwo in den Schatten setzen kann und ruhig lesen und ein wirkliches Leben ein paar Stunden lang führen kann. Aus dem Buch rauscht auch so viel Verklungenes wieder herauf, bei dem Lesen seiner Worte klingt Papas Stimme wieder an mein Ohr und es ist dann doch, als wäre das Wesentliche nicht zerstört.

Ich genieße diese Vorträge hier so sehr und verstehe sie so viel besser als früher. Manche sind so wunderbar und vollkommen, viel zu gut waren sie für den momentanen Zweck, wie der Vortrag ‚über das Sehen‘ zum Beispiel, an dem man nicht ein Wort verändern möchte. Bei Anderen fühlte man, daß sie geblieben sind, wie sie gesprochen wurden mit Längen und mit Lücken und mit den Wiederholungen des mündlichen Vortrages. Aber wundervoll ist es, wie er nie gesagt hat, daß dies Alles von ihm herrührte, daß kein Anderer das vor ihm gedacht und gesagt hatte – und das liebe Publikum meinte, das sei immer so gewesen. In der Natur mit seinem Geiste als Begleiter, da ist die Harmonie zwischen außen und innen und wenn es gelingt, etliche solcher Stunden zu erringen, dann ist es ein schöner Tag gewesen.“⁹

Natürlich war sie keine Physikerin, keine wirkliche Wissenschaftlerin – aber welches Verständnis hatte sie für die Wissenschaft! man lese nur folgende Zeilen aus dem Briefe an die alte Freundin Emilie Zeller, die Frau des Philosophen:

[108] „Wenn ich die Nachfolge meines Mannes in seinen Wissenschaften ansehe, einen Zug zum Persönlichen und zum Mechanischen, dann wird es mir so schwer ums Herz. Es ist, als ob nur Spezialisten heute erstünden und als ob der Zusammenhang aller Geistesarbeit verschwunden sei.

Auch die Enthüllung der Siemens-Krupp-Denkmäler hat mir einen niederdrückenden Eindruck gemacht. Die Rede Seiner Majestät des Kaisers war sehr schön; zwei Andere wurden ungünstig gelesen. Frei und warm sprach nur ein Student. Die großen Techniker, die nur den Erfolg kennen, wissen nicht ganz mehr, wem sie ihr Dasein verdanken.“¹⁰

Und was für ein feines Urteil hatte sie über die Literatur! Etwa, wenn sie der Schwester schreibt: „Ich hoffe, Du wirst Anna Karénina nicht deutsch, sondern französisch lesen. Tolstoi ist für mich der größte Romanschriftsteller, den ich kenne, Realist und Idealist zugleich. Ersteres in

⁸ Ebendort, Bd. 2, S. 109.

⁹ Ebendort, S. 112 f.

¹⁰ Ebendort, S. 191.

der Darstellung des Lebens, letzteres in der Auffassung, Philosoph und Dichter; in jedem Kapitel liegt eine ganze Welt, die sich aufthut – stimmungsvoll wie Turguéniéw und doch hoffnungsvoller, weil er noch an einfache Pflichterfüllung glaubt und da des Lebensrätsels Lösung findet – ein tiefer großer trauriger Sinn und so ganz Russe. Lies doch bitte ‚La guerre et la paix‘ von Tolstoi; es ist der Roman aller Romane, obgleich ebenso schlecht gemacht wie Anna Karénina, ebenso lose nebeneinander herlaufende Lebensfäden und ebenso atmende und wahre Menschen darin. Dazwischen ist immer ein Charakter, der an den alten Nicolas Tourgueneff erinnert und an die seiner Vornehmheit selbstverständliche Bedürfnislosigkeit, an seine Entsagung zu Gunsten eines ferne liegenden Zieles zur Beglückung der Menschheit. Ein Graf Pierre Bessoucheff ist der Urtypus unseres alten Freundes und ich frage mich immer, habe ich nicht den Grafen Tolstoi verschiedene Abende in der kleinen Bibliothek der rue de Lilie sitzen und diskutieren sehen? Ein sanfter, schwärmerischer schöner und vornehmer Herr. Er war es gewiß, seitdem ich seine Bücher lese, ist mir die ferne Erinnerung lebendig geworden.“¹¹ Wie recht hat sie, daß man Anna Karenina, wenn nicht auf russisch, dann auf französisch lesen soll!

Wie klug schreibt sie auch der Tochter, die Paris erlebt: „Eure Briefe und Telegramme fielen wie Strahlen in unser Leben. Daß Dir die unbeschreibliche eigenartige Schönheit von Paris, die Mischung von Geschichte, Kunst, gutem Geschmack, Größe der Anordnungen, der Reiz des Klimas und seiner Luftperspektive aufging, freut mich. Es ist ein begnadetes Land, la belle et douce France [das schöne und süße Frankreich] – und die alten Römer, gemischt mit den Kelten und Germanen, haben die leichtlebige graciöse Kultur voll solidem Hintergrunde geschaffen. Wenn Du Zeit zum Lesen haben wirst, empfehle ich Dir neben Merimée die Lecture von Taine: alles von ihm ist so interessant, man versteht erst Frankreich, wenn man ihn und Tocqueville gelesen hat.“¹²

Reizvoll und viel bewundert war sie, ohne daß sie weder in der Jugend noch im [109] Alter sich von sich selbst verführen ließ. Die Fünfzigjährige schreibt ihrem Mann: „Bei den schönen Petersburger Siemens Töchtern im Kaiserhof, fiel mir Rubinstein auf der Treppe in die Arme, der mich de force [mit Stärke] in seinen Salon schleppte, wo wunderbarerweise keine Pianistinnen verborgen lauerten – wo ich aber froh war, nicht 25 Jahre jünger zu sein und seine schönen Reden mit ebensolchen, ohne weitere Emotionen beantworten zu können. Daß ich ‚sein Engel‘ sei, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit und werde es mir merken und ihm keine Besuche mehr machen. Geistig und moralisch gestärkt aus dieser jugendlichen Aventure hervorgegangen, habe ich doch kleine Reflektionen gemacht über die Übungen, welche die Kunstjüngerinnen betreiben mögen, wenn sie ihre geliebten Meister besuchen. Kurz, das Leben bietet auch nach zurückgelegtem halben Säkulum wunderbare Einblicke.“¹³

Und als Lenbach die einundsechzigjährige Witwe malt, schreibt sie der Schwester: „Hier erschien Lenbach sofort und gestern war denn große Steh- und Sitzprobe zu dem Conterfei, das er von mir für Ellen machen soll. Ich werde sehr edel und würdig, ein langes schwarzes Geschöpf, bis dato etwas gespenstisch, aber als Ahnfrau wirksam. Lenbach ist ein zu prächtiger lieber Mensch, Genie durch und durch. Sein Atelier, sein Haus und Hof, die Brunnen darin und so weiter, sind aber traumhaft schön. Er ist solch ein treuer guter Freund, der mich einmal um andere umarmte.“¹⁴

Ihre Ehe mit Hermann Helmholtz war glücklich und schwer.

Sie waren sehr verschiedenen Charakters – er wohl sehr ausgeglichen und überlegen, sie viel lebhafter und bewegter. Einmal, nach mehr als 27 Jahren Ehe, schreibt sie an ihn: „Mein Herz kennt nur den einen großen Wunsch: Gott erhalte Dich! mein geliebter Mann – mir und uns Allen und der ganzen übrigen Welt! Aber letztere ist mir dabei wenig wichtig – Dich und das

¹¹ Ebendort, Bd. 1, S. 288.

¹² Ebendort, Bd. 2, S. 20.

¹³ Ebendort, Bd. 1, S. 282.

¹⁴ Ebendort, Bd. 2, S. 114.

was uns geblieben! Es ist noch viel – und doch was fehlt uns immerdar und immerdar! Die Lücke (die der Tod des Sohnes gerissen) schließt sich nie, bis jetzt ist sie noch in stetem Wachsen – aber ich werde so Gott will lernen, die Last dieses Kummers für mich still zu tragen als Theil des Seins, an dem nie mehr etwas zu ändern ist! Sei noch geduldig mit mir wie immer, lieber Mann. Unser so total verschiedenes Temperament macht uns ja gegenseitig manche kleinen Dinge schwer – aber die Großen, die das ganze Leben ausmachen, die sind von Äußerungen des Temperamentes losgelöst – und darin bist Du mir immer mehr der innerste Grund meines Daseins geworden. Ich wollte Du wüßtest und fühltest das, mein lieber Hermann ...“¹⁵

Sie will die Trauer „für sich still tragen“, ihn, der doch auch den Sohn verloren, nicht mit ihrer Trauer belästigen ... Stets stand er – neben dem armen ältesten Sohn – im Mittelpunkt ihres Lebens. So schreibt sie nach dem Umzug nach Berlin am 2. Januar 1873 an die befreundete Frau Professor Becker in Heidelberg: „Mein Leben besteht darin, ihm zu Hause die paar Stunden so ruhig als möglich zu machen; ihn nie zu quälen mit Alltagsdingen. Oft ist mir, als könne ich die Verantwortung [110] nicht tragen; Anforderungen und Mittel ins Gleichgewicht zu bringen kosten mich Ruhe und Schlaf. Das Leben ist nur ein Rechenexempel hier für alle Menschen, die nicht Gründer sind. Aber ich denke immer, wenn wir erst in der Stadt leben, hat man doch wenigstens Zeit etwas zu thun und etwas thun zu lassen. Kurz dornenvoll ist das Dasein in einer großen Stadt, die nur die Distanzen einer solchen, nicht aber die Verkehrsmittel hat.“¹⁶ Und etwa 2 Jahre später an die Mutter (1.11.1874): „Ich werde sehen, wie Hermann vor Geselligkeit zu schützen ist; gegen seine Sitzungen bis tief in die Nacht und die amtliche Hetze und Überbürdung mit Geschäften ist es für mich unmöglich etwas zu thun. Ärger, Sorgen und Müdigkeit sollten vermieden sein – ganz können wir sie nicht aus seinem Leben streichen, nur annähernd.“¹⁷

Nach sechzehnjähriger Ehe schreibt sie dem Mann zum Geburtstag: „Ich will keinen Tag anfangen, mein lieber Hermann ohne Dich zu grüßen, gar den heutigen nicht, da dieser Gruß Dich an Deinem Geburtstage treffen soll. Wünschen kann ich Dir und mir nichts, als daß Du gesund und frisch sein mögest, und daß die Kinder insgesamt Dir Freude machen, und daß die Gattin Dich möglichst wenig sorgenvoll mache, aber sagen will ich Dir, daß ich mit jedem Jahre mehr Dein Eigen bin, und daß meine Liebe und Verehrung, die zu Anfang vielleicht mehr Instinkt war, zum freudigen Bewußtsein geworden ist, und daß ein Gefühl des tiefsten Dankes ob des großen Theiles, das mir beschieden, mich nie verläßt, mein Mann! Daß ich auch eine große Verantwortung habe, weiß ich auch – denn welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Und auch, daß ich leider trotz alledem meine Aufgabe oft recht schlecht erfülle und eine Menge kleiner Dinge, die Hauptsache überwuchern lasse – das weiß ich.“¹⁸

Aber sieht sie ihren Mann so ganz richtig? steht er so „über allem“, wie es zu Hause den Anschein hat? Und wie hat er sie nicht nur geliebt sondern auch bewundernd in aller ihr eigenen Lebenskraft geachtet!

Über den letzten Tag der Ehe, über den Tod von Hermann Helmholtz, berichtet die Tochter:

„In der Nacht zum 4. September 1894 begannen die Schatten des Todes herab zu sinken.

Sein letzter Morgengruß lautete:

„Es ist schwer – es ist schwer“
„Ich möchte, daß Du noch Schönes findest.“

Am Morgen des 8. September hauchte Hermann von Helmholtz sein irdisches Leben aus.“¹⁹

¹⁵ Ebendort, S. 22.

¹⁶ Ebendort, Bd. 1, S. 184.

¹⁷ Ebendort, S. 194.

¹⁸ Ebendort, S. 221.

¹⁹ Ebendort, Bd. 2, S. 91.

Fünf Jahre wird Anna noch leben, auch die Gastlichkeit des Hauses noch irgendwie aufrecht erhalten. Alte Freunde werden sie besuchen und sich an ihr freuen, Rat suchen und erhalten – darunter auch die Kaiserin-Witwe Victoria, bei der sie noch wenige Monate vor dem Tode wohnen wird.

Am 18. November 1899 begräbt sie mit der so vertrauten Schwester Ida den [111] Schwager in Österreich. Am 1. Dezember wollte sie nach Hause zurückfahren. Doch am Morgen dieses Tages sprach sie ihre letzten Worte zu der Schwester, die mit dem Neffen an ihrem Bett stand: „Verzeiht mir, wenn ich nun auch bei Euch sterbe.“

2. Hermann Helmholtz

Kein Naturwissenschaftler reichte im 19. Jahrhundert (und auch im 20.) an Einfluß in der Welt an Alexander von Humboldt heran.

Kein Naturwissenschaftler erreichte im 19. Jahrhundert (im 20. war es Einstein) an Bedeutung durch eine Entdeckung (die eine ganze Kettenreaktion auslöste) Charles Darwin.

Kein Naturwissenschaftler des 19. und 20. Jahrhunderts erreichte Hermann von Helmholtz in der Vielfalt genialer Leistungen.

In seiner großartigen Gedächtnisrede sagt der Freund seines ganzen Lebens Emil du Bois-Reymond:

„Zum Theil erklärt sich die beispiellose Anerkennung, deren Helmholtz genoß, aus der gleich beispiellosen, den ganzen Kreis der theoretischen Naturforschung, von der physiologischen Anatomie bis zur Psychophysik umfassenden Mannigfaltigkeit seiner Leistungen, da denn unter den theoretischen Naturforschern von Fach selber kaum Einer war, dessen Arbeit nicht in irgend einer Art mit den seinigen zusammentraf. Allein was neben dieser erstaunlichen Vielseitigkeit ihm eine Überlegenheit sondergleichen verlieh, das war das unübertroffene Geschick, diejenigen Fragen auszufinden und siegreich zu beantworten, die an jedem Punkte gerade die wichtigsten waren und deren Behandlung den besten Erfolg versprach.

Der hervorragendste Zug in Helmholtz' wissenschaftlicher Gestalt ist indeß neben so vielen anderen Gaben sein transcendentes mathematisches Talent. Dies Talent hat mit dem musikalischen Talent, mit welchem es oft und auch bei ihm vereint gefunden wird, das gemein, daß es schon in früher Jugend sich verräth, wovon auf der einen Seite Blaise Pascal, auf der anderen Mozart bekannte Beispiele sind. Von Helmholtz wissen wir durch ihn selber, daß er als Schüler im Gymnasium zu Potsdam – wo er am 31. August 1821 geboren war –, manches Mal, wenn die Classe Cicero oder Virgil las, welche beide ihn höchlichst langweilten, unter dem Tische den Gang der Strahlenbündel durch Teleskope berechnete und dabei schon einige optische Sätze fand, von denen in den Lehrbüchern nichts zu stehen pflegte, die ihm aber nachher bei der Construction des Augenspiegels nützlich wurden.

Von erblicher Herkunft des mathematischen Talenten ist bei ihm nicht füglich die Rede. Helmholtz' Vater war Professor an demselben Gymnasium, von Fach Philologe und Philosoph, ein hoch intellectueller, freidenkender und gebildeter Mann, dessen Einfluß auf seinen Sohn aber vielmehr dahin ging, ihn zum Sprachstudium, zur Philosophie etwa im Sinne Kant's und Fichte's, allenfalls zur Pflege der schönen Litteratur anzuhalten. Diesem Einfluß ist es wohl eher zuzuschreiben, daß Helmholtz noch als Student die Fabeln des Lokmân in der Ursprache lesen konnte. Ebensowenig ist natürlich daran zu denken, daß jenes Talent ihm durch seine Mutter zu-[112]geflossen sei, von der wir nur wissen, daß sie, eine geborene Penne, in männlicher Linie von dem bekannten amerikanischen Bürger William Penn, in weiblicher aus einer zum Refuge gehörigen Familie Sauvage abstammte, so daß, wie die Brüder von Humboldt, Helmholtz zum Theil französischen Ursprunges war.

Wenn nun aber dergestalt sein mächtiges Talent gleichsam durch Urzeugung entstand, so ist nicht weniger auffallend, daß es sich auch ganz selbständig weiter entwickelte, ohne daß ein bedeutender Lehrer ihm zu Hülfe kam und die Bahn wies. In der That ist nicht einmal etwas von einer mathematischen Vorlesung bekannt, die er gehört hätte. So in der Stille vollzog sich diese Entwicklung, daß Brücke und ich, seine nächsten Freunde, während wir uns in die dem preußischen Gymnasiasten heute bekanntlich höheren Ortes untersagte analytische Geometrie auf eigene Hand hineinarbeiteten, nichts von der ungeheuren Stärke ahnten, welche damals noch, wohl ihm selber halb unbewußt, in ihm schlummerte, sondern in ihm nur einen besonders gescheidten Mediciner erblickten.“²⁰

Aus finanziellen Gründen – sein Vater konnte das Geld für ein Universitätsstudium der Physik des Sohnes nicht aufbringen – war der junge Helmholtz nach dem Abitur in das Königliche medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelmsinstitut eingetreten, wo man zum Militärarzt ausgebildet wurde.

1893 war Helmholtz auf der Rückfahrt aus Amerika, wohl in einem Ohnmachtsanfall, eine Treppe heruntergefallen und schwer an der Stirn verletzt worden. Am 1. Januar 1894 starb sein Schüler Heinrich Hertz. Die Tochter Ellen schreibt, zunächst den Vater über Hertz zitierend:

„Für Alle, die den Fortschritt der Menschheit in der möglichst breiten Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten und in der Herrschaft des Geistes über die natürlichen Leidenschaften, wie über die widerstrebenden Naturkräfte zu sehen gewohnt sind, war die Nachricht von dem Tode dieses bevorzugten Lieblings des Genius eine tief erschütternde. Durch seltenste Gaben des Geistes und Charakters begünstigt, hat er in seinem leider zu kurzen Leben eine Fülle fast unverhoffter Früchte geerntet, um deren Gewinnung sich während des vorausgehenden Jahrhunderts viele von den begabtesten seiner Fachgenossen vergebens bemüht haben.“ So schrieb Helmholtz kurze Wochen vor dem Abschlusse des eigenen Lebens.

„Ich selbst habe diesen Schmerz tief empfunden, denn unter allen Schülern, die ich gehabt habe, durfte ich Hertz immer als denjenigen betrachten, der sich am tiefsten in meinen eigenen Kreis von wissenschaftlichen Gedanken eingelebt hatte, und auf den ich die sichersten Hoffnungen für ihre weitere Entwicklung und Bereicherung glaubte setzen zu dürfen.“

Der tragische Verlust warf tiefe Schatten auf das mühevoll wiedererwachende Vertrauen in die Wiederherstellung der eigenen Arbeitskraft, welche soeben noch einer vernichtenden Gefahr so greifbar nahe gerückt gewesen war. Dieser Kummer sollte nicht mehr in den Hintergrund seines Empfindens zurücktreten; er umschattete schwer alle Anteilnahme an der fortschreitenden Gegenwart.“²¹

[113] Hier schildert Helmholtz sein Ideal eines Naturwissenschaftlers und zugleich das, was ihm Fortschritt erscheint. Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen, Selbstbeherrschung und Herrschaft über die Natur.

Das aber erfordert einen Menschen der Tat, einen Mann, der der Praxis des Lebens ganz, ganz nahe verbunden. In der schon erwähnten Gedächtnisrede von du Bois-Reymond gibt es eine ebenso wirre wie falsche Bemerkung über Helmholtz: „Eine Wirkung nach außen üben zu wollen, lag ihm ganz fern, und wenn das Geschick sie ihm in die Hand gab, wie in dem Falle des Augenspiegels, so geschah es nach dem Fontenelle’schen Principe, daß große praktische Funde nicht absichtlich als solche gemacht werden, sondern meist als Folge idealer Bestrebungen nebenher sich ergeben.“²²

²⁰ E. du Bois-Reymond, Gedächtnisrede auf Hermann von Helmholtz, Berlin 1900, S. 4 f.

²¹ Lebensbild, Bd. 2, S. 81.

²² H. v. Helmholtz, Philosophische Vorträge und Aufsätze. Berlin 1971, S. XXII – künftig zitiert als: Vorträge.

Selbstverständlich werden „große praktische Funde“ als solche häufig nicht absichtlich gemacht – aber das heißt nicht, daß der Forscher deswegen der Praxis des gesellschaftlichen Lebens nicht eng verbunden ist und nicht „eine Wirkung nach außen üben will“. Mit Recht schreiben Hörz und Wollgast in ihrer Einleitung zu den philosophischen Vorträgen und Aufsätzen von Helmholtz: „Nach seiner Meinung stützt sich Wissenschaft auf die gesellschaftliche Praxis, wird von ihr getragen und hervorgebracht und wirkt wieder auf sie zurück. Ein aufmerksames Studium der hier erneut zum Abdruck kommenden Arbeiten aus den verschiedensten Lebensetappen von Hermann von Helmholtz dürfte dies eindeutig beweisen – wenngleich agnostizistische und idealistische Zugeständnisse nicht wegzudisputieren sind.“²³

Helmholtz selbst formuliert in seinem Vortrag „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften“: „Das Wissen allein ist aber nicht Zweck des Menschen auf der Erde. Obgleich die Wissenschaften die feinsten Kräfte des menschlichen Geistes erwecken und ausbilden, so wird doch derjenige keine rechte Ausfüllung seines Daseins auf Erden finden, welcher nur studiert, um zu wissen. Wir sehen oft genug reichbegabte Männer, denen ihr Glück oder Unglück eine behagliche äußere Existenz zugeworfen hat, ohne ihnen zugleich den Ehrgeiz oder die Energie zum Wirken mitzuteilen, ein gelangweiltes und unbefriedigtes Leben dahinschleppen, während sie in fortdauernder Sorge für Vermehrung ihres Wissens und weitere Bildung ihres Geistes dem edelsten Lebenszwecke zu folgen glauben. Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß sein Ziel sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit.“²⁴

Und noch viel eindringlicher und drängender äußert er sich in seinem wundervollen Vortrag über „Das Denken in der Medizin“: „Man muß vielleicht dem brechenden Auge des Sterbenden und dem Jammer der verzweifelten Familien gegenübergestanden haben, man muß sich die schweren Fragen vorgelegt haben, ob man selbst alles getan habe, was man zur Abwehr des Verhängnisses hätte tun können, [114] und ob die Wissenschaft auch wohl alle Kenntnisse und Hilfsmittel vorbereitet habe, die sie hätte vorbereiten sollen, um zu wissen, daß erkenntnistheoretische Fragen über die Methodik der Wissenschaft auch eine bedrängende Schwere und eine fruchtbare praktische Tragweite erlangen können. Der bloß theoretische Forscher mag vornehm kühl darüber lächeln, wenn Eitelkeit und Phantasterei sich für eine Zeit in der Wissenschaft breitzumachen und Staub aufzuwirbeln suchen, vorausgesetzt, daß er selbst in seinem Arbeitszimmer ungestört bleibt. Oder er mag auch wohl Vorurteile der alten Zeit als Reste poetischer Romantik und jugendlicher Schwärmerei interessant und verzeihlich finden. Demjenigen, der mit den feindlichen Mächten der Wirklichkeit zu ringen hat, vergeht die Indifferenz und die Romantik; was er weiß und kann, wird schärferer Prüfung ausgesetzt, er kann nur das grelle harte Licht der Tatsachen brauchen und muß es aufgeben, sich in angenehmen Illusionen zu wiegen.“²⁵

Und noch allgemeiner – nicht auf die kapitalistische, wohl aber auf die unsrige Gesellschaft zutreffend – bemerkt er: „In der Tat bilden die Männer der Wissenschaft eine Art organisierter Armee. Sie suchen zum Besten der ganzen Nation und fast immer in deren Auftrag und auf deren Kosten, die Kenntnisse zu vermehren, welche zur Steigerung der Industrie, des Reichtums, der Schönheit des Lebens, zur Verbesserung der politischen Organisation und der moralischen Entwicklung der Individuen dienen können. Nicht nach dem unmittelbaren Nutzen freilich darf dabei gefragt werden, wie es der Ununterrichtete so oft tut. Alles, was uns über die Naturkräfte oder die Kräfte des menschlichen Geistes Aufschluß gibt, ist wertvoll und kann zu seiner Zeit Nutzen bringen, gewöhnlich an einer Stelle, wo man es am allerwenigsten vermutet hätte.“²⁶

²³ E. du Bois-Reymond, a. a. O., S. 3.

²⁴ Ebendort, S. 102.

²⁵ Ebendort, S. 222.

²⁶ Ebendort, S. 104.

Das ist doch wohl eine der erstaunlichsten Kombinationen bei Helmholtz: die wunderbare Tiefe seiner Grundlagenforschung und die so ganz enge Verbundenheit mit der Praxis. Du Bois-Reymond hat recht, wenn er sagt: „Helmholtz ist der vollkommenste und höchste Typus des theoretischen Naturforschers“²⁷, aber hätte er nicht ebensogut sagen können: Helmholtz ist der vollkommenste und höchste Typus des praktischen Naturforschers. Und gibt er nicht in seiner Gedächtnisrede auch eine ganze Reihe Beispiele dafür!

Etwa folgendes: „Es wird hier der beste Ort sein, um von einigen kleineren physiologischen Arbeiten Helmholtz' Nachricht zu geben. So sei denn angeführt, wie er in einem Anfall von Heufieber, woran er zu leiden pflegte, pathogene Algen auf seiner eigenen Nasenschleimhaut nachwies, und mit Chinin erfolgreich bekämpfte, zu einer Zeit, wo von Antisepsis noch kaum die Rede war; wie er die Temperaturerhöhung seines eigenen Körpers durch das Besteigen des Königsstuhles von Heidelberg aus durch die höhere Temperatur des auf dem Gipfel gelassenen Harnes maß.“

Oder denken wir an die enge Verbindung, die Helmholtz bei seinen akustischen Studien zur praktischen Musik herstellt. Du Bois-Reymond bemerkt dazu: „Die [115] Musik betreffend führt Helmholtz in die Lehre von der Melodie den Begriff der Klangverwandtschaft ein, welche darin besteht, daß zwei Klänge gleiche Partialtöne haben ... Nach einem von Lissajous gemachten Anfang construirt er ein Vibrationsmikroskop, mittels dessen er die merkwürdige Schwingungsform der Violinsaiten festzustellen vermag. Er lehrt einfach Töne herstellen und ein Harmonium in natürlicher reiner Stimmung bauen. Er entwickelt die schon von Dove vervollkommnete Sirene Cagniard-Latour's zu seiner mehrstimmigen Sirene. Dabei beherrscht er vollständig die Geschichte der Musik in ihrer Erscheinung zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. Die Lehre von den Tonleitern und den Tonarten, die Gesetze der Stimmführung, allgemeine Betrachtungen über das Wesen des musikalischen Genusses beschließen das Werk ... Von welchen Abenden jedoch wohl die auszunehmen sind, an denen er auf dem von den HH. Steinway in New York in begeisterter Anerkennung seiner Verdienste um die Musik ihm verehrten Flügel durch Bach'sche Fugen seinen rastlos arbeitenden Verstand zur Ruhe gewiegt hatte, oder wo er den köstlichen Versuch anstellte, eine geübte Sängerin in den Flügel bei gehobenem Dämpfer auf irgend einen Saitenton die Reihe der Vocale kräftig singen zu lassen, die dann der Flügel wieder aus sich heraus singt.“

Und noch ein letztes Beispiel, das du Bois-Reymond gibt: Helmholtz ist mit einer Arbeit beschäftigt, die viel Rechnen erfordert: „Von den zu jener Bestimmung nöthigen Rechnungen und Versuchen erholte er sich von Zeit zu Zeit, indem er mit dem Fernrohr aus dem Fenster seines in einem Thürmchen an der Dorotheen- und Sommerstraßen-Ecke gelegenen Laboratoriums die Bewegungen der durch das Brandenburger Tor aus- und eingehenden Personen beobachtete und sie mit den Darstellungen in dem classischen Weber'schen Werke über die menschlichen Gehwerkzeuge verglich. Er entdeckte in der Art, wie die Weber'schen Figuren den Fuß aufsetzen, einen Fehler von einiger praktischen Bedeutung, sofern darauf hin Tausende von Recruten zu unnatürlicher Haltung ihrer Füße beim Parademarsch gezwungen werden, und seine Bemerkung wurde lange nachher durch die Augenblicksphotographie bestätigt.“²⁸

Dazu kommt im späteren Alter die Verwaltungstätigkeit als Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, über die du Bois-Reymond so berichtet: „Dann aber liegt es in der Natur der Dinge, daß der Praesident eines so umfangreichen, vielfach gegliederten, zum Theil den Charakter einer Unterrichtsanstalt, zum Theil den einer Fabrik tragenden Institutes mit einem Personal von fünfzig Beamten, eine gewaltige Menge von täglich sich erneuernden Verwaltungsgeschäften zu erledigen hat, welche weit entfernt Helmholtz im Vergleich zu seinen bisherigen Beschäftigungen eine Erleichterung zu gewähren, durch ihre

²⁷ E. du Bois-Reymond, a. a. O., S. 4.

²⁸ Ebendort, S. 25, 24 f. und 29.

Neuheit und Fremdartigkeit ihn vielmehr erst recht belasteten. Dieser Übergang von Helmholtz zu dem ihm von Siemens geschaffenen Wirkungskreise fand im October 1887 statt. Drei Jahre später, den 13. December 1890, gab er eine ‚Denkschrift über die bisherige Thätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt‘ heraus, die, zur Kenntnißnahme durch den Reichstag bestimmt, Zeugniß davon ablegt, mit welchem Eifer [116] und welcher Thatkraft er auch in dieser Stellung allen Anforderungen zu genügen vermochte. Diese Denkschrift, zweiundzwanzig enggedruckte Seiten stark, zerfällt, wie die Reichsanstalt selber, in zwei Abteilungen. Die erste, physikalische, umfaßt Thermometrische Fundamentalarbeiten, und handelt unter dieser Aufschrift vom Normal-Quecksilberthermometer, der Auswahl der Röhren, der Herstellung der Theilung, der Abweichung der Capillare von der idealen Cylindergestalt, den Verbesserungen für den Fundamentalabstand und wegen des inneren und äußeren Druckes; dann von Barometrischen Untersuchungen, Ausdehnungsbestimmungen, Normalgewichten, Elektrischen Fundamentalarbeiten. Die zweite, technische Abtheilung beschäftigt sich unter der Aufschrift ‚Thermometrische Arbeiten‘ mit der Prüfung ärztlicher Thermometer, deren nahezu 25.000 in den drei Jahren des Bestehens der Reichsanstalt von dieser geprüft und gestempelt worden waren; dann der Thermometer für wissenschaftliche und solcher für chemische Zwecke, der Alkoholthermometer für niedere Temperaturen. Es folgt die Prüfung von Quecksilberbarometern und Aneroiden, von Manometern und Petroleumprobern und von Schmelzringen, von elektrischen Meßgeräthen, worüber eine besondere Bekanntmachung in der ‚Zeitschrift für Instrumentenkunde‘ Auskunft giebt. Dann kommen auf Herstellung einer unveränderlichen Lichteinheit gerichtete photometrische Arbeiten, ebenso zur Erzeugung von Normal-Stimmgabeln geeignete Versuche, endlich auf Einführung einheitlicher Schraubengewinde abzielende Studien, die Anlauffarben der Metalle, Störungen der Libellen. Diese sehr unvollständige Aufzählung genügt wohl schon, um einen Begriff von der Art von Untersuchungen zu geben, welche Helmholtz zur Abwechslung von seinen erkenntnißtheoretischen Speculationen jetzt gleichsam zur Pflicht gemacht wurden.²⁹

Etwas langweilig zum Schluß die Aufzählung der „Fabrikarbeiten“, die Helmholtz zu beaufsichtigen hatte? vielleicht gelegentlich ihm auch ... aber wie nützlich und wichtig! und wie bedeutsam auch für das Bild, das wir uns von Helmholtz machen wollen.

Es ist die Vielfalt seiner Tätigkeit und die Verbindung von „rein“ theoretischer und praktischer Arbeit, die Helmholtz stets so jung und lebendig, so aufnahmefrisch und fern jeder Selbstzufriedenheit gehalten hat – wie er auch so klug in einem seiner Vorträge bemerkt: „Ich möchte sagen, die Vereinigung der verschiedenen Wissenschaften ist nötig, um das gesunde Gleichgewicht der geistigen Kräfte zu erhalten. Jede einzelne Wissenschaft nimmt gewisse Geistesfähigkeiten besonders in Anspruch und kräftigt sie dementsprechend durch anhaltendere Übung. Aber jede einseitige Ausbildung hat ihre Gefahr; sie macht unfähig für die weniger geübten Arten der Tätigkeit, beschränkt dadurch den Blick für den Zusammenhang des Ganzen; namentlich aber treibt sie auch leicht zur Selbstüberschätzung. Wer sich bewußt ist, eine gewisse Art geistiger Arbeit viel besser zu verrichten als andere Menschen, vergißt leicht, daß er manches nicht leisten kann, was andere viel besser tun als er selbst; und Selbstüberschätzung – das vergesse niemand, der sich den Wissenschaften widmet – ist der größte und schlimmste Feind aller wissenschaftlichen Tätigkeit. Wie [117] viele und große Talente haben nicht die dem Gelehrten vor allen Dingen nötige und so schwer zu übende Selbstkritik vergessen oder sind ganz in ihrer Tätigkeit erlahmt, weil sie trockene emsige Arbeit ihrer selbst unwürdig glaubten und nur bestrebt waren, geistreiche Ideenkombinationen und weltumgestaltende Entdeckungen hervorzubringen! Wie viele haben nicht in verbitterter und menschenfeindlicher Stimmung ein melancholisches Leben zu Ende geführt, weil ihnen die Anerkennung der Menschen fehlte, die natürlich durch Arbeit und Erfolge errungen werden muß, nicht aber dem bloß sich selbst bewundernden Genie gezollt zu werden pflegt. Und je isolierter der einzelne ist, desto leichter

²⁹ Ebendort, S. 46 f.

droht ihm eine solche Gefahr; während umgekehrt nichts belebender ist, als zur Anstrengung aller Kräfte genötigt zu sein, um sich die Anerkennung solcher Männer zu erringen, denen man selbst die höchste Anerkennung zu widmen sich gezwungen fühlt.“³⁰

Doch war Helmholtz nicht nur ein genialer Wissenschaftler, ein tüchtiger Verwalter und Organisator der Wissenschaft. Wie nahe standen ihm auch die Schöne Literatur und andere Künste.

Von der Musik, die beide, Anna und Hermann Helmholtz liebten und verstanden und ausübten, ist schon die Rede gewesen.

1873 ist er zum ersten Mal in Florenz und schreibt an seine Frau: „Ich habe es schon vorher immer bedauert, daß Du nach Italien nicht mit mir gehen solltest; seit ich nun einen Tag hier in Florenz gewesen bin, ist dieses Bedauern ordentlich schmerzhaft geworden. Noch habe ich heute die Hauptversammlungen gar nicht gesehen, nur deren Gebäude von außen und das Kloster San Marco mit den Fresken des Fra Angelico. Aber ich bin ganz verzaubert und hingerissen von dieser Fülle der Schönheit. Was wir in Deutschland sehen, sind doch nur Bruchstücke – die Sixtinische Madonna ausgenommen. – Hier sind die Hauptwerke der Meister in unerschöpflicher Fülle. Fra Angelico ist hinreißend lebenswürdig in dem, was er wirklich durchgeführt hat. In jeder Zelle des Klosters ist ein Frescobild von ihm selbst oder nach seinen Entwürfen gemalt, davon Einiges allerersten Ranges. Eine Krönung Mariä durch Christus im Himmel, beide in weißen Gewändern, unten der Heilige zuschauend, ist von einer Zartheit und Reinheit, daß ich Nichts Ähnliches je gesehen habe. Dann sind Sachen von Perugino in der Academia delle Arte, die in Farbenglut und Ausdruck den besten Raffaels ganz nahe kommen. Auch sind dort höchst wunderbare Sachen von einem Mariotto Albertinelli, aus der Zeit des Raffael, von dem ich noch nie etwas gesehen hatte, tief ausdrucksvoll und von größter Farbenpoesie. Die Thüren des Ghiberti in der grüngrauen Bronze unter dem scharfen Sonnenlicht gesehen, sind auch so viel ausdrucksvoller, als in den Abgüssen.“³¹

Auch theoretisch beschäftigt er sich mit der Kunst im weitesten Sinne, die Schöne Literatur miteinschließend. Nicht nur auf Grund seiner Studien des Sehens und Hörens im physiologischen Sinne, sondern auch vom Standpunkt dessen, was wir mit Marx die künstlerische Aneignung der Welt nennen. So wie Goethe studierte er auch die Problematik des Unterschiedes von wissenschaftlicher und künstlerischer Perzeption der Realität.

[118] Überhaupt war er stark an philosophischen – nicht nur erkenntnistheoretischen – Problemen interessiert. Hörz und Wollgast bedauern mit Recht die ungenügende und auch zu falschen Urteilen kommende Beschäftigung von Marxisten mit der Philosophie von Helmholtz.³² Sie stellen fest, daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Naturwissenschaftler „sehr oft einen agnostizistischen Standpunkt vertraten und einer klaren philosophischen Entscheidung ausweichen“. Dagegen Helmholtz: „Bei allen Inkonsequenzen, die sich bei Helmholtz zeigen und finden: er ging einen anderen Weg. Er wandte sich nicht von der Philosophie ab, sondern suchte sie unter Bewahrung seiner materialistischen Grundhaltung als Naturforscher zu entwickeln. Er steht hier in einer Reihe mit Ludwig Boltzmann und Ernst Haeckel. Wie bereits gezeigt wurde, kam Hermann von Helmholtz nicht zum dialektischen Materialismus. Aber sein philosophisches Werk ist in seiner Zeit fortschrittlich. W. I. Lenin sagte: ‚Historische Verdienste werden nicht danach beurteilt, was historische Persönlichkeiten, gemessen an den heutigen Erfordernissen *nicht geleistet haben*, sondern danach, was sie im Vergleich zu ihren Vorgängern *Neues geleistet haben*.‘“³³

³⁰ Vorträge, S. 87 f.

³¹ Lebensbild, Bd. 1, S. 189.

³² Vorträge, S. XIX f.

* W. L. Lenin, Zur Charakteristik der ökonomischen Romantik, (Sismondi und unsere einheimischen Sismondisten) in: Werke, Bd. 2, Berlin 1961, S. 180.

³³ Vorträge, S. LXXVII.

Politisch war er liberal und schwankend, im Grunde richtungslos, später dem Kreis um den Kronprinzen näher stehend als dem um Kaiser Wilhelm I., vor 1866 gegen Bismarck, dann zu ihm übergehend, vorher (in Heidelberg! Baden) Preußen nicht allzufreundlich gesinnt, dann zu Preußen übergehend. Niemals jedoch ein Reaktionär oder Militarist. Hörz und Wollgast sagen von ihm: „So tritt uns der hervorragende Wissenschaftler auch als ein Mensch entgegen, der den Problemen seiner Zeit aufgeschlossen gegenübersteht. Er begrüßt den gesellschaftlichen Fortschritt und betont die friedentiftende Rolle der Wissenschaft, die die Nationen miteinander verbinden sollte. Die Wissenschaft kann nach seiner Meinung nicht nur einer Gruppe von Menschen dienen, sondern muß der ganzen Menschheit gehören. Daraus ergibt sich ihre völkerverbindende Aufgabe. Der Wissenschaftler soll für das Wohl seines *ganzen* Volkes arbeiten. In den hier erneut zum Abdruck gebrachten Helmholtzschen Texten finden sich derartige Äußerungen in großer Zahl zu den verschiedensten Anlässen.“³⁴ – oder ist das vielleicht keine politische Anschauung?

3. Das Haus

Schon in Heidelberg war das Haus Helmholtz ein Zentrum geistiger Geselligkeit. Die Tochter Ellen bemerkt:

„Unter dem Einflusse der jungen Herrin vollzog sich in den bisherigen Räumen ihres Mannes eine gewisse Umwandlung der Lebensführung des Hauses, bei welcher ihr Schönheitsbedürfnis für äußere Umgebung zur Geltung kam und ihre Begabung [119] zur Entfaltung gelangte, im Verkehren mit verschiedenartigen Menschen eine Bereicherung des täglichen Lebens, eine Mannigfaltigkeit des Daseins zu bewirken.

Bald bildete das junge Haus Helmholtz den Mittelpunkt froher Geselligkeit und vereinigte die geistig bedeutsamen Elemente, welche Heidelberg damals beherbergte, in einfach .zwangloser Weise. Helmholtz freute sich der anmutigen Lebenskunst seiner jungen Frau.“³⁵

Aus dieser frühesten Zeit berichtet Anna dem Onkel Julius: „Wir leben indessen still und vergnüglich, sehen Bunsen und Kirchhoff, Häußer und Gervinus sehr oft – und ich bestrebe mich mittels wunderbarer Rechenkünste ein ideales Haus herzustellen, wo alles gut ist und das nichts kostet.“³⁶ Der Bunsen, der hier erwähnt wird, ist Robert, der große Chemiker, Kirchhoff ist der bedeutende Mathematiker und Physiker, mit dem sie bald ein Haus teilen werden, Häußer ist der Historiker, Gervinus zugleich Historiker und Literaturwissenschaftler, auch Verfasser einer Schrift „Händel und Shakespeare. Zur Ästhetik der Tonkunst“. Ganz still in einer Ecke möchte man sitzen und dem „interdisziplinären Geplauder“ dieses Kreises zuhören – auf jede Speisung verzichtend, um das Budget der Gastgeber nicht zu belasten.

Doch der Heidelberger Kreis ist weit größer noch, nicht nur Gelehrte umfassend. Drei Jahre später schreibt Anna an den Onkel: „Sonst leben wir schlecht und recht, mehr musikalisch als Dir angenehm wäre, und ich habe uns alle vierzehn Tage einen Musikabend eingerichtet von befreundeten Künstlern und Dilettanten; das Ganze darf nicht über fünf Taler kosten und stimmt viele Seelen dankbar, ist also eine profitable Auslage des irdischen Mammons.“³⁷

Man kann sich vorstellen, wie solche Geselligkeit, auch in dem kleinen Heidelberger Kreis, anregend auf die Wissenschaft und die Wissenschaftler wirken mußte. Natürlich saßen sich diese Leuchten der Wissenschaft dabei nicht tieferntst gegenüber, um: einen interdisziplinären Meinungsstreit zu haben (auch so etwas gab es, zumeist in Akademien, beginnend schon mit den Seminaren des Plato); das hätten auch die Frauen nicht zugelassen. Aber wird nicht Gervinus Helmholtz auf seine Goestudien angesprochen haben oder auch umgekehrt, Häußer Gervinus „zu links“ in dieser und jener Interpretation gefunden haben, während Bunsen und

³⁴ Ebendort, S. XL.

³⁵ Lebensbild, Bd. 1, S. 100.

³⁶ Ebendort, S. 101.

³⁷ Ebendort, S. 125.

Helmholtz über ein physikalisches Problem sprachen und dann plötzlich alle zu reden aufhörten, um Helmholtz zu lauschen, besonders die beiden Assistenten, der eine bei Kirchoff arbeitend, der andere bei Helmholtz, dabei gleichzeitig einen Blick auf die so bezaubernde Hausfrau oder die immer noch so reizende Victoria Gervinus werfend.

Das „große Haus“ aber wird erst in Berlin eröffnet. Groß an Raum, groß an Gestalten, die dort aus Berlin, aus dem Reich, aus aller Welt zu finden sind, groß auch in der Art, wie die Hausfrau es versteht, die Gesellschaft zu dirigieren. Ganz verwundert schreibt Hedwig von Olfers – auch sie hatte ein „Haus“ –, an ihre Freundin, die Baronin von Behr: „Gestern war Soiree bei Helmholtz, höchst interessant durch: einen Konflux [Zusammenfluß] von bedeutenden Persönlichkeiten, die sich gegen ihre Gewohnheit, [120] in dunklen Knäulen zusammenzustehen, unter die Damen mischten – große Politiker, Künstler und Gelehrte schleppten uns das Souper vom Büfett zu. Große Aufregung herrschte natürlich wegen der Ministerkrisis.“³⁸

Auch Hörz und Wollgast erwähnen in ihrem knappen Lebensabriß „das Haus“ Helmholtz: „Neben seinen wissenschaftlichen Interessen und Verpflichtungen beteiligte sich Helmholtz auch in Berlin aktiv am kulturellen Leben und führte ein offenes Haus. Curtius, Adolph von Menzel, Lenbach, Richard und Cosima Wagner, Wilhelm Dilthey und Max Planck gehörten zu seinen Bekannten oder Freunden.“³⁹

Empfand schon Hedwig von Olfers die „Mischung von Männern und Frauen“ als erfreulich, so hatte Anna gleich zu Beginn eine Möglichkeit gefunden, mittlere Gesellschaftsabende zu kleinen Kosten und mit relativ kleiner Mühe zu arrangieren. Aus der ersten Berliner Zeit schreibt sie dem Vater: „Wir haben uns einen Abend in der Woche fest gesetzt, an dem wir zu Hause sind und haben bisher immer zehn bis zwölf Leute gehabt, ohne unsere Einladungen sehr auszudehnen. Es ist die bequemste Art für vernünftige Menschen, die sich mit einer Tasse Tee und etlichen Butterbroten begnügen. Die Gelehrtenkreise haben hier, wie an kleinen Universitäten, die große Unsitte der langen Souper – was wohl von einer sozialen Unbeholfenheit herrührt –, so daß sie sich erst dann sicher fühlen, wenn sie ihre Gliedmaßen unter einem Tische verankert haben.“⁴⁰ Diesen einfachen Stil setzt sie auch für große Gesellschaften durch. Wenige Monate später berichtet sie der Mutter:

„Wir hatten am Dienstag eine Masse Menschen – da sie aber nichts essen, ist es ganz egal ob viele oder wenige da sind. Professor Adolf Menzel und Passini kamen und bewunderten mein Porträt von Füssli ganz ungemein. Sagt es ihm doch oder seiner Frau; die Zeichnung von Griffaults Profil hat Menzel Holbeins würdig erklärt. Menzel ist solch ein Genie und solch ein Kenner und lobt so selten etwas, daß Füssli sich gewiß freut, es zu hören. Ich wollte Füssli schicken mir etwas von seinen Sachen; Niemand kennt etwas von ihm hier und es wäre für seine Reputation sehr wichtig, wenn er hier etwas ausstellte.

Frau Joachim sang uns ganz herrliche Lieder – die Familie von Olfers, Mendelssohns, der Mathematiker Borchardt und noch Viele andere waren gekommen, so daß diese Art von Geselligkeit doch hier durchzuführen ist. Es wechselt sehr, aber es sind immer interessante Leute, Fanny Lewald-Stahr und Frau von Schleinitz, Lepsius und Bancroft.“⁴¹

Manchmal müssen die Einladungen plötzlich abgesagt werden – so berichtet Anna der Mutter: „Wir mußten vorgestern unsern Jour-fixe* absagen; die Frau Kronprinzessin ließ einladen zur Soirée. Es gab Musik und viele Herren der Kunst und Wissenschaft, die Damen schön angetan, namentlich leisteten sie in Diamanten Großes. Fürsten und Fürstinnen aller Art und jeden

³⁸ Hedwig v. Olfers, a. a. O., S. 540.

³⁹ Vorträge, S. XVII.

⁴⁰ Lebensbild, Bd. 1, S. 174.

⁴¹ Ebendort, S. 178.

* regelmäßig [an einem bestimmten Wochentag] stattfindendes Treffen eines bestimmten Personenkreises.

Alters. Ich habe mich sehr gut unterhalten und kannte fast alle Leute. Gestern aßen wir bei Anton von Werner mit Feld-[121]marschall Moltke, Herrn von Freydorf, dem Maler Knaus und Angeli aus Wien. Es war amüsan und hübsch, Moltke sehr menschlich und gar nicht allzu still.“⁴²

1889 erfolgt die Übersiedlung, auf das Gelände der Physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg – weit draußen, fern dem Zentrum der Stadt, wo „alle wohnten und sich konnten“. Die Tochter bemerkt: „Der herannahende Aufbruch für die Übersiedlung des Hauses Helmholtz in die Physikalisch-Technische Reichsanstalt zu Charlottenburg, mußte zum Abschlusse einer bedeutungsvollen Lebensperiode werden. Der liebgewordene Boden des Schicksalshauses in der Neuen Wilhelmstraße, die Nachbarschaft der wissenschaftlichen Werkstatt ringsum und die Nähe so vieler Freundschaft – sie mußten eingesetzt werden gegen ein Neuland, das in jener Zeit nur mit größeren Zeitopfern erreichbar, noch ein werdendes Zukunftsgebiet der hinausdrängenden Stadtmauern darstellte. War auch diese Wandlung der äußeren Lebensgestaltung getragen von Verheißungen und Hoffnungen auf zukunftsreiche Schaffenszeiten – so blieb doch das tiefbewegende Losreißen einem Eingriffe gleich in die geheimnisvollen Lebenswurzeln eines fruchttragenden Baumes.“⁴³

Doch bald finden sich auch hier die ersten Gäste ein. In den letzten Tagen des Mai waren sie eingezogen und schon am 16. Juni berichtet Anna der Schwester: „Der Tischler poliert noch, die Bilder hängen noch nicht alle, aber wir haben heute Gäste zu Tisch, unter ihnen Arnold Boecklin, der gestern in Wannsee war, das Siemensschloß zu sehen, das wirklich überraschend schön ist. Mit ihm kamen der Schweizer Gesandte und Frau Roth, Frau von Piloty, Frau Cornelia Richter, Dr. von Tschudi –der erste Versuch, einige Menschen heraus zu locken, die nicht Familie sind. Auch der junge Professor Max Planck war dabei, früher in München, jetzt hier, mathematische Physik; er ist sehr musikalisch und spielt ausgezeichnet Klavier. Auch Hefner-Alteneck und Professor Kundt nebst Frau erschienen auf unserer Terrasse und es sah Alles sehr hübsch aus. Es war ganz amüsan, Boecklin war gar nicht unweltlich oder Seeungetüm, spricht aber mit einer rauhen Schweizer Stimme und sieht ganz unphantastisch aus.“⁴⁴

Merkwürdig – nur Physiker und Künstler – und dazu ein Diplomat. Der größte Physiker unter den Gästen ist aber auch ein Künstler. Noch einmal, am Ende dieser Zeit, zur Trauerfeier, wird Planck als Musiker von Anna genannt werden. Sie schildert der Schwester Ida: „Der schöne traurige Tag ist nun auch vorbei. Es war schön, feierlich, weihevoll und ganz harmonisch und würdig – ohne einen Mißklang, ohne Unruhe, ohne zu große Weichheit und Wehmut – ernst und groß. Und Joachims Abschiedsgruß – das Schumann'sche Abendlied und wie er das spielte! Wie Plancks leise Orgeltöne es begleiteten – war einfach überirdisch! Kunst sagt doch Alles, was Worte nur ahnen lassen und nur die Kunst versöhnt. Bei jenen Worten bleibt es immer: Mir gab ein Gott zu sagen was ich leide. Aber Musik –Töne – Übermenschliches – Himmlisches kann nur der gottbegnadete Freund uns in die Seele geben! Wie ich es ihm dankte, Gott allein weiß es – denn ich stehe ja [122] einsam und innerlich schweigend, wie ‚die Tanne im Norden auf kahler Höhe‘ – die Höhe lasse ich mir nicht rauben, die bleibt – daß sie kahl ist, ist ja auch von Gott bestimmt.“⁴⁵

War Helmholtz der ruhende Pol des Kreises, so war es Anna, die alles ermöglichte, nicht nur organisatorisch sondern auch durch den Geist der Geselligkeit, den sie herbeizauberte und selbst ausstrahlte, bisweilen auch energisch ihn schützend. So beschreibt sie der Schwester einen Abend mit Cosima Wagner: „Ich lebe im Übrigen unter dem Zeichen ‚Cosima Wagner‘. Sie ist hier mit ihren zwei jüngsten Töchtern und sie ist nach wie vor für mich die allererste Frau, die ich kenne. Immer hatte sie den geheimnisvollen Zauber – aber jetzt in ihrer abgeklärten Seele, in der Ruhe, der Höhe aller Anschauungen, im Zauber der Rede, die nie banal,

⁴² Ebendort, S. 193.

⁴³ Ebendort, S. 322.

⁴⁴ Ebendort, Bd. 2, S. 10 f.

⁴⁵ Ebendort, S. 97 f.

allgemein oder unpersönlich ist und nur Selbstgedachtes in der größten Einfachheit sagt – liegt eine Vornehmheit und Größe, die mich ganz gefangen nimmt. ‚In der That eine königliche Frau‘, schrieb mir Robert von ihr seinerzeit aus Meran, und so ist sie. Ich hatte neulich ein Diner von zwanzig Personen – lauter gelehrte Herren und ungelehrte Frauen. Cosima hatte nach einer halben Stunde alle ganz bezaubert. Mommsen und Dilthey, Virchow, Siemens und der Geograph Dr. Reiß, Alle und Alle waren sie entzückt und was noch mehr sagen will, ebenso die Gattinnen. Alle saßen still und lauschten, nur ein Urgermane fragte mich: ‚wie alt ist denn Frau Wagner, daß sie noch so angenehm ist?‘ ‚Ungefähr so alt als ich,‘ gab ich ihm zur Antwort und er sah mich an und war etwas betroffen. Ich habe ihm aber nichts geschenkt, sondern ihm die darauf gehörige Rede gehalten.“⁴⁶ Großartig ihre Antwort an den ungezogenen „Urgermanen“!

Wohl geht Herneck zu weit, wenn er von Anna schreibt: „Durch ihre Persönlichkeit prägte sie den Stil seiner Lebensführung in den letzten drei Jahrzehnten maßgeblich mit, und sie trug wesentlich dazu bei, daß das Haus Helmholtz zum anziehenden Mittelpunkt einer angeregten geistigen Geselligkeit wurde, obwohl der Forscher selbst, nach innen gewandt und meist in seine Probleme vertieft, alles andere als ein guter Gesellschafter war.“⁴⁷ Aber er geht in der richtigen Richtung zu weit.

Nach dem Tode des Mannes scheint zunächst alles zu Ende. Einer Freundin schreibt Anna: „Meine gerühmte Kraft ist gleich Null – die hatte ich nur, solange ich im sicheren Besitz des grossen Hintergrundes war, der meinem Leben Wert gab und auf dem es sich abspielte. Aber jetzt ohne Mittelpunkt, ohne die Sonne, die Leben, Licht und Segen spendete, ist meine Existenz so wertlos und so gleichgültig, daß ich wie eine entwurzelte Pflanze nutzlos am Wege liege.“⁴⁸ Noch ein Jahr später schreibt sie der Freundin Emilie Zeller über die „Heidelberger Jahre“: „Und wie lebhaft stiegen sie mir vor die Seele, die Zeit und die Menschen! Ihr und Gervinus und alles Drum und Dran – und Alles ist fort und tot, nur wir, Ihr und ich wandeln noch auf dieser Erde herum und wir sind auch nicht mehr beisammen.“⁴⁹

[123] Aber Anna war wahrlich nicht nur die Frau von Helmholtz. Sie war eine Gestalt aus eigener Kraft, ein Teil der Berliner Gesellschaft und eine Weise im Kreis der alten Freunde. Am 2. Januar 1896 berichtet sie der Schwester:

„Auch meine Tage enthalten des Wollens mehr, als des Tuns und nun gar der Jahresanfang! Mit nicht gezogener Bilanz, mit nicht geschriebenen Briefen schließt das alte, beginnt das neue Jahr, geschweige der höheren inneren und äußeren Ziele: der Tätigkeit, der Ruhe, des Nutzens. Mit letzterem ist es noch schlechter gestellt. Aber das Unzulängliche ist eben auf der Fahne des Lebens und es sind noch immer so viele Zwischenfälle, auch in meinem unbewegten Leben. Zu Montag Abend hat sich I. M. die Kaiserin Friedrich angesagt auf acht Uhr und Joachim hat mir versprochen, mit Mendelssohns Quartett zu spielen. Ihre Majestät hat nur die Kinder und Frau Richter* hier zu finden gewünscht; ich habe mir noch Ottmar und Wanda** ausgebeten. Es wird mir etwas schwül beim Anblick meiner Hütte, aber nun A gesagt ist, muß auch B daraus werden. Daß das Zimmer, in welchem außer den Weihnachtsliedern noch kein Ton erschallte, so und in solcher Gegenwart zur Musik geweiht werden soll, ist wehmütig und schön.

Dazwischen fällt die fünfzigjährige Stiftungsfeier von der Physikalischen Gesellschaft, mit einem Rundgang durch das Institut, zu der mich die Herren sehr gütig eingeladen und zu der ich gehen muß und will, wenigstens auf eine Stunde.

Gestern war ein wahres Gratulationstournier bei mir, Kinder und Alte, als Schlußstein der Generaloberst und Befehlshaber in den Marken von Loë, in vollem Schmuck des Schwarzen Adler

⁴⁶ Ebendort, S. 35.

⁴⁷ Fr. Herneck, Abenteuer der Erkenntnis. Berlin 1973, S. 100.

⁴⁸ Lebensbild, Bd. 2, S. 97.

⁴⁹ Ebendort, S. 116.

* Die Witwe des Malers Gustav Richter.

** Bruder und Schwägerin. Der Bruder war ein Diplomat.

Ordens – und des Neujahrsdiners bei den Majestäten – eine schöne sympathische Erscheinung und ein so guter Freund, mit dem sich manche ungewöhnliche Erinnerungen verknüpfen. Dann habe ich in Summa dreizehn hohe Stockwerke erklommen zu Ehren meiner Glückwünsche in der Familie und beschloß meinen Abend im tête-à-tête* mit Freund Bamberger.**⁵⁰

Manchmal überwiegt jetzt sogar die Politik, so schreibt Anna am 7. September des gleichen Jahres der Schwester: „Eben waren beide Delbrücks*** noch spät am Abend bei mir und von Bamberger erhielt ich einen leidenschaftlichen, politischen Erguß. Das wenigstens lernt man am großen Leid, daß man Andere nicht mehr zu verstehen oder zu kritisieren sich gestattet: ein Jeder hat seinen ganz unsichtbaren Kern, aus dem heraus sich Alles entfaltet.“⁵¹

Doch öfter überwiegt die Erinnerung an die alten Freunde – so wenn sie am 19. Januar 1897 der Schwester zuseufzt: „Seit ich Treitschke, Curtius, Gneist, Sybel, Pringsheim, jetzt du Bois-Reymond vermisste, seit Zeller freiwillig fortgegangen ist – seitdem liegt der Geist zu Boden, der uns trug; Kronecker, A. W. von Hofmann, Siemens nenne ich gar nicht. Nur Mommsen und Virchow, sind von den Großen von früher noch da, nebst Hermann Grimm, der aber kritisch und ferne daneben [124] stand.“⁵² Die Elite deutschen wissenschaftlichen Geistes zieht an uns vorüber – unvorstellbar scheint uns eine solche Gemeinschaft bedeutender Gelehrter, und sie alle gefangen von dem Zauber des Helmholtz'schen Hauses ... mit Ausnahme des doch etwas kümmerlichen Sohnes von Wilhelm Grimm.

Aber eisern hält sie durch, auch an ihrem festen Empfangstag. An die Schwester (17. Mai 1898): „Heute ist ‚mon jour‘ [mein Tag] und scheußliches Wetter, wie es nicht schlechter sein kann. Den Holländer Professor Henri du Bois, Prinz Max von Baden und Professor von Renvers† hatte ich hier eine ganze Stunde lang und es war sehr hübsch und sehr interessant, denn Renvers kam von Friedrichshof††, wo er zwei Tage gewesen – wie aus dem Feenlande, sagte er. Die hohen Damen seien alle sehr gnädig gewesen und er ist fêtiert und verwöhnt worden, hat mir Briefe und Grüße der hohen Frau gebracht.“⁵³

Hält sie durch – bis an das Ende. Am 16. November 1898 berichtet sie der Schwester: „Gestern hatte ich mir zu Ehren des Freundes Bülow††† und der anmuthigen Fürstin Marie ein Gelehrten Diner eingeladen mit Mommsen und Dilthey, mit Physik, Physiologie und Chemie, mit Har-nacks dazu und Renvers und ich glaube es war sehr hübsch. Zu essen gab es wenig.“⁵⁴

Bis zum Schluß kamen sie in das verwaiste Haus Helmholtz, auch wenn es „wenig zu essen gab“, Minister und Gesellschaftswissenschaftler, Naturwissenschaftler, Theologen und Künstler – mögen sie auch, wie Mommsen, im neunten Jahrzehnt ihres Lebens stehen.

Welch ein Haus! welch ein Katalysator wissenschaftlichen Verkehrs, welch seltene Mischung von Wissenschaft und Kunst und Politik!

Und welche Rolle spielt die Frau, die keine Wissenschaftlerin, aber wissenschaftlich interessiert, die keine Künstlerin, aber eine begabte und genußverständige Laiin ist, in dem Haus ... sei es Elisabeth Lepsius oder Anna Helmholtz! Auch solche Frauen gehören in eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften! [125]

* Kopf an Kopf; Adverb: tête-à-tête ‚vertraulich, unter vier Augen

** Ludwig Bamberger, der bekannte Politiker, war ein enger Freund des Hauses.

⁵⁰ Ebendort, S. 117 f.

*** Rudolf von Delbrück war ein preußischer Staatsmann.

⁵¹ Ebendort, S. 127.

⁵² Ebendort, S. 131.

† ein sehr bekannter Arzt.

†† wo die Kaiserinwitwe wohnte.

⁵³ Ebendort, S. 160.

††† des späteren Reichskanzlers.

⁵⁴ Ebendort, S. 171.

Kapitel VI: Savigny – glanzvolle Jugend eines reaktionären Gelehrten von einstigem Weltruf

R. Gmür gab in seiner Gedächtnisrede auf den 100 Jahre zuvor verstorbenen Savigny am 1. Dezember 1961 folgenden knappen Lebensabriß:

„Friedrich Carl von Savigny wurde als Sproß einer begüterten Familie aus lothringischem Reichsadel 1779, also 30 Jahre nach Goethe, in Frankfurt geboren. Der Erziehung des früh Verwaisten nahm sich ein naher Freund des Vaters an, von Neurath, der als Assessor am Reichskammergericht in Wetzlar tätig war. Dieser brachte ihm durch persönlichen Unterricht die ersten juristischen Kenntnisse bei. Vom 16. Lebensjahr hinweg studierte Savigny in Göttingen und dann in Marburg, wo er auf Grund einer lateinisch geschriebenen strafrechtlichen Dissertation promovierte und damit gemäß der damals herrschenden mittelalterlichen Tradition das Recht erwarb, Vorlesungen zu halten. Er hat in Marburg zunächst Strafrecht gelesen, wandte sich aber schon nach einem Semester dem in Deutschland geltenden römischen Zivilrecht zu. Als schon berühmter Mann verheiratete er sich 1804 mit Kunigunde Brentano, einer Schwester des Dichters Clemens Brentano. Der überaus glücklichen Ehe entsprossen 4 Söhne und 1 Tochter. Nach einer Unterbrechung seiner Lehrtätigkeit durch längere Forschungsreisen wirkte er 1806-08 wieder als Professor für römisches Recht in Marburg und 1808-10 im bayerischen Landshut. 1810 folgte er – vornehmlich aus patriotischen Gründen – einem Ruf an die damals gegründete Universität Berlin und stand ihr im Befreiungsjahr 1812/13 als Rektor vor. Während mehr als drei Jahrzehnten übte er daselbst eine unvergleichlich erfolgreiche Lehrtätigkeit aus. 1817 wurde er überdies in den Staatsrat berufen, ein neu geschaffenes, hervorragendes Staatsorgan von herrenhausähnlichem Charakter, das Gesetze vorzubereiten und auszuarbeiten hatte; und 1826 trat er auch in die damals gebildete Gesetzgebungs-Revisionskommission ein. Auf Bitte seines Bewunderers und Gönners Friedrich Wilhelm IV. vertauschte Savigny 1842 seine Professur mit der Stellung eines ‚Ministers für die Gesetzrevision‘. Im Oktober 1847 wurde er außerdem zum Präsidenten des Staatsrats ernannt und wenige Tage darauf sogar zu dem des Staatsministeriums, also gewissermaßen zum Kanzler. Doch wurde er kaum ein halbes Jahr später, am 20. März 1848, infolge der ausbrechenden Revolution zum Rücktritt von allen Ämtern gezwungen. Er lebte fortan zurückgezogen und starb am 25. Oktober 1861 im Alter von 82 Jahren in Berlin.“¹

[126] Marx hat sich mehrmals mit Savigny und seiner Schule auseinandergesetzt – zuerst am 9. August 1842 in der „Rheinischen Zeitung“, ohne ihn, aus Censurgründen, direkt beim Namen zu nennen.² Zuletzt wohl am 4. August 1848, als er ihn sehr deutlich beim Namen nannte und von „den Herren Bodelschwingh, Savigny und Konsorten“ sprach.³

Natürlich kämpft Marx gegen den alten reaktionären Savigny, der am 28. Februar 1842 zum Wirklichen Geheimen Staats- und Justizminister und Leiter des Department der Gesetzesrevision ernannt worden war. Doch kämpft er auch gegen den Begründer einer Rechtsschule, die einen konservativen Weg ging.

Hören wir nun ein ganz anderes Urteil – nicht aus einer ausgesprochen reaktionären politischen Tagesschrift, sondern aus Ernst Landsbergs Beitrag über Savigny in der Allgemeinen Deutschen Biographie:

¹ R. Gmür, Savigny und die Entwicklung der Rechtswissenschaft, Münster 1962, S. 7 f.

² Marx/Engels, Werke, Bd. 1, Berlin 1956, S. 84. – Die MEGA, Erste Abteilung, Bd. 1, Apparat, Berlin 1975, S. 1020, bemerkt nur, daß Marx auf Savigny anspielt, „dessen Namen er offensichtlich nicht nennen wollte“. Aber warum nicht? Warum richtet sich sein ganzes Feuer gegen den 78jährigen längst aus praktischem Einfluß ausgeschiedenen Gustav Hugo und nicht auf den weltberühmten Savigny? doch offenbar, weil die Zensur einen direkten Angriff auf den Minister Savigny nicht zugelassen hätte. Marx mußte also, um ihn zu treffen, den alten Hugo angreifen und konnte Savigny nur durch eine Anspielung auf den Titel einer seiner Schriften streifen.

³ Ebendort, Bd. 5, Berlin 1959, S. 300.

„Nicht Romantiker, sondern Klassiker ist Savigny nach Bildung, Gesinnung, Empfindung, Schreibart und Denkart. So sehr Klassiker, daß man kaum seiner gedenken kann, ohne ihn, wie vielfach geschehen, mit Goethe zu vergleichen. Eine Reihe äußerer Umstände haben den Vergleich nahegelegt; beide Männer sind in Frankfurt a. M. geboren, aus bester Familie abstammend; beide sind während ihres ganzen Lebens, durch reiche Glücksgüter vor allen Sorgen der materiellen Existenz geschützt, in der Lage gewesen, sich frei, wie der Geist sie trieb, bewegen zu können, auch haben sie beide hohe Staatsämter eingenommen und diesem Umstande in ihrer ganzen Haltung bemerkbar Rechnung getragen; zuletzt haben beide ihr Leben bis zum höchsten Greisenalter fortführen, so ihre Geistesgaben allseitig voll entwickeln und der Welt ein abgeschlossenes Bild organischen Blühens und Verblühens hinterlassen können. Unterstützt wird die Ähnlichkeit durch manche kleine Charakterzüge: wie Goethe so hat Savigny Beruhigung allen Leidens, welches ihm das Leben brachte, in produktiver Tätigkeit gefunden; wie Goethe so ist es Savigny widerfahren, trotz reinster Anschauungen wegen seiner Lebensweisheit für einen Fürstendiener gehalten zu werden; wie Goethe war Savigny innerlich alles eher, als Tagespolitiker, so daß seine Äußerung über die Muße, deren er sich gerade in politisch erregtester Zeit zu literarischen Arbeiten erfreute, mit ähnlichen Worten Goethes fast zusammenfällt. Die Verwandtschaft der beiden Männer reicht aber noch tiefer, bis in die Elemente der Charaktere; die Betonung und Vollendung der Form; die ‚olympische‘ Klarheit und Sicherheit der Anschauungen; die Verachtung alles Kleinlichen und Banausischen; der feste Entschluß, in jedem Ding die höchsten und idealsten Gesichtspunkte aufzusuchen, getragen von der Einsicht, auf [127] diese Weise auch praktisch am besten zu wirken; für das spätere Lebensalter eine gewisse Kristallisation der Ansichten unter bisweilen etwas spröder Zurückweisung jüngerer Strömungen; daneben aber doch und vor allem die innerlich stets gewährte, nicht im Flammenspiel aufflackernde, sondern starke und warme und gleichmäßig brennende Liebe für den Gegenstand, alle diese Wesensbestimmtheiten Goethes kehren bei Savigny wieder.

Und so sind wir denn wohl berechtigt, obschon wir die bedeutsamen – weit über das etwa bloß durch die Verschiedenheit des Gebietes der Geistesbetätigung Bedingte hinausreichenden – Unterschiede keineswegs verkennen dürfen, für die abschließende Würdigung der allgemeinen Bedeutung Savignys von Goethe auszugehen. Was uns dieser in Poesie und Literatur, das ist jener auf dem bescheideneren Gebiete der Rechtswissenschaft gewesen; wie alle Völker der gebildeten Welt Goethe verehren, so hat überallhin – Goethe selbst bezeugt es in einem bekannten Wort – den Ruf deutscher Rechtsgelehrsamkeit Savigny getragen; wie Goethe hinausragt über Nation und Zeit, und, ein Gut der ganzen Menschheit, sich den alten Klassikern anreihet, so ist Savigny eine Zierde nicht bloß der deutschen, sondern aller Jurisprudenz, der Klassiker unserer bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit in unmittelbarem Anschlusse an die Klassiker der römischen Zivilistik“.⁴

Ein völliger Blödsinn, der in die ADB hereingerutscht ist? Wenn, dann zumindest ein in gewisser Weise auch von anderen mitgemachter, denn auch der große Romanist Rudolf von Jhering, der damals keineswegs zur Savigny-Schule gehörte, wie auch der Staatsrechtslehrer F. W. Röstell waren eine Generation zuvor, unter dem unmittelbaren Eindruck des Todes von Savigny, auf die Idee gekommen, ihn mit Goethe zu vergleichen.

Wo Weihrauch ist, muß auch Feuer sein? Nicht immer! aber in diesem Fall glüht ein kleines Feuer, hell aufleuchtend in der Jugend Savignys, und stets schwach glimmend im persönlichen Charakter wie im wissenschaftlichen Eifer, der den neunundsechzigjährigen am Tage nach seiner Entlassung als Minister an seinem „System des heutigen römischen Rechts“ zu arbeiten treibt.

Mit der glanzvollen Jugend dieses Mannes, des neben J. P. Anselm von Feuerbach größten Rechtsgelehrten, den die deutsche Bourgeoisie – nicht das deutsche Bürgertum, denn da wären Pufendorf und Thomasius zu nennen – hervorgebracht, des einzigen, der Welteinfluß im 19. und 20. Jahrhundert gehabt hat, wollen wir uns im folgenden beschäftigen.

⁴ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 30, Leipzig 1890, S. 450 f.

Seine Jugend gehört tatsächlich zu den glanzvollsten eines bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlers. Wenn Gmür in der oben zitierten Kurzbiographie sagt, daß Savigny „als schon berühmter Mann“ sich 1804, als er 25 Jahre alt war, mit Kunigunde Brentano verheiratete, dann hat er wahrlich recht, denn sein 1803 erschienenes Buch „Das Recht des Besitzes“, zu dem er in der zweiten Hälfte 1802 fünf Monate hindurch Spezialstudien betrieb und das er dann in sechs Wochen niederschrieb, hatte ihn in der Tat nicht nur in Deutschland berühmt, sondern auch über seine Grenzen bekannt gemacht. Wenn wir die Jugend ein wenig ausdehnen, bis [128] 1814/15, dann können wir noch seine Tätigkeit seit 1810 in Berlin und seine wohl berühmteste Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ in unsere Betrachtung mit einschließen.

1. Student und Lehrer – eine Charakterstudie

Christian Karl Ludwig von Savigny, der Vater, war eine Mischung von Diplomat und Syndikus bei zahlreichen Fürsten, Landgrafen, kleinen und etwas größeren Territorialherren gewesen, mehr aus Neigung, kein treuer Diener seiner Herren, denn selbst reich begütert, mit einer „glücklichen Hand“ in seiner Tätigkeit und gern in Anspruch genommen, stand er ihnen vielmehr zur Seite.

Stoll, der Biograph seines Sohnes, bemerkt:

„Wenn später zwar Friedrich Karl auch mit dem Goethe-Kreis, besonders der ‚Frau Rat‘ sich befreundete, so standen doch seine Eltern diesem und anderen literarischen Persönlichkeiten schon wegen ihrer anderen Richtung fern; doch hatten sie mit Goethe gemeinsame Freunde, wie die Hofdame der Herzogin Karoline von Zweibrücken, Fräulein von Roussillon, von Goethe als ‚Urania‘ bezeichnet, und die Hofdame Fräulein Luise Ziegler in Homburg, die ‚Lila‘ von ihm genannt wird und ihn lebhaft angezogen zu haben scheint.

Nur in ihrem Familienleben wurden Savigny und seine vortreffliche, in 24jähriger Ehe ihm innig verbundene Frau von fast beispiellosem Unglück verfolgt; mit 12 Kindern war das Paar gesegnet; aber 9 starben schon in den ersten Lebensjahren hinweg; von den 3 letzten wurden eine Tochter († 1783) nur 12 und sein älterer Sohn Ernst Ludwig nur 13 Jahre alt; er starb 1790, ein Jahr vor seinem Vater.“⁵

Typisch für den Vater, daß seine „Verbindungen“ zu Goethe in gemeinsamen Bekanntschaften zu den Hofdamen bestanden.

Der frühe Tod von 11 Geschwistern oder fast umgekehrt, das Überleben als einziger kann nicht ohne Rückwirkung auf den jungen Savigny geblieben sein.

Dazu kommt der für ihn so frühe Tod der Eltern – mit 13 Jahren ist er Vollwaise.

Aber eines hat er bestimmt aus dem Elternhause mitbekommen: „Die Lebensführung seiner Eltern war trotz ihres bedeutenden Vermögens einfach und sparsam; doch übten beide die größte Wohltätigkeit durch stille Unterstützung vieler (noch bekannter) Familien. ‚Ich schwöre Ihnen, theuerster Freund‘, schrieb eine Tante Friedrich Karls an diesen, ‚daß nie ein Haus wie Ihr elterliches in der preiswürdigen Art mir vorgekommen ist, das mit solcher Würde und Weisheit, mit Anstand und Herablassung, wohlthätig ohne Prunk, gastfrei ohne Verschwendung, reich und wohlthätig gegen Freunde und Fremde, regiert worden ist!“⁶

Drei Jahre hindurch nahm ihn der Vormund Johann A. C. von Neurath, der am Reichskammergericht in Wetzlar tätig war und dort auch lebte, zu sich, bis der junge Savigny auf die Universität Marburg ging, um dort Jura zu studieren.

⁵ A. Stoll, Der junge Savigny, Berlin 1927, S. 21 f. – künftig als: Stoll zitiert.

⁶ Ebendort, S. 25.

[129] Nur ein Semester verbrachte er in Göttingen, ohne großen Eindruck außer von dem Historiker L. T. v. Spittler, sonst verblieb er in Marburg – wo sein Studium allerdings durch Krankheit unterbrochen war.

In Marburg hatte er das Glück, einen Lehrer zu finden, dem er sich begeistert anschließen konnte, und der zugleich erkannte, was für einen großartigen Schüler er hatte: Philipp Friedrich Weis, noch nicht 30 Jahre alt, als Savigny bei ihm zu studieren begann.

Weis lehrte vor allem Römisches Recht (in manchen der folgenden Zitate von verschiedenen Autoren als R. R. abgekürzt). Wolf bemerkt über ihn: „Weis war ein später Vertreter der damals schon stark im Rückgang begriffenen ‚eleganten Jurisprudenz‘. Diese wissenschaftliche Haltung wollte in bewußter Abwehr vom rationalistischen Naturrecht die Traditionen der französischen Klassiker quellenreiner Systematik pflegen, in einer Form, die der holländische Humanismus ihr aufgeprägt hatte. Doch war Weis über diese ein wenig esoterischen Bestrebungen hinaus ein ausgezeichneter Lehrer und vielseitig gebildeter feinsinniger Geschichtsfreund. Er begeisterte seine Schüler für geschichtliche Betrachtungsweise der Rechtsquellen. Dabei ging es ihm weniger um die Rechtsordnung selbst, als um die Erkenntnis der Entwicklung der Rechtswissenschaft. Als ein Begründer historischer Denkweise in der Jurisprudenz darf er trotzdem nicht in Anspruch genommen werden. Cramer hatte damals schon mit der Quellenkritik, Haubold mit der älteren Rechtsgeschichte, Hugo mit der Methodenkritik begonnen.“⁷

Weis war ein ausgezeichneter Lehrer und eine offenbar überaus anziehende Persönlichkeit mit der glücklichen Gabe, wertvolle Menschen um sich zu scharen. Schon im ersten Semester bezeugt er von Savigny: „Er hat so viele Beweise seiner ausgezeichneten Talente, scharfen Beurteilungskraft und gründlichen Kenntnisse im R. R. gegeben, daß ich ihn für den vorzüglichsten unter allen meinen Zuhörern während meines akademischen Lehramts zu erklären kein Bedenken trage.“⁸

Unter Savignys Mitstudenten ist außer dem Freunde seiner Kindheit und Sohn seines Vormunds Constantin v. Neurath keiner, der ihm besonders nahe stand oder später interessant wurde.

Jedoch fand er enge Freunde unter jungen Gelehrten, insbesondere den Vettern Leonhard und Georg Friedrich Creuzer, die ihm durch ihr ganzes Leben verbunden sein werden. „Aus dürftigen Verhältnissen hatten sich die beiden Vettern wieder zum Studium durchgedrungen, und der ältere, Leonhard, 1768 geb., hatte in Marburg Theologie und Philosophie, der jüngere, Georg Friedrich, 1771 geboren, ebenda ursprünglich ebenfalls diese beiden Fächer studiert; er hatte auch einigemal gepredigt, auch bei Jung-Stilling gehört, war aber zuletzt zur Philologie und Literaturgeschichte übergegangen, wozu namentlich Reinhold, Schütz und Schiller in Jena ihn angeregt hatten. Ein Jahr lang nämlich, von Herbst 1790 ab, hatten sie auch die Hochschule zu Jena besucht, wo sie, wie erwähnt, auch zu den Füßen Schillers saßen und mit Hardenberg-Novalis verkehrten.“⁹ Bedenkt man, daß Georg Friedrich [130] Creuzer später als „der Romantiker unter den Philologen“ gilt, dann findet hier wohl Savignys erste lebendige, persönliche Begegnung mit der Romantik statt, wenn auch mit der „älteren“ Romantik, die damals ihr Zentrum in Jena hatte.

Welchen Eindruck der achtzehnjährige Student auf den acht Jahre älteren Georg Friedrich Creuzer machte, geht aus einem etwas späteren Brief des letzteren an Savigny hervor: „Man legt mir eine rege Kraft bei. Allein nach meiner innigsten Überzeugung bedarf sie einen gewissen vermittelnden Beistand, einen Vereinigungs- und Strebepunkt, wodurch sie erst Bedeutung und Heilung erhält. Jenen Punkt habe ich hauptsächlich zuerst in Ihrem Umgang gefunden. Es ist dies nicht eine idealistische Abstraktion, sondern die wirkliche Erfahrung von 7 Monaten, die ich ihn fast täglich genoß.“¹⁰

⁷ E. Wolf, Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte, Tübingen 1944, S. 443 f.

⁸ Zitiert bei Stoll, S. 33.

⁹ Ebendort, S. 35.

¹⁰ Ebendort, S. 36.

Der noch nicht zwanzigjährige Savigny als „vermittelnder Beistand, Vereinigungs- und Strebe- punkt“! Wer ihm auch in den folgenden Jahren begegnet, wird tief beeindruckt sein von seiner inneren Ruhe und Sicherheit, die manchen zwar als „Marmorkühle“ erscheint, die aber niemals nur auf sich selbst gerichtet ist, sondern stets auf seinen Umkreis ausstrahlt, beruhigend oder aktiv helfend. Clemens Brentano, der so ruhelose und hemmungslose Romantiker, der sich ihm eng anschloß, ja oft bei ihm wohnte, schrieb an seine Schwester Bettina: „Ich freue mich sehr auf Savigny, da ich nun wieder Proviand auf die langen Winterabende habe ihm zu erzählen. Wenn er auch wenig oder gar nicht antwortet, so hört er doch mit einem Interesse zu, das entschuldigt für die Antwort, die er einem schuldig bleibt“. Und Savigny im Kreise der zahlreichen, stets an- und aufgeregten Brentanos schildert Bettina: „Savigny war über die Maßen freundlich und schloß alle Schleusen seines Paradieses auf, und schien dennoch so einsam unter uns allen, als wären wir wie eine Horde Räuber bei ihm eingefallen.“¹¹

Jacob Grimm spricht in Erinnerung an ihre Jugend zum 50jährigen Doktorjubiläum Savignys von des jungen Savigny „freundlicher Zuredede, handbietender Hilfe, feinem Anstand, heiterem Scherz, freier ungehinderter Persönlichkeit“, während sein Bruder Wilhelm in seiner Jugend einem Freunde von Savigny schreibt: „Er ist der einzige Mann, den ich in dem Grad verehere, mein Zutrauen zu ihm ist grenzenlos, ich würde ohne Bedenken mein ganzes Leben in seine Hände legen.“¹²

Friedrich Creuzer, der Romantiker, sieht ihn in einer Zeit, in der eine gewisse Verstimmung zwischen ihnen herrschte, so: „Soll ich seinen inneren Menschen darstellen, so sehe ich ein Dürersches Bild, d. h. ich sehe die höchste Richtigkeit der Zeichnung, aber ich vermissе jenes italienische Colorit, wodurch ich erst die frische Fülle des Lebens erkenne. Er ist eine dorische Säule, richtig im Maß und stark, um einen Tempel tragen zu helfen, aber entkleidet von der jonischen Zierde. Er ist eine Hermesnatur, d. h. scharfsinnig, besonnen, gewandt, erfindsam – aber ohne die begeisterte und begeisternde Seligkeit, welche, das Leben verschönernd, dennoch den Tod liebet. Er ist zurückhaltend wie im Wort so in den Gütern dieses Lebens. [131] Ihm fehlt die Gabe zu verschwenden. Ehemals grenzte es an Kargheit, und erweckte bei Leuten, die ihn nicht genauer kannten, Mißtrauen. Doch letzteres hat sich etwas gemildert. Für das scharfe helle Denken hat er wunderbaren Sinn und Talent. Dies erstreckt sich sogar auf sein Scherzen. Er liebt keine Scherze mehr als die, welche nur auf einem logischen Schein beruhen und durch logischen Widerspruch zum Lachen reizen. Ich könnte Ihnen viele Beispiele geben. Ich behaupte auch, daß ihn einige Elemente der Kunst, Philosophie und Poesie gar nicht berühren. Aber er bleibt dennoch ein großer Mensch.“¹³

Sieht Creuzer ihn nicht zu kalt, zu marmorn – selbst zu sehr als Romantiker? Den ihm und seinem Vetter stets so warm zugetanenen Savigny, der beiden von seinem Gut Trages, wohin er sich kurz zurückgezogen, am 4. März 1799 schreibt: „Ich ging – und kam; jetzt lebe ich in einsamer Ruhe. Aber diese Ruhe taugt mir nicht, und noch weniger diese Einsamkeit; ich halte nicht lange darin aus. Bis dahin umschwebe mich freundlich und ernst die Erinnerung zu Euch, Ihr Lieben!“¹⁴ Wie herzlich sind doch diese Zeilen!

Und daß er Savigny „zurückhaltend in den Gütern dieses Lebens“ nennt, ist umso unverständlicher, wenn man folgendes bedenkt: „Fr. Creuzer, der bis zu seinem 33. Lebensjahr eine auskömmliche Stellung in Marburg nicht erhielt und sein geringes Erbe verbraucht hatte, lebte zur Zeit, als Savigny sich so innig mit ihm befreundete, in dürftigen Verhältnissen, und so hat er von dem sehr wohlhabenden Freunde etwa 2 Jahre lang, wie er selbst an Caroline schreibt, durch eine Art Pension eine Unterstützung erfahren, „durchaus aus dessen freier Erbietung.

¹¹ Ebendort, S. 176 und 179.

¹² Ebendort, S. 173 f.

¹³ Ebendort, S. 53.

¹⁴ Ebendort, S. 75.

Ohne diese Pension hätte ich nicht fortstudieren können (aber auch nicht heiraten, siehe, so wunderbar ist mein Geschick verwebt !).“¹⁵

Was er aber über den „logischen Scherz“ schreibt, wird richtig sein. In gleichem Sinne bemerkt Clemens Brentano einmal an seine Schwester Gunda, Achim von Arnim und Savigny vergleichend: „Er tut alles durch Kritik, diese ist das Talent seines Anschauens und seine Liebe ist Gerechtigkeit ... Wenn mein Haus brennt, so wird Arnim zu mir ins Feuer springen und mich und mein Geliebtes kräftig heraustragen oder mit mir verbrennen, Savigny wird in aller Ruhe und Bequemlichkeit vier Wochen vorher eine Feuerspritze erfunden haben und löschen. Arnim rettet mich, Savigny löscht das Feuer. Arnim liebe ich und gebe ich mein Leben, Savigny danke ich und gebe ihm meine Dienste.“¹⁶

Ich glaube, man kann Erik Wolf voll zustimmen, wenn dieser schreibt: „Schon der junge Savigny besaß die ihn später vor Vielen auszeichnende stille, geduldige, allem Gewaltsamen und Abrupten fremde Gelassenheit, die sich in vornehmer Gesinnung und schlichter Lebensführung zeigt: eine erstaunliche Neigung und einen zähen unbeugsamen Sinn für rechtes Maß. Bettina von Arnim, der beides fehlte, [132] schrieb einmal vom jungen Savigny: sie glaube nicht, daß es einen Menschen mit edlerem Verhältnismaß gebe.“¹⁷

Am 31. Oktober 1800 promoviert Savigny und wird daraufhin Universitätslehrer in Marburg. Er war ein begeisterter Wissenschaftler und auch ein großartiger Lehrer der Wissenschaft.

Kantorowicz bemerkt, daß er wahrscheinlich das erste Mitglied der damals herrschenden Klasse, des feudalen Uradels war, das eine akademische Karriere einschlug und so „die soziale Position und den Einfluß des deutschen Professors wesentlich hob“.¹⁸ Wieacker schreibt dazu:

„Sehr aufschlußreich hat man neuerdings auf die ständische Einordnung Savignys hingewiesen. Herkunft und Besitzverhältnisse dieses Abkömmlings aus lothringischem Reichsadel in westdeutschen Dynastendiensten stehen von der üblichen Umwelt auch des damaligen Professorenstandes weit ab. Immer wieder wird Erstaunen hörbar, daß dieser junge Edelmann wirklich Professor werden will, anstatt in höhere Staatsdienste zu treten oder etwa seinen Grundbesitz zu verwalten. In der Tat bleibt sein Verhältnis zum Lehramt eigentümlich. Lehrstühle werden nicht sowohl erbeten als vielmehr, man ist versucht zu sagen, auf Abruf in Anspruch genommen; mögliche Beschränkung der Amtspflichten, weite Studienreisen und Bewirtschaftung der heimischen Güter notfalls auch während des Semesters erscheinen natürlich. Die späteren preußischen Stellungen: Mitglied, endlich Präsident des Staatsrates, Minister, entsprechen diesem ständischen Ort. Nicht überhört sein will auch das natürliche Standes- und Besitzbewußtsein, auch die wirtschaftliche Einstellung des Grundherrn.

Daß gerade diese Herkunft Savigny auch äußerlich zum Hochschulpolitiker und Organisator ersten Ranges ermächtigte, hat wiederum richtig Thieme gesehen. Es ist schon ein erstaunliches Schauspiel, den 24jährigen als einen der ersten Vertrauensleute der badischen Regierung bei der Reorganisation von Heidelberg wiederzufinden. Die romanistischen Berufungen lagen jahrzehntelang vor allem in seiner Hand, und es wäre uns in den Briefen fast zuviel davon die Rede, wenn nicht gerade die soziale Überlegenheit und ein unbestechliches Ranggefühl dem Spiel sachliche Berechtigung gäben. Zudem: diese Aktivität geht wirklich aus einer geistigen Leidenschaft zur Idee der Universität hervor, von der schon der Dritte Teil der Methodenlehre ebenso zeugt wie die Schrift über ‚Wesen und Wert der deutschen Universitäten‘ (1832), ja wie

¹⁵ Ebendort, S. 55.

¹⁶ E. Wohlhaupter, Dichterjuristen, Tübingen 1953, S. 35.

¹⁷ E. Wolf, a. a. O., S. 440 f.

¹⁸ The Encyclopaedia of the Social Sciences, Vol. 13, New York 1934, S. 546.

eigentlich der gesamte Briefwechsel eines halben Jahrhunderts. Savigny hat sich immer mehr als Akademiker denn als Glied der Juristenzunft gefühlt.“¹⁹

Großartig schildert Savigny in einem Brief an Crabb Robinson die Art, wie ein Lehrer wirken soll (9. Januar 1803): „Die einzige Art und Weise aber, in welcher Wir etwas zu unserm Eigenthum zu machen vermögen, ist die, daß wir es vollkommen ausführen. Deshalb besteht die ganze Kunst eines Lehrenden darin, die productive Energie des Schülers methodisch zu beleben und ihn die Wissenschaft selbst [133] ausfinden zu lassen. Ich bin daher überzeugt, daß dies eine nothwendige Methode, und daß sie folglich möglich ist. Unsere Vorlesungen, wie sie gegenwärtig gehalten werden, haben wenig Ähnlichkeit damit; selbst in der äußeren Form erfordert fast alles eine Änderung. Ich sehe klar die Möglichkeit, einen großen Theil dieses Plans auszuführen – die größte Schwierigkeit ist ohne Zweifel die, die Philosophie in dieser Weise zu lehren, obgleich man muthmaßen darf, daß dies die Methode der Alten gewesen sei. Nichts kann entgegengesetzter sein, als die sich breit ergehende Weise, in welcher Schelling seine Ideen unreifen Verstandeskräften aufzwingt, und jene Methode, gemäß welcher es dem Lehrer zum höchsten Ruhme gereichen muß, wenn die Schüler – mit der größten Liebe und Verehrung für ihn – dessenungeachtet zu ihm, dem wissenschaftlichen Individuum, in keiner näheren Beziehung stehen, als zu irgend jemand sonst. Die Art des Vortrages sollte im höchsten Grade ungezwungen sein: lehrend, sprechend, fragend, im gegenseitigen Gespräch, wie es eben der Gegenstand erfordern mag. Bei solchem Verfahren kann keine Berechnung stattfinden. Die größte Schwierigkeit würde darin bestehen, eine Anzahl von Lehrenden zu finden, die es sich aneigneten. Doch nichts ist unmöglich. – Sie sehen, daß diese ganze Idee andererseits durch die Forderung ausgedrückt werden könnte: die freie Thätigkeit des Geistes solle möglich gemacht werden durch die vollkommene Bemeisterung des ganzen Umfangs des Gegenstandes. Und von diesem Punkt aus betrachtet, steht sie in sehr entschiedener Verbindung mit der Methode des vortrefflichen und enthusiastischen Pestalozzi.“²⁰

Mit Recht verweist Savigny in seinen Ausführungen auf „die Alten“, auf Sokrates, Plato und die anderen Lehrer Griechenlands. Und mit dem gleichen Recht habe ich im zweiten Band dieses Werkes gerade diesen Aspekt der Akademie Platos etwas ausführlicher behandelt, denn auch mir scheint das noch heute die beste Form des Lehrens an Universitäten. Es gilt auch heute, genau wie es Savigny gefordert hat, „die produktive Energie des Schülers methodisch zu beleben“ und „die Art des Vortrages sollte im höchsten Grade ungezwungen sein: lehrend, sprechend, fragend, im gegenseitigen Gespräch, wie es eben der Gegenstand erfordern mag“. Und auch heute besteht bei uns die Schwierigkeit, „eine Anzahl von Lehrenden zu finden“, die so mit den Studenten zu arbeiten verstehen.

Und wie glänzend verstand es der junge Savigny, so zu lehren! Beide Brüder Grimm bestätigen es: „Ich kenne keinen Vortrag“, hat Jacob Grimm noch 1831 gesagt, „der auf mich einen tieferen Eindruck gemacht hat, als die Vorlesungen Savignys. Mich dünkt, was seine Zuhörer so sehr anzog, war die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Vortrags mit so viel Ruhe und Mäßigung vereint ... Seine stets klaren Worte, die Wärme seiner Überzeugung und dabei eine Art von Zurückhaltung und Mäßigung im Ausdruck brachten eine Wirkung hervor, die sonst nur der Erfolg der mächtigsten Beredsamkeit ist“.

Und Wilhelm rühmt die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige seiner Vortragsweise.“²¹

[134] Als er 1810 Landshut verläßt, um nach Berlin zu gehen, schreibt Bettina, den Lehrer vor den Wissenschaftler stellend: „Savigny mag so gelehrt sein wie er will, so übertrifft seine

¹⁹ Fr. Wieacker, Gründer und Bewahrer, Göttingen 1959, S. 119 f.

²⁰ Stoll, S. 217 f.

²¹ Zitiert bei Stoll, S. 172 f.

kindliche Freundesnatur dennoch seine glänzendsten Eigenschaften, alle Studenten umschwärmten ihn, es ist keiner, der nicht die Überzeugung hätte, auch außer dem großen Lehrer noch seinen Wohlthäter zu verlieren; so haben auch die meisten Professoren ihn lieb, besonders die Theologen. Man sieht sich hier täglich und zwar mehr wie einmal, abends begleitet der Wirt vom Hause leichtlich seine Gäste mit angezündetem Wachsstock einen jeden bis zu seiner Hausthür, gar oft hab' ich die Runde mitgemacht' (Bettine an Goethe, 31. März 1810).²² Zur gleichen Zeit hatte sie an den Freund Max von Freyberg geschrieben: „Nun kann ich Dir auch nicht genug beschreiben, wie groß Savignys Talent ist, mit jungen Leuten umzugehen; zuvörderst fühlt er eine wahre Begeisterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe, die er ihnen macht: wenn sie gut behandelt wird, so macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich sein Innerstes mit jedem teilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geschick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihnen den Weg. Man kann von ihm wohl in dieser Hinsicht sagen, daß die Unschuld seiner Jugend auch der Geleitsengel seiner jetzigen Zeit ist, und das ist eigentlich sein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den schönsten Kräften seines Geistes und seiner Seele dient. Ja, das ist wahrhaft liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nicht allein Größe bestätigen? Diese naive Güte, mit der er sich allen gleichsteht bei seiner ästhetischen Gelahrtheit, macht ihn doppelt groß“.²³

Doch mag auch Bettina den Lehrer vor den Wissenschaftler stellen – vielleicht mit Recht unter den damaligen Universitätszuständen –, für uns geht hier der Wissenschaftler vor, nicht in erster Linie wegen seiner Leistungen, sondern wegen seiner Haltung.

Wie alle bedeutenden Wissenschaftler war Savigny unerhört fleißig und voller Arbeitsdisziplin. Es gibt einen schönen Brief Bettinas an die Günderröde, in dem sie das wunderbare Miteinander eines gütigen und gutmütigen Freundes und eines wild wissenschaftlich Arbeitenden schildert: „Du fragst nach Savigny. Der ist eben wie immer. Die höchste Güte leuchtet aus ihm, die höchste Großmut, die größte Nachsicht, die reinste Absicht in allem, das edelste Vertrauen zu dem Willen und Respekt vor der individuellen Natur. Nein, ich glaub nicht, daß es ein edleres Verhältnismaß gibt ... Der Clemens klagt zwar und meint, er habe immer keine Antwort von ihm erhalten auf all sein Vertrauen und habe sich immer zurückgestoßen gefühlt – und der Savigny ließe gleichsam das Tretrad der Studiermaschine solange aus Höflichkeit stehen, bis einer ausgeredet habe; er habe sich oft geärgert, daß wenn er zu ihm ins Zimmer kam, um ihm was warm mitzuteilen, so habe er keine Antwort, nur Gehör erlangt, und kaum sei er draus gewesen' so rumpelte die Studiermaschine wieder im alten Gleis. – Da hat aber der Clemens unrecht. Erstens ist Savignys Anteil am Leben außer seiner wissenschaftlichen Sphäre nur ein geliehener, und vielleicht bloß gutmütig; und dann ist es ein Irrtum vom Clemens, der meint, [135] er müsse ihm Mitteilungen machen, da er sie ihm nicht honoriert, oder sich ihm mitteilen, will, wo Savigny einer anderen Ansicht über ihn zugetan ist.“²⁴ Wie klug urteilt hier die sonst dem Clemens in vielem ähnliche Bettina.

Ebenso groß wie sein Arbeitseifer ist seine Sucht, möglichst alles, was für die Behandlung des Problems notwendig ist, zu lesen. Und wenn sich das Material nicht am Ort seines täglichen Lebens befindet, dann begibt er sich zum Buch oder Dokument. Jahrelang reist er nach Beendigung des Studiums, um in Bibliotheken und Archiven die Quellen zu studieren.

Sein Leben als Wissenschaftler hat er früh geplant. So groß erscheinen seinen Freunden die Pläne, daß sie besorgt sind, Lehrtätigkeit könnte sie stören. Ganz aufgeregt schreibt am 19. März 1799 sein Jugendfreund W. v. Leonhardi an Leonard Creuzer:

²² Zitiert bei Stoll, S. 345.

²³ Zitiert bei Wohlhaupter, a. a. O., S. 63 f.

²⁴ B. v. Armin, Die Günderröde. Leipzig 1925, S. 527 f.

„Ich komme eben von Freund Savigny und setze mich gleich nieder, an Sie zu schreiben, Sie zu bitten, mich in diesem wichtigen Geschäfte zu unterstützen; – ich bin schon zum voraus von der Gewährung meiner Bitte überzeugt, denn Sie sind Savignys und mein Freund.

Weis erregte dem Savigny den Gedanken: Professor zu werden; leider faßte der Samen schon Wurzel und schießt in Halme auf, – daß er keine Frucht trage, oder diese wenigstens nicht reife, dafür müssen wir sorgen.

Savigny ist sehr von seiner Idee eingenommen, und hörte nur pro, nie contra; Einwürfe von Ihnen und Ihrem lieben Vetter sind das einzige, was ihn noch davon abbringen kann.

Sein Plan, ein Reformator der Jurisprudenz, ein Kant in der Rechtsgelehrsamkeit zu werden, ist groß – ist des Schweißes der Edlen wert – erfordert aber nicht nur einige Jahre, sondern eine ganze Lebenszeit, – und diesem Plan will und soll er hauptsächlich leben!

Während dem Theoret (so!) [theoretischen Suchen?] suchen praktischer Lehrer zu sein, ist reizend; erfordert aber doppelte Kraft, erfordert keinen siechen, schon halb zerrütteten Körper.

Ich bitte Sie nun um Alles, was Ihnen, was mir heilig ist, um unserer Freundschaft willen, arbeiten Sie mit mir und Ihrem Vetter gegen Savignys erhabene, aber für ihn gewiß unausführbare Idee; seine metaphysische Rechtsbegründung ist zu wichtig, als daß dieser Ausführung nicht alles andere mögliche aufgeopfert werden müßte.

Meine Meinung ist, daß ,er sich entweder anstellen lasse, als Richter, oder privatisiere, und nur seinem Hauptplane lebe‘.

Lassen Sie den Savigny nie wissen, daß ich Ihnen hierüber schrieb, – ehe Sie ihn besuchen, wünschte ich Sie zu sprechen, kommen Sie zuerst zu uns, ich bitte Sie herzlich darum; es ist sehr möglich, daß ich dann mit Ihnen zu ihm reise.“²⁵

Oft klagen die nächsten Freunde und Verwandten, daß er sich in ihrer Gegenwart in sich zurückziehe, daß er sich ihrer Gesellschaft entziehe, um nachzudenken, zu lesen oder zu schreiben. Auch in seiner Ministerzeit hat er stets wissenschaftlich ge-[136]arbeitet. Während der Krieg um ihn tobte, zieht er sich in die Arbeit zurück – am 14. August 1809 schreibt er an Jacob Grimm:

„Wie nah uns der Krieg vor die Augen gerückt worden, wissen Sie aus den Zeitungen: ich schreibe nichts näheres davon, Clemens hat es Ihnen, glaube ich, ausführlich erzählt. Wir haben gefährliche Tage gehabt; diese waren schnell vorüber, aber die öden traurigen Tage nachher waren schlimmer. Ich war lange Zeit ganz gelähmt, und es wurde mir denn erst wieder wohl, als ich mich in vieler Arbeit ganz verlieren konnte, was aber auch wieder gelernt seyn wollte. So können Sie sich schon erklären, wie ich geneigt seyn musste, arbeitend grade vor mich hin zu gehen, ohne rechts noch links zu schauen, und wie ich fast briefscheu werden musste. An Arbeit hat es mir dann auch nicht gefehlt. Ich lese die Pandekten ein Jahr lang, von vergangnem Frühjahr an, und bin Willens, mein unmittelbares Quellenstudium neben diesen Vorlesungen ganz zu vollenden, da ich vorher nur etwa die Hälfte bearbeitet hatte. Dabey bleibt denn alles Andere suspendirt, und so ist es auch recht gut. Denn für diese Arbeit habe ich mir die Methode so zu eigen gemacht, daß die Ausführung selbst Freude genug erzeugt, um sich auch in trüben Zeiten aufrecht zu erhalten: andere Arbeiten, wozu wieder neu frische, lebendige Kraft gehört, mögen darum auf frohere Tage warten.“²⁶

Bevor wir uns aber seinem Jugendwerk zuwenden, sei kurz auf seine Beziehungen zur Romantik und Klassik seiner Zeit eingegangen.

²⁵ Stoll, S. 54.

²⁶ Ebendort, S. 386 f.

2. Romantik und Klassik

Den lebensprudelnden, unbalancierten Romantikern Clemens und Bettina mußte der so unendlich fleißige und arbeitsame Savigny wie eine strenge Gestalt aus einer anderen Welt erscheinen – und doch betrachteten die Romantiker ihn als einen der Ihren. Nicht minder interessiert aber war Goethe an ihm, und Savigny sah in Ehrfurcht zu ihm auf.

Savigny als Freund und späteres Mitglied der angesehenen Frankfurter Familie Brentano hatte natürlich gesellschaftlich die Mutter Goethes gekannt. Als Savigny 29 Jahre alt wurde, berichtet Bettina von der Feier an Goethe: „Vorgestern hatten wir ein kleines Fest im Hause, wegen Savignys Geburtstag, die Frau Mutter kam Mittags um 12 Uhr und blieb bis Nachts 1 Uhr, fand sich auch den andern Tag ganz wohl darauf, bei der Tafel hatten wir große Musik von blasenden Instrumenten, zum Theil wurden auch Verse zu Savignys Lob abgesungen, sie sang mit 24 Personen immer so laut, daß man sie allein durchhörte ... übrigens ist noch ein Gesetz gemacht worden, daß nie ein Fest in der Familie soll gegeben werden ohne die Mutter“ (23. Febr. 1808).²⁷

Auf dem Rückweg von seiner Studienreise nach Wien besuchte Savigny Goethe –in der Reisebegleitung Savignys und seiner Frau Gunda befanden sich auch die [137] Schwestern Bettina und Meline Brentano. Man blieb eine Woche in Weimar und Stoll hat die Daten des Zusammenseins mit Goethe zusammengestellt: „Die Rückreise von Wien wurde im August 1807 angetreten; sie führte ihn durch das Salzburgische nach München, wo man bis Oktober blieb, dann nach Weimar zu Goethe. Am 3. Novbr. 1807 erschienen Savignys mit Gruß und einem Paket von Jacobi bei Goethe; Goethe besuchte sie sofort und lud sie mit Bettine und Meline zum Mittagessen ein; nach 7 Uhr ging Goethe zu Savignys zum Tee, wo Gunda, Bettine und Meline viel von ihren Reisen erzählten. Übrigens war die Aufnahme bei Goethe ungewöhnlich herzlich und freundlich, und die Bewirtung der Gäste ging über das gewöhnliche Maß hinaus. Am 4. November erschien Goethe auf der Bibliothek, um Savignys und die zwei Schwestern zum Mittagbrot nach Haus zu führen. Am Abend des 5. waren Goethes mit den vieren bei Frau Johanna Schopenhauer, und am 6. Abds. in einem Konzert bei der Jagemann, am 7. waren sie zu Tisch bei Goethe. Am 8. Nobr. kamen Reichardt und Arnim und wurden auf den 9. zu Tisch geladen; am 8. Abends waren alle wieder Gäste der Frau Schopenhauer und am 9. alle, vermehrt um Clemens, der von Kassel kam, Tischgäste bei Goethe. Am Abend waren alle im Theater, wo Tasso gegeben wurde, nur Goethe hörte ihn nicht bis zu Ende. Am 10. machte Goethe Gunda noch seine Aufwartung und reiste dann nach Jena, die Gäste in 3 Wagen nach Cassel.“²⁸

Ganz vertraut wird er Goethe. Als Niebuhr stirbt, ein gemeinsamer Freund, schreibt Goethe einen langen Brief an Savigny, an dessen Ende er sich gewissermaßen für die Ausführlichkeit seiner Zeilen entschuldigt:

„Diese weitläufige Darstellung nehmen Sie gewiß freundlich auf; sie hatte für mich etwas traulich Tröstliches, indem es mich zugleich schmerzt nicht ein gründlicheres Zeugniß meiner Theilnahme an einem so nahverwandten Manne ablegen und indem ich es zu so schönen Zwecken in Ihre Hände gab, auch Ihnen gefällig seyn und ein dauerndes bedeutendes Verhältniß bethätigen zu können. Und so fortan!

Weimar, den 21. October 1831.

Treulichst Goethe.“²⁹

²⁷ Zitiert ebendort, S. V f.

²⁸ Ebendort, S. 270.

²⁹ Goethe-Briefe, hg. von Ph. Stein, Bd. VIII, Berlin 1905, S. 351 f.

Den älteren Romantikern begegnet Savigny zuerst in Jena, doch nur flüchtig. In Jena aber trifft er auch den Vertreter der jüngeren Romantik Clemens Brentano, der ihm bald nach Marburg folgt und ihn schnell in den Kreis seiner Familie zieht. Sie alle, vor allem auch Bettina, kommen ihm nahe, und nach einiger Zeit heiratet er die einzige Brentano-Schwester, die keine „wilde Romantikerin“ ist, Gunda – nachdem er zuvor in ein engeres – von seiner Seite aber wohl nur freundschaftliches – Verhältnis zu der tragischen Gestalt der Caroline von Günderode geraten war. In diesen Kreise gehören neben Fr. Creuzer natürlich auch Achim v. Arnim, den Bettina später heiraten wird, und die Brüder Grimm. Mit ihnen allen war er engstens befreundet.

[138] Später fand dieser Kreis in Heidelberg für einige Zeit eine Heimat und Savigny war auch oft dort, wo er Einfluß auf das Universitätsleben nahm.

Während Clemens Brentano und Achim von Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ zusammenstellten, berät Savigny die badische Regierung in der Reform der Universität. Über die „vaterländische“ Bedeutung des Heidelberger Kreises bemerkt Stoll: „Von dieser vereinten Tätigkeit so vieler hervorragender Männer in der Neckarstadt, nach Böhmers Ausdruck ‚der eigentlichen Tafelrunde der deutschen Patrioten‘, hat kein geringerer als der Freiherr vom Stein anerkannt, daß der Gegenschlag gegen die Fremdherrschaft sich dort vorbereitet, daß ‚ein guter Teil des Feuers sich dort entzündet habe, das später die Franzosen verzehrte‘.“³⁰

Doch darf man nicht glauben, daß es nicht auch direkte Zusammenarbeit mit den Romantikern gab. Nicht nur hatte Savigny 1802 den Plan erwogen, mit Clemens zusammen eine Zeitschrift herauszugeben. Beide halfen sich auch bei der Quellensuche. Wohlhaupter schreibt: „Und nach wie vor bleiben die Freunde in steter brieflicher Verbindung. Dabei ging es zunächst noch um Heidelberger Berufungsangelegenheiten; Savigny hatte im Jahre 1803 einen Ruf an die im Wiederaufbau begriffene Universität Heidelberg, und Brentano bemühte sich, Savignys Einfluß auf die Besetzung der Universität nutzbar zu machen und seinem Freund, dem Dichter Tieck, einen Ruf zu verschaffen, andererseits die Berufung eines gewissen Heinrich Link, eines unwürdigen Subjekts, auf die Kirchenrechtsprofessur zu hintertreiben. Einen sachlichen Ton gegenseitiger Hilfsbereitschaft in literarisch-wissenschaftlicher Beziehung gewinnen die Briefe jener Zeit durch gegenseitige Wünsche über Bücheranschaffungen und Nachrichten über erfolgte Ankäufe*. Während Savigny sich in Paris um Ausgaben altfranzösischer Epen und Volksbücher umtat, die Brentano, angeregt durch die Arbeit am Wunderhorn und zu einem eifrigen Büchersammler geworden, zu erwerben wünschte, unterstützte Brentano Savignys wissenschaftliches Vorhaben der Geschichte des römischen Rechts, übrigens mit oft geübt anmutendem Blick für das literargeschichtlich und bibliographisch Wichtige, durch Hinweise auf romanistische Handschriften und Drucke, die gerade damals infolge der durch die Säkularisation bedingten Auflösung zahlreicher Klosterbibliotheken nicht nur in erstaunlicher Zahl, sondern auch in Exemplaren von großer Seltenheit auf den Markt kamen. Brentano pflegte jeweils bei Savigny anzufragen, was er von den ihm wieder bekannt gewordenen Handschriften und Büchern zu erwerben wünsche.“³¹

Später wird sich Savigny mit Achim von Arnim, der Jura studiert hat, ausführlich über Rechtsfragen, insbesondere die Bedeutung des Allgemeinen Preußischen Landrechts, auseinandersetzen.

Ganz eng empfand sich Savigny Goethe verbunden, den er tief verehrte. Ganz eng war er in Verwandtschaft, Freundschaft und Gedankenaustausch der Romantik verbunden. Und so ist es nicht verwunderlich, daß in nachträglicher Betrachtung [139] seiner Gestalt in jener Zeit – also sagen wir bis 1815 – in der Literatur die Frage gestellt wird: war er Romantiker oder Klassiker?

³⁰ Stoll, S. 192.

* Noch in den März 1804 fällt ein Brief Brentanos an den eben in Göttingen weilenden Savigny mit der Bitte, auf der dortigen Bibliothek biographische Daten über zwei spanische Novellendichterinnen zu sammeln.

³¹ E. Wohlhaupter, a. a. O., S. 39.

Im Nachwort einer Auswahl aus einigen Schriften Savignys bemerkt Erik Wolf: „Trotzdem Savigny seiner Anlage und Geistesart nach Klassizist gewesen ist – wie auch seine Bewunderung Goethes und Ablehnung Schillers, Jean Pauls und Kleists bezeugt – hat das Zusammenwachsen mit dem Heidelberger Romantikerkreis, dem außer den Geschwistern Brentano die Vettern Creuzer, die Brüder Grimm, später auch Arnim und Görres angehörten, seine innere Fremdheit gegenüber den Tatsachen und Aufgaben des praktischen Rechtslebens verstärkt und die Ausbildung seiner ästhetisch-konservativen Weltansicht gefördert. In Savignys Liebhaberei für Gelehrten-geschichte kommt das deutlich zum Ausdruck. Die Wissenschaft war für ihn der eigentliche Höhepunkt der Rechtsgeschichte, nicht die Gesetzgebung oder die Rechtsprechung.“³²

Ausführlicher äußert sich Wolf zu der Problematik in seinem Buch „Große Rechtsdenker“:

„Eine warme Begeisterung für das romantische Lebensgefühl, wie Verwandte und Freunde sie an ihm vermißten, hat ihn niemals erfüllt. Savigny war im Grund seines Wesens ein nüchterner, rechnender, kritischer Mensch, kein Träumer: auch sein Kunstideal war ein klassisch-formales, seine Hauptneigung galt der Architektur. Das Phantastische in der romantischen Literatur, vor allem bei Jean Paul, dessen ‚Hesperus‘ er ablehnte, blieb ihm ebenso fremd wie die Ästhetik der Brüder Schlegel. Auch in der Rechtswissenschaft war er kein ‚Romantiker‘: er sehnte sich nicht zurück in die ‚gute alte Zeit‘; nur selten rühmte er einmal die älteren Verfassungszustände und dann mehr im sittlich-sozialen als im politisch-rechtlichen Sinne. Diese Haltung unterscheidet sich deutlich von der seiner germanistischen Freunde und Kämpfer für das ‚gute alte Recht‘ aus dem Kreis der Heidelberger Romantik.

Andererseits war er schon früh von tiefer Abneigung gegen alles bloß Konstruierte, Unlebendige, Gemachte erfüllt; er haßte den platten Rationalismus. Natürlicherweise mußte so *der* Dichter aus dem klassischen Kreise für ihn am bedeutsamsten werden, der den Geist der Klassik mit dem der Romantik in sich zu verbinden und zu verschmelzen wußte: Herder. Von ihm hat Savigny viele Begriffe und Vorstellungen in fest geprägter Form übernommen. Vor allem den Gedanken der Individualität im Sinne der Lebensganzheit, wie ihn Goethe zuerst erfaßt hatte. Herder formte ihn zum Grundbegriff der Geschichte und damit auch der Rechtswelt. Als eine sich entwickelnde Ganzheit des Lebens erscheint die geschichtliche Individualität, verwoben in das organische Werden der Natur. So gewinnt der Begriff des Organischen für Herder höchste Bedeutung. Alle geschichtlichen Individuen, seien es Völker, Herrscher oder Gemeinwesen, erscheinen als werdende und vergehende Lebenseinheiten, aber nicht nur des Natürlichen, sondern zugleich eines ‚höheren‘ geistigen Lebens. Eine eigentümliche Synthese von Einzelnem und Ganzem, Geistigem und Körperlichem, Natürlichem und Geschichtlichem kennzeichnet dieses Denken. Savigny übernimmt die [140] Organologie Herders zugleich mit den sie einschränkenden Idealen der christlich-protestantischen Humanität und des neuen Klassizismus. Auch dieser Einschlag bewahrte ihn vor dem Abgleiten in die Gefahren eines hochromantischen Mystizismus. Selbst der im organischen Geschichtsdenken notwendig steckende Pantheismus, in dem das ‚Individuelle‘ wieder als Glied des ‚Ganzen‘ erfaßt wird, ist bei ihm kein formloses Schwärmen. Vielmehr findet man hier in Fortsetzung der platonisch-plutonischen Lehre von der ‚Allbeseelung‘ den Gedanken, daß in jedem Seienden das Abbild eines geistigen Urbildes vor uns steht, das in unendlichem Formenreichtum sich ausdrückt. Die Verbindung dieser Gedankengänge mit der goethischen Idee des ‚Urbildes‘ ist offenbar.

Die Weltanschauung, von der Savignys Denken sich abhebt, ist also nicht im Klassizismus, aber auch nicht in der Romantik zu erblicken, wofern man darunter eine Geistesbewegung historischer Art und nicht einfach in platter Weise schwärmerische Gefühlsverworrenheit begreift. Wovon er sich scheiden will und was er bekämpft, ist etwas ganz anderes: nämlich der

³² Fr. C. von Savigny, Grundgedanken der Historischen Rechtsschule, Deutsches Rechtsdenken, hg. von E. Wolf, Heft 16, Frankfurt am Main 1944, S. 35.

Anspruch der ‚Philosophie‘ im Sinne des rationalistischen Naturrechts auf Lebensgestaltung und Führung der Wissenschaft.“³³

Man weiß nicht mehr recht, was Klassik und Romantik für Wolf sind – Schiller betrachtet er mit Jean Paul und Kleist als einen Romantiker – und für Savigny lehnt er schließlich überhaupt eine Fragestellung „Klassiker oder Romantiker“ ab, möchte ihn lieber Herder gleichstellen, der nach Wolf beides war.

Ist Wohlhaupter wesentlich anderer Ansicht? wenn er schreibt: „Da nun eines der Kinder des ‚Goldenen Kopfes‘*, Clemens Brentano, sich eben anschickte, die ältere Jenenser Romantik zu überwinden und als einer der Führer der jüngeren Heidelberger Romantik vor allem den Weg zu den Volkswerten deutscher Vergangenheit zu finden, trat Savigny nun auch in den Bannkreis der Romantik. Aber er wurde von ihr nicht verzaubert. Sein auf Vollendung und Erfüllung ausgerichteter klassischer Geist und Charakter empfing hier Anregung, aber er überließ anderen die Sehnsucht des Suchens nach der ‚blauen Blume‘. Ihm war Sehnsucht nicht größer als Erfüllung, bei ihm setzte sich solche Anregung in wissenschaftliche Arbeitsenergie um, ähnlich wie bei Jakob Grimm. Anregung nämlich bedeuteten ihm die Werte der Volkstümlichkeit, des Nationalgefühls, die stillwirkenden Kräfte einer völkischen Kultur, Fäden, die er ins Gewebe seiner Gedanken und später ins Programm der historischen Rechtsschule einwebte, – aber sie waren nicht die maßgebenden Impulse. Werden wir uns doch darüber klar, daß gerade Naturen von der Art Savignys von fremden Gedanken nur das aufnehmen können, was irgendwie keimhaft in ihnen angelegt ist.“** Deshalb ist es richtig, von der Feststellung auszugehen, daß Savigny das eigentümliche romantische Lebensgefühl – wir werden es bei Clemens Brentano in [141] potenzierte Form kennen lernen – fremd ist. Im übrigen wissen wir konkret, daß der Student Savigny von Aufsätzen Friedrich Schlegels im Athenäum 1798 und 1799, also von Ideen der älteren Jenenser Romantik, beeindruckt war und daß der Savigny des folgenden Jahrzehnts eben durch seine Verbindung mit Clemens Brentano, Achim von Arnim, Friedrich Creuzer und Joseph Görres von der Seite der jüngeren Heidelberger Romantik Anregungen besonders für seine Volksgeistlehre empfing. Damit ist das Tatsächliche gesagt zu der, wie es scheint, noch heute umstrittenen Frage des Einflusses der Romantik auf Savigny.“³⁴

Wieacker dagegen neigt ausgesprochen dazu, ihn der Klassik zuzuordnen. Etwa so: „Wie Berufene von Savignys Person haben urteilen können, er sei ‚eine durchaus systematische Natur‘ eine ‚dorische Säule‘ (Friedrich Creuzer an Susanne von Heyden am 25. 12. 1804), so haben weit stärker als die Geschichtsentdeckung von Herder bis auf Hegel oder als die Entdeckung des Volks von Herder bis zur jüngeren Romantik der Klassizismus und Neuhumanismus Kulturbewußtsein und Formensinn der Historischen Schule gebildet. Aus dem puristischen Formgefühl Savignys, welches das Corpus iuris [Gesetzessammlung] von den Entstellungen und Mißverständnissen reinigen will, in denen in Wahrheit alle Fruchtbarkeit der Begegnung des europäischen Rechtslebens mit dem römischen Recht lag, spricht die vereinfachende Monumentalität des deutschen Klassizismus, aus seinem Willen zum reinen römischen Recht der zweite deutsche Humanismus von Weimar, nicht die Romantik von Jena oder Heidelberg.“³⁵ Und fünfzehn Jahre später schreibt er fast ebenso bestimmt in seinem Buch „Gründer und Bewahrer“.³⁶

³³ E. Wolf, a. a. O., S. 445.

* Das Haus der Brentanos in Frankfurt am Main.

** Vor einem atomisierenden Einflußdenken, wie es besonders Landsbergs Zerlegung von Savignys Rechtslehre in drei Komplexe, einen historisch-empirischen (Pütter, Hugo), einen evolutionistischen (Herder) und einen romantischen, darstellt (Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft III 2 Text S. 207 ff.), warnt mit Recht Zwißgmeier, Die Rechtslehre Savignys, Leipzig 1929, S. 44.

³⁴ E. Wohlhaupter, a. a. O., S. 15 f.

³⁵ Fr. Wieacker, Vom römischen Recht, Leipzig 1944, S. 269.

³⁶ Fr. Wieacker, a. a. O., S. 122.

Werner Sellnow dagegen, der sich als einziger Marxist der DDR bisher etwas eingehender mit Savigny und der historischen Rechtsschule beschäftigt hat, weist ihn eindeutig der Romantik zu: „Mit der Ausbreitung des Naturrechts und der Aufklärung in Europa und Deutschland war die klerikale und feudale Weltanschauung mit ihren dogmatischen Theorien zunächst für die Wissenschaft bedeutungslos geworden. Die erste Reaktion auf Aufklärertum, kritische Philosophie und Französische Revolution trat in der romantischen Schule um Hugo, Savigny, Eichhorn und Puchta auf, wobei sich diese Schule mit Teilen der Lehren von Kant und Hegel ausstattete und als eine Weltanschauung aus der reaktionären Romantik in die Strömungen der Restaurationsparteien einfloß. Seitz hatte nicht unrecht, als er über Hugo, Savigny und dessen Schüler schrieb, daß ihre Methode zwar entstanden sei auf dem Boden des Zivilrechts, sehr bald aber zur Grundlage der klerikalen Schule um Stahl wurde und damit zur direkten Politik von Metternich und „zu dem gewalthätigen Polizeistaat der Romantiker (führte, der sich) um 1830 und 1848 fortwährend an dem Rand politischer Revolutionen“³⁷ bewegte.“

[142] Und das bringt uns zum letzten Punkt, auf den wir eingehen müssen, bevor wir uns der Problematik des Jugendwerks von Savigny zuwenden und dabei gleichzeitig die Bedeutung der großartigen Leistung des jungen Savigny aufzeigen wie auch die Frage „Klassiker oder Romantiker“ zu lösen suchen.

Das Bild der politischen Rolle Savignys ist bestimmt durch die späteren Jahre, als Savigny das war, was man zeitweilig einen liberalen Konservativen genannt hat, und insbesondere durch seine Tätigkeit als Minister in den der Revolution von 1848 vorangehenden Jahren, als er mehr als Hort der Reaktion erschien, obgleich er keineswegs zu den „Ultras“ wie der Kreis um die Gerlachs gehörte, obgleich ein politisches Stimmungsbarometer wie Caroline von Rochow, die Frau des reaktionären Innenministers, der das Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“ prägte, in ihren Erinnerungen berichtete, daß man bei Hofe aus der Ernennung Savignys zum Minister 1842 auf die „Hinneigung des Königs zur liberalen Partei“ schloß.

In seiner Jugend bis in die ersten Jahre nach den „Befreiungskriegen“ war Savigny alles andere als konservativ. In seinen frühen Jahren war er politisch wenig interessiert, und Stoll bemerkt im Vorwort zum ersten Band seiner dreibändigen Savigny-Briefbiographie: „Wenn dagegen (in den Briefen – J. K.) auf die wichtigsten Tagesereignisse und weltgeschichtlichen Vorgänge so wenig geachtet wird – der Name Napoleon kommt in ihnen so wenig vor wie das Ende des 1000jährigen Deutschen Reichs – als wenn sich das alles in fernen Welten ereignete, so kann dies bei der damaligen Gleichgültigkeit auch der gebildeten Klassen gegen alle Politik und bei dem ausschließlich literarischen Interesse jener Tage, in denen der Geist alles war und die Materie nichts, niemand wundernehmen.“³⁸

Das ändert sich ganz grundlegend mit der Berufung an die neu zu gründende Berliner Universität. Schon in der durch Humboldt ganz persönlich betriebenen Berufung liegt ein politisches Urteil, denn sie wäre keinem so hervorragendem Mann, der als Reaktionär galt, zuteil geworden.

Arndt erwähnt ihn öfter in seinen Erinnerungen – einmal so: „Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennen zu lernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabüse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern, Finken und

* K. J. Seitz, Die praktische Rechtsschule im Entwicklungskampf mit den bisherigen doktrinären, historischen und Natur-Rechtsschulen, München 1895, S. XXVI.

³⁷ W. Sellnow, Gesellschaft – Staat – Recht, Berlin 1963, S. 158.

³⁸ Stoll, a. a. O., S. VIII.

Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches, schönes Land lag rings vor mir.“³⁹

Der Niebuhr-Freund war in der Tat ein Freund aller hervorragenden Gestalten der frühen Berliner Universität und diente mit ihnen, mit Fichte, Schleiermacher und so vielen anderen in einer „Schützen-Kompagnie“. Der Niebuhr-Freund stand auch mit allen fortschrittlichen Kräften nach 1815 gegen die immer stärker aufkommende Reaktion zusammen. Ganz empört schreibt der sonst so konservative Stoll:

[143] „Was soll man aber dazu sagen, daß auch Männer wie Albr. Fr. Eichhorn und Savigny von Polizeispitzeln überwacht und verdächtigt wurden! Wittgenstein*, der sie wie den freilich nicht sehr zurückhaltenden, mannhaften Schleiermacher haßte, wird dafür gesorgt haben, und er oder durch ihn der üble Herzog Karl von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, wird es auch sein, der aus dem Prinzen Karl v. Preußen spricht, wenn es von diesem bei Varnhagen (Tagebuch 20. 12. 1819) heißt: ‚Prinz Karl soll neulich gesagt haben, es gebe 4 Hauptumtriebler, Gneisenau, Schleiermacher, Grolmann und Savigny, Schleiermacher aber sei der ärgste.‘ Seinem ganzen Wesen entsprechend gehörte Savigny ja allerdings seit 1819 ‚zu den Mitgliedern der stummen Fronde gegen den wiederaufkommenden Absolutismus, wie Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, Boyen‘, zu denen auch Stein und sogar der Kronprinz hielt; öffentlich dagegen aufzutreten, konnte keiner von ihnen für nützlich und ratsam halten ...

In der That berichtet Friedrich Gentz, Brfw. 1, 386, 22. 7. 1819, dass es in Carlsbad hieß, Schleiermacher, Savigny und Marheineke seien verhaftet, was ihm nicht unmöglich schien; der Widerruf kam übrigens bald nach.“⁴⁰

In dieser Zeit trat Savigny auch führend für den Theologen de Wette ein, dessen Entlassung von der Universität der König verfügt hatte, weil de Wette an die Mutter des hingerichteten K. L. Sand, der den russischen Spitzel, Demagogenriecher und Schriftsteller Kotzebue erstochen hatte, einen Trostbrief geschrieben hatte.

Savigny tut auch alles, um alte Freunde, die, wie die Brüder Grimm, politisch nicht allzu interessiert sind, mit seinen fortschrittlichen Freunden in Berlin bekannt zu machen. Als Schleiermacher im August nach Bonn reiste, gab Savigny diesem einen Brief an Jacob Grimm voll offener politischer Bekenntnisse mit, insbesondere hinsichtlich der Beschränkung der Macht der Fürsten durch Parlamente oder Stände, wie es damals in Deutschland hieß:

„Vor 1789 bestand aus alter Gewohnheit und Erbschaft in Fürsten und Ministern ein Geschick zu regieren und sich in äußerer Würde zu fühlen und zu zeigen, sowie in den Untergebenen ein entsprechendes Geschick zu gehorchen und jene Würde verehrend anzuerkennen. Diese Gewohnheit war sehr bequem und that unbemerkt unendlich vieles für die Leute, das sie selbst zu thun schienen. Diese Gewohnheit ist überall mehr oder weniger zerbrochen, und es ist nichts beschränkter, als wenn Leute vom Hofe meynen, alles liege nur in einer revolutionären Richtung des Volks; ich glaube vielmehr, in der Empfindung und Weise der Fürsten und Minister hat sich noch viel mehr geändert, und an Gehorchenden würde es nicht fehlen, wenn nur rechte Befehle da wären. Wie ist nun diese unglückliche Lücke auszufüllen? Vor allem durch Regierungs-Genies, wenn diese nur so leicht zu haben wären; in denen Ermangelung durch Einrichtungen, wodurch die in der Nation zerstreuten Talente und Kenntnisse für das jetzt schwieriger gewordene Werk gewonnen werden können.

³⁹ E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein, Reclam-Ausgabe, Leipzig o. J., S. 138.

* damals preußischer Polizeiminister.

⁴⁰ Stoll, Bd. 2, Berlin 1929, S. 179 f.

Wenn ich also Stände wünsche^{*}, so ist es, um die Macht der Fürsten nicht zu [144] beschränken, sondern zu verstärken, indem deren bisherige Organe, die Officianten, durch jene Umstände unzureichend geworden sind^{**}.“⁴¹

Wilhelm Grimm berichtet über den Besuch Schleiermachers an den auch Savigny nahen Freund H. Chr. Bang am 7. Dezember 1819: „Wir haben diesen Sommer auch den so arg verschrieenen Schleiermacher auf seiner Durchreise gesehen und gesprochen und zwar gerade an dem Tag, wo die Zeitung enthielt, daß er Berlin nicht verlassen dürfe. Er ist geistreich, heiter und angenehm, obgleich er nicht eigentlich als Geistlichen erscheint; er erzählte unter anderm, daß er in der letzten Zeit ganz unbekannte und fremde Gesichter in der Kirche gesehen, die nur gekommen wären, um den Eindruck zu beobachten, den es machen müsse, wenn ein Gensd’armes, wie das Gerücht ging, hinter ihm auf der Kanzel stände.“⁴²

Nichts darf uns also ferner liegen, als in dem jungen und auch noch den in dreißiger Jahren stehenden Savigny einen politischen Reaktionär zu sehen. Nichts darf uns ferner liegen, als aus dem alten, auf den sich auch die Äußerungen von Marx beziehen, auf den jungen Savigny zu schließen.

Man mißverstehe die Problematik nicht! Es gibt viele Reaktionäre, die als Studenten Radikalskins waren. Darum geht es hier nicht. Schleiermacher reiste mit dem vertraulichen Briefe Savignys im Jahre 1819 zu den Grimms – 40 Jahre nach der Geburt Savignys. Savigny war damals ein Rechtsgelehrter von Weltruf und hatte eine Schule begründet. Und auch das muß man sehen: Savigny galt ein Vierteljahrhundert später als Reaktionär (jedoch niemals als „Ultra“) in einer Zeit, in der das liberale Bürgertum endlich zur Macht kommen wollte, und das Proletariat seine ersten revoltierenden Schritte ([schlesischer Weberaufstand] 1844) tat. So berechtigt darum der Kampf von Marx gegen „Savigny und Konsorten“ war, darf uns doch nichts ferner liegen, als einfach von „Savigny und Konsorten“ in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften zu sprechen.

Zumal es Savigny war, der der Rechtswissenschaft ihren Platz im Rahmen der Gesellschaftswissenschaften wieder erobert hat.

Doch auch seine Lehre hatte das gleiche Geschick wie er selber. Mitteis fragt mit Recht „Was aber war das eigentliche Anliegen dieser (von Savigny begründeten – J. K.) historischen Rechtsschule in ihrer Blütezeit?“ – in ihrer Blütezeit, die in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fällt. Und dann antwortet er:

„Nicht, wie man zunächst meinen könnte, Rechtsgeschichte zu treiben, sondern geschichtliche Rechtswissenschaft. Beide Begriffe decken sich durchaus nicht. Zwischen ihnen besteht ein bedeutsamer Unterschied ... Was war nun der tiefere Sinn der geschichtlichen Rechtswissenschaft? Wir kennen ihn vor allem aus Savignys berühmter Programmschrift ‚Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft‘. Durch geschichtliche Vertiefung sollte die Jurisprudenz überhaupt erst zum Range einer wahren Wissenschaft erhoben werden, das Recht als Kulturerscheinung, ebenso wie Sprache, Religion, Kunst, und zugleich als historische Erscheinung [145] faßbar werden. Eben durch die historische Erfahrung sollte die gesamte Rechtswissenschaft ihre tiefere Grundlage erhalten. Nicht mehr deduktiv, sondern induktiv vorgehend sollte sie die geschichtlichen Voraussetzungen der Gegenwart als eines notwendigen Produkts der Geschichte festlegen ...

* Darin teilte er also ganz die Ansichten von Stein, Vincke, Schön, W. v. Humboldt, Hardenbergs- und seiner Freunde Grimm, Niebuhr, Bunsen, Dammann u. a.

** „Und deshalb durch die Stände ergänzt oder ersetzt werden müssen“, kommentiert Stoll.

⁴¹ Ebendort, S. 261 f.

⁴² Ebendort, S. 168.

Savigny war also weit entfernt davon, sich etwa mit einer deskriptiven reinen Rechtsgeschichte zu begnügen. Nicht auf die historischen Phänomene als solche kam es ihm an, sondern auf deren lebendige Fortwirkung bis zur Gegenwart. Man könnte das mit Savignys eigenen Worten belegen. Er wollte durch den historischen Stoff hindurch zum lebendigen Besitz des gesamten Rechtssystems, durch das römische Recht hindurch zu seinem eigenen nationalen Recht mit einer mächtig wirksamen Sprache gelangen. Und sein Kampfgenosse Jacob Grimm, den wir vor allem als den Schöpfer der ‚Deutschen Rechtsaltertümer‘ verehren und von dem wir am ehesten geneigt sind zu glauben, er sei reiner Historiker, ja eigentlich Antiquar des Rechts gewesen, – von ihm haben wir herrliche Worte zum Preise der ‚über alles leuchtenden Gewalt der Gegenwart, die der Vorzeit dienen soll‘. ‚Wer die Beziehung auf das Leben leugnen wollte, der nähme die Belehrung der Geschichte hinweg‘ (Kleine Schriften 8). Daraus ergibt sich mit voller Deutlichkeit die ursprüngliche Tendenz dieser echt geschichtlichen Rechtswissenschaft: sie sollte nicht reine Rechtsgeschichte sein, sondern die Grundlage des gesamten Rechtssystems; die Gegenwart sollte aus ihren geschichtlichen Voraussetzungen heraus begriffen und verstanden werden.“⁴³

Über die Wandlung Savignys und was dann aus der Schule geworden ist, berichtet Mitteis so: „Das sind also die großen Lehren, die wir aus dem Begriff der geschichtlichen Rechtswissenschaft ziehen können. Nun ist dieser Begriff aber im 19. Jahrhundert nicht konsequent festgehalten worden. Eine merkwürdige Doppelbewegung setzte ein, der wir einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Savigny selbst war mit seiner genetischen Rechtsbetrachtung der Kün-der einer neuen Zeit und der Lehrer ganz Europas geworden. Aber im Laufe seines Lebens geriet er immer mehr in den Bann einer rational-deduktiven Methode, vor allem wohl unter dem Einfluß seines eigenen Schülers Puchta, der viel mehr Systematiker als Historiker war. Man hat schon mehrfach darauf hingewiesen, daß Savigny im ersten Bande seines 1840 erschienenen Systems des römischen Rechts zum Teil zurückgenommen hat, was er 25 Jahre früher gelehrt hatte. Das römische Recht wurde immer mehr zur *ratio scripta** für ihn; so lebte das Naturrecht in gewandelter Gestalt, in einer Art von Pseudomorphose wieder auf. Daher mußte das römische Recht dem späten Savigny und seinen Nachfolgern – etwa Windscheid – ohne weiteres als das *geltende Recht* für Deutschland schlechthin erscheinen; nicht, daß es historisch am besten erforscht war, gab den Grund dafür ab, sondern daß es das einzige nach den Prinzipien der Vernunft überhaupt denkbare Rechtssystem zu sein schien. So konnte es am Ende des 19. Jahrhunderts zu dem Versuch kommen, das Corpus iuris Justinians im Gewande eines ersten Entwurfs zum BGB. in Kraft zu setzen – man hat ihn ein in Paragraphen gegossenes Kompendium der Pandekten genannt – und wenn man es recht bedenkt, wäre das Corpus iuris damit zum ersten Male überhaupt in [146] seiner Gänze als primäre Rechtsquelle in Kraft getreten! Alle historischen Bedingtheiten und historischen Zufälligkeiten des römischen Rechts wären so in einem Lande des europäischen Kulturkreises verewigt worden – es ist aber bekannt, daß es in letzter Stunde gelungen ist, wenigstens die schlimmsten sozialen Härten, die damit verbunden gewesen wären, wie den mangelnden Besitzschutz des Mieters, um nur ein Beispiel statt vieler zu nennen, zu beseitigen.“⁴⁴

Rücknahme seiner fortschrittlichen Jugendlehre 1840, zwei Jahre bevor Savigny ein reaktionärer Minister wird, zwei Jahre bevor Marx seine Attacke gegen ihn reitet und die auch in die bürgerliche Literatur eingegangene wundervoll treffende Formulierung bringt: „Die historische Schule hat das Quellenstudium zu ihrem Schiboleth* gemacht, sie hat ihre Quellenliebhaberei bis zu dem Extrem gesteigert, daß sie dem Schiffer anmutet, nicht auf dem Strome, sondern auf seiner Quelle zu fahren.“⁴⁵

⁴³ H. Mitteis, Die Rechtsidee in der Geschichte, Weimar 1957, S. 503.

* Bezeichnet eine gute Rechtstechnik zur Bewältigung praktischer Probleme und stellt im übertragenen Sinne das römische Recht dar.

⁴⁴ Ebendort, S. 504 f.

* Schiboleth: Kennzeichen, wodurch man sich verrät, zu welcher Partei man gehört, obschon es verleugnet.

⁴⁵ Marx/Engels, Werke, Bd. 1, a. a. O., S. 78.

Savigny ist einer der Gelehrten, die sich früh als schöpferische Kraft verausgaben und die – es sei denn man interessiere sich für sie als Wissenschaftspsychologe – nur eine Jugendbiographie, die frühen Mannesjahre bis zur Mitte des Lebens miteinschließend, verdienen.

3. Die historische Rechtsschule

Wenn Mitteis, wie soeben zitiert, bemerkt: „Durch geschichtliche Vertiefung sollte die Jurisprudenz überhaupt erst zum Range einer wahren Wissenschaft erhoben werden, das Recht als Kulturerscheinung, ebenso wie Sprache, Religion, Kunst, und zugleich als historische Erscheinung faßbar werden“, so steht er mit dieser Auffassung keineswegs allein, sie ist weit verbreitet in der Literatur. Wieacker zum Beispiel nennt Savigny den „Mann, der zum erstenmal im Sinne des klassischen Abschnitts der deutschen geistigen Bewegung von 1770 bis 1830 die Jurisprudenz zu einer der Wissenschaften machte, in denen die neue Kulturnation sich selbst verstand, der, mit einer berechtigten Zuspitzung Rudorffs, juristische Bücher zu einem Bestandteil unserer Nationalliteratur machte. Erst seit Savigny ist der Jurist als solcher der Möglichkeit nach ein maßgebender Mitschöpfer der Kulturnation. Hiermit hat aber Savigny so einzigartig wie exemplarisch vorgelebt, wie im allgemeinen unreflektiertes Leben zu Kultur, im besonderen Rechtsleben zu Rechtskultur werden kann. Darum hat Savigny die Kultur im ganzen erweitert und ist mit Recht auch in das nichtjuristische Bildungsbewußtsein als ein nationaler Erzieher eingegangen.“⁴⁶

Bis 1814 hatte Savigny neben einer Reihe von Artikeln, vor allem Bücherbesprechungen, nur zwei Einzelschriften herausgebracht: eine unbedeutende Dissertation, und 1803 „Das Recht des Besitzes“, das zu seinen Lebzeiten 6 Auflagen erreichte, 1831 ins Englische und 1857 ins Italienische übersetzt wurde. Es atmet noch kaum [147] etwas vom philosophischen Geist der historischen Rechtsschule, obgleich natürlich schon empirisch historisch vorgegangen wird. Ja gerade die Qualität der Kritik alter Quellen, die ihn später Niebuhr so nahe bringen wird, zeichnet dieses Werk aus, und ebenso die Logik des Aufbaus, die Klarheit und Feinheit des Stils. Endlich, so schien es vielen, ein juristisches Werk, das lesenswert, das Literatur war, das die Rechtswissenschaft als geschriebenes Werk zu einem Kulturgut machte.

Die neue philosophische Konzeption wird jedoch erst in der berühmten Streitschrift „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ von 1814 sowie in dem Programmartikel „Über den Zweck dieser Zeitschrift“ im ersten Heft der „Zeitschrift für die geschichtliche Rechtswissenschaft“ sichtbar.

Die historische Rechtsschule stand anfangs im fortschrittlichen Kampf gegen zwei andere fortschrittliche Richtungen, deren Durchsetzung aber in Deutschland bzw. Preußen nur Unglück angerichtet hätten. Die Situation war also äußerst kompliziert. Dazu kommt noch, daß damals und erst recht später auch konservative bzw. reaktionäre Ideologen gerade fortschrittlich denkende Menschen zu einer falschen Interpretation der historischen Rechtsschule veranlassen konnten.

Am prägnantesten arbeitet Savigny seinen Standpunkt in dem Einleitungsartikel zu seiner Zeitschrift heraus.

Sehr richtig sieht er, daß es sich dabei nicht um eine spezifische Frage der Rechtswissenschaft, sondern um ein allgemeines Problem der Gesellschaftswissenschaften handelt: „Allein der Gegensatz dieser Juristenschulen kann nicht gründlich verstanden werden, so lange man den Blick auf diese unsre Wissenschaft beschränkt, da er vielmehr ganz allgemeiner Natur ist, und mehr oder weniger in allen menschlichen Dingen, am meisten aber in allem, was zur Verfassung und Regierung der Staaten gehört, sichtbar wird.“⁴⁷

⁴⁶ Fr. Wieacker, Gründer und Bewahrer, a. a. O., S. 133.

⁴⁷ F. C. v. Savigny, „Zeitschrift für die geschichtliche Rechtswissenschaft“, Bd. 1, Heft 1, Berlin 1815, S. 2 – künftig zitiert als: Zeitschrift.

Worum geht es? „Dieses also ist die allgemeine Frage: in welchem Verhältniß steht die Vergangenheit zur Gegenwart, oder das Werden zum Seyn? Und hierüber lehren die Einen, daß jedes Zeitalter sein Daseyn, seine Welt, frey und willkürlich selbst hervorbringe, gut und glücklich, oder schlecht und unglücklich, je nach dem Maaße seiner Einsicht und Kraft. In diesem Geschäft sey auch die Betrachtung der Vorzeit nicht zu verachten, indem von ihr gelernt werden könne, wie sie sich bei ihrem Verfahren befunden habe; die Geschichte also sey eine moralisch-politische Beispiel-Sammlung. Aber diese Betrachtung sey doch nur eine von vielen Hilfskenntnissen, und das Genie könne auch ihrer wohl entrathen.“⁴⁸ So stellt Savigny den Standpunkt der Aufklärung und der französischen Revolution (auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft den Standpunkt des Naturrechts und des Code Napoleon) dar.

Seinen eigenen Standpunkt, den der historischen Rechtsschule beschreibt er so: „Nach der Lehre der Andern giebt es kein vollkommen einzelnes und abgesondertes menschliches Daseyn: vielmehr, was als einzeln angesehen werden kann, ist, von einer anderen Seite betrachtet, Glied eines höheren Ganzen. So ist jeder einzelne [148] Mensch nothwendig zugleich zu denken als Glied einer Familie, eines Volkes, eines Staates: jedes Zeitalter eines Volkes als die Fortsetzung und Entwicklung aller vergangenen Zeiten; und eine andere als diese Ansicht ist eben deshalb einseitig, und, wenn sie sich allein geltend machen will, falsch und verderblich. Ist aber dieses, so bringt nicht jedes Zeitalter für sich und willkürlich seine Welt hervor, sondern es thut dieses in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit. Dann also muß jedes Zeitalter etwas Gegebenes anerkennen, welches jedoch nothwendig und frey zugleich ist; nothwendig, in so fern es nicht von der besonderen Willkühr der Gegenwart abhängig ist: frey, weil es eben so wenig von irgend einer fremden besondern Willkühr (wie der Befehl des Herrn an seinen Slaven) ausgegangen ist, sondern vielmehr hervorgebracht von der höhern Natur des Volkes als eines stets werdenden, sich entwickelnden Ganzen. Von diesem höheren Volke ist ja auch das gegenwärtige Zeitalter ein Glied, welches in jenem und mit jenem Ganzen will und handelt, so daß, was von jenem Ganzen gegeben ist, auch von diesem Gliede frey hervorgebracht genannt werden darf. Die Geschichte ist dann nicht mehr bloß Beyspielsammlung, sondern der einzige Weg zur wahren Erkenntniß unsers eigenen Zustandes.“⁴⁹

Und dann wiederholt er den Kern der beiden Anschauungen noch einmal, indem er spezifisch auf die Rechtswissenschaft zu sprechen kommt: „Wenden wir diese allgemeine Darstellung des Gegensatzes zwischen geschichtlicher und ungeschichtlicher Ansicht auf die Rechtswissenschaft an, so wird es nicht schwer seyn, den Character der zwey oben erwähnten Schulen zu bestimmen. Die geschichtliche Schule nimmt an, der Stoff des Rechts sey durch die gesammte Vergangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkühr, so daß er zufällig dieser oder ein anderer seyn könnte, sondern aus dem innersten Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen. Die besonnene Thätigkeit jedes Zeitalters aber müsse darauf gerichtet werden, diesen mit innerer Nothwendigkeit gegebenen Stoff zu durchschauen, zu verjüngen, und frisch zu erhalten. – Die ungeschichtliche Schule dagegen nimmt an, das Recht werde in jedem Augenblick durch die mit der gesetzgebenden Gewalt versehenen Personen mit Willkühr hervorgebracht, ganz unabhängig von dem Rechte der vorhergehenden Zeit, und nur nach bester Ueberzeugung, wie sie der gegenwärtige Augenblick gerade mit sich bringe.“⁵⁰

Philosophisch geht es um die Problematik Kontinuität und Diskontinuität. Und da sich faktisch beide Schulen, insbesondere auf dem Gebiete des Rechts, so einseitig gegenüberstanden, muß man theoretisch beiden halbrecht geben, denn selbstverständlich beinhaltet jede große gesellschaftliche Bewegung beide Elemente im Widerspruch zu einander. Es handelt sich aber nicht

⁴⁸ Ebendort, S. 2 f.

⁴⁹ Ebendort, S. 3 f.

⁵⁰ Ebendort, S. 5 f.

nur um eine allgemeine philosophische Frage, sondern um eine politische Frage von jeweils höchst aktueller Bedeutung.

Die von Savigny so bezeichnete „ungeschichtliche Schule“ war natürlich die Schule der französischen Revolution bzw. ihrer Vorbereitung. Sie mußte als revolutionäre Schule die Diskontinuität hervorheben – bis ins letzte Extrem ... eine sehr gesunde [149] Erscheinung in einer solchen historischen Situation, die wir auch noch vielfach in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution in Sowjetrußland finden – und wenn Lenin gegen sie, auch in Bezug auf das literarische Erbe, auftrat, dann eben als Marxist, der so weise die Rolle von sowohl Kontinuität wie auch Diskontinuität in der Geschichte erkannte.

Auf der anderen Seite hatte die historische Schule ebenfalls höchst bedeutsame fortschrittliche Züge. Alle gesellschaftlichen Erscheinungen sind nach Savigny Resultat der Lebensaktivität der Völker. In „Beruf“ heißt es: „Wo wir zuerst urkundliche Geschichte finden, hat das bürgerliche Recht schon einen bestimmten Character, dem Volk eigenthümlich, so wie seine Sprache, Sitte, Verfassung. Ja diese Erscheinungen haben kein abgesondertes Daseyn, es sind nur einzelne Kräfte und Thätigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unsrer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinend. Was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Ueberzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt.“⁵¹

Sitte, Sprache, Verfassung und auch das Recht sind Leistungen des Volkes. „Das Recht wächst also mit dem Volke fort, bildet sich aus mit diesem, und stirbt endlich ab, so wie das Volk seine Eigenthümlichkeit verliert. ... Die Summe dieser Ansicht also ist, daß alles Recht auf die Weise entsteht, welche der herrschende, nicht ganz passende, Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkühr eines Gesetzgebers.“⁵²

Nicht durch den Staat, der für Savigny ein Produkt des Volkes ist (während bei Ranke das Volk fast ein Produkt des Staates ist), nicht durch irgendeine Staatsführung wird wahres und gesundes Recht geschaffen, sondern durch das Volk bzw. durch später herangebildete Juristen, die aber das Ohr an das Volk halten müssen: „Bey steigender Cultur nämlich sondern sich alle Thätigkeiten des Volkes immer mehr, und was sonst gemeinschaftlich betrieben wurde, fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein solcher abgesonderter Stand erscheinen nunmehr auch die Juristen. Das Recht bildet sich nunmehr in der Sprache aus, es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtseyn des gesammten Volkes lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtseyn der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Function repräsentirt wird.“⁵³

Hier sind wirklich zahlreiche fortschrittliche Züge vereint, darunter nicht zum Wenigsten die Linie gegen „willkürliche“ Rechtsetzung durch Gewalt, durch Despoten. Mit Recht bemerkt darum auch Rothacker zu dieser Auffassung, daß sie nicht zu dem Bild des Reaktionärs Savigny passe und zitiert Savigny auch so: „Der einfache Unterschied des Despotismus und der Freiheit wird ewig darin bestehen, daß der Regent (oder eigentlich die, denen er Gewalt gibt) dort eigenwillig und willkürlich schaltet, hier aber Natur und Geschichte in den lebendigen Kräften des Volkes [150] ehrt, daß ihm dort das Volk ein toter Stoff ist, den er bearbeitet, hier aber ein Organismus höherer Art, zu dessen Haupt ihn Gott gesetzt hat, und mit welchem er innerlich eins werden soll.“⁵⁴

⁵¹ Fr. C. von Savigny, Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814, S. 8, – künftig zitiert als: Beruf.

⁵² Ebendort, S. 11 und 13 f.

⁵³ Ebendort, S. 12.

* Vermischte Schriften V, Berlin 1850, S. 131.

⁵⁴ E. Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke. In: „Historische Zeitschrift“, Bd. 128, München und Berlin 1923, S. 423.

Diese historische Sicht hat großartige Leistungen hervorgebracht, insbesondere zum Beispiel in den Arbeiten von Jacob Grimm oder Niebuhrs, mit denen Savigny stets auf das engste befreundet zusammenarbeitete. Sie barg aber auch ihre Gefahren, die in der späteren Zeit offenbar wurden und die Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ so geißelte: „Eine Schule, welche die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimiert, eine Schule, die jeden Schrei des Leibeigenen gegen die Knute für rebellisch erklärt, sobald die Kaute eine bejahrte, eine angestammte, eine historische Kaute ist, eine Schule, der die Geschichte, wie der Gott Israels seinem Diener Moses, nur ihr *a posteriori* zeigt, die *historische Rechtsschule*, sie hätte daher die deutsche Geschichte erfunden, wäre sie nicht eine Erfindung der deutschen Geschichte.“⁵⁵

Doch in der Zeit, von der wir hier handeln, konnte von einer solchen reaktionären Verzerrung der Grundgedanken der historischen Rechtsschule noch nicht die Rede sein.

Oder doch? ist das nicht der Standpunkt Hugos, der einen so großen Teil „der Niederträchtigkeit von gestern legitimiert“, der „jeden Schrei des Leibeigenen gegen die Kaute für rebellisch erklärt“? der Standpunkt Hugos, der zwar nicht der Lehrer Savignys war, doch auch von Savigny als Vorgänger im Kampf gegen das Naturrecht anerkannt wurde.

Aber Hugo war eben ein Vorgänger und kein Mitglied der historischen Rechtsschule als Schule und hat sich niemals zu ihren Lehren von 1814/15 bekannt. Der gemeinsame Kampf gegen die a-historische Naturrechtsschule macht aus Hugo und Savigny noch nicht gemeinsame Vorkämpfer für die um 1814/15 fortschrittlichen Ideen der historischen Rechtsschule.

Und als aus dem fortschrittlichen Savigny von 1814/15 ein Konservativer geworden war, da suchte er nicht ein feudales sondern das halbfeudale Regime Friedrich Wilhelm IV. aufrecht zu erhalten, das halbfeudale Regime, das in seinen Produktions-, das heißt auch in seinen Eigentumsverhältnissen (im Gegensatz zu den Überbauverhältnissen) bereits überwiegend kapitalistisch geworden war – wobei er, genau wie es Marx formuliert, die Niederträchtigkeit der vierziger Jahre mit der Niederträchtigkeit der zwanziger und dreißiger Jahre zu legitimieren versucht.

Politisch völlig richtig bemerkte Hermann Klenner in einem Brief an mich den Unterschied von Hugo und Savigny so: „Ich glaube nämlich, daß Savigny den Übergang der historischen Schule von einer feudalreaktionären in eine bürgerliche Richtung vollzogen hat.“

Eine besondere Verzerrung des Standpunktes der historischen Rechtsschule finden [151] wir später bei Dilthey (und vielen anderen), wenn er sie in der Vorrede zur „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ historisch so einordnet: „Am Ausgang des Mittelalters begann die Emanzipation der Einzelwissenschaften. Doch blieben unter ihnen die der Gesellschaft und Geschichte noch lange, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, in der alten Dienstbarkeit der Metaphysik. Ja die anwachsende Macht der Naturerkenntnis hatte für sie ein neues Unterwürfigkeitsverhältnis zur Folge, das nicht weniger drückend war als das alte. Erst die historische Schule – dies Wort in einem umfassenderen Sinne genommen – vollbrachte die Emanzipation des geschichtlichen Bewußtseins und der geschichtlichen Wissenschaft. In derselben Zeit, da in Frankreich das im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entwickelte System der gesellschaftlichen Ideen als Naturrecht, natürliche Religion, abstrakte Staatslehre und abstrakte politische Ökonomie in der Revolution seine praktischen Schlüsse zog, da die Armeen dieser Revolution das alte, sonderbar verbaute und vom Hauch tausendjähriger Geschichte unwitterte Gebäude des deutschen Reiches besetzten und zerstörten, hatte sich in unserem Vaterlande eine Anschauung von geschichtlichem Wachstum, als dem Vorgang in dem alle geistigen Tatsachen entstehen, ausgebildet, welche die Unwahrheit jenes ganzen Systems gesellschaftlicher Ideen erwies. Sie reichte von Winckelmann und Herder durch die romantische Schule bis auf Niebuhr, Jakob Grimm, Savigny und Böckh. Sie wurde durch den Rückschlag gegen die Revolution

⁵⁵ Marx/Engels, Werke, Bd. 1, a. a. O., S. 380.

verstärkt. Sie verbreitete sich in England durch Burke, in Frankreich durch Guizot und Tocqueville. Sie traf in den Kämpfen der europäischen Gesellschaft, mochten sie Recht, Staat oder Religion angehen, überall mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts feindlich zusammen. Eine rein empirische Betrachtungsweise lebte in dieser Schule, liebevolle Vertiefung in die Besonderheit des geschichtlichen Vorgangs, ein universaler Geist der Geschichtsbetrachtung, welcher den Wert des einzelnen Tatbestandes allein aus dem Zusammenhang der Entwicklung bestimmen will, und ein geschichtlicher Geist der Gesellschaftslehre, welcher für das Leben der Gegenwart Erklärung und Regel im Studium der Vergangenheit sucht und dem schließlich geistiges Leben in jedem Punkte geschichtliches ist. Von ihr ist ein Strom neuer Ideen durch unzählige Kanäle allen Einzelwissenschaften zugeflossen.“⁵⁶

Natürlich ist der Geist der historischen Schule gegen den der Aufklärung und der französischen Revolution gerichtet. Doch wenn Dilthey behauptet, daß diese ein „neues Unterwürfigkeitsverhältnis“ gebracht, von dem sie jene, die historische Schule, befreit hätte – Winkelmann, Herder, die Romantiker, Niebuhr, Grimm, Savigny als Zeugen gegen „die Unwahrheit jenes ganzen Systems gesellschaftlicher Ideen“ –, dann wird jeder fortschrittlicher Denker, der die Sachlage nicht genau kennt, unbewußt gegen die historische Schule eingenommen. Und das wäre für deren Anfangszeit und für manche ihrer Zweige – man denke an Jacob Grimm, Niebuhr oder Boeckh – grundfalsch.

Klenner hat in dem genannten Brief an mich eine glänzende Formulierung für die politische Rolle der historischen Schule gefunden: „Im Grunde hat Savigny den Prozess des sich an die Macht schleichens der deutschen Bourgeoisie juristisch vollzogen. [152] Sein gegen das Allgemeine Landrecht gerichtete Votieren für das römische Recht (seit seinem Fakultätseintritt 1810 wurde dieses zur Grundlage des Rechtsunterrichts gemacht) hat dazu beigetragen, daß das feudale Recht allmählich in den Hintergrund rückte, denn das römische Recht als Weltrecht der Warenproduktion, als rationales Schacherrecht steht dem Recht der bürgerlichen Gesellschaft viel näher als das feudale Recht. Und vor allem hat Savigny (und das in seiner späten Periode, nämlich 1840 in seinem System des heutigen römischen Rechts) Rechtsfiguren entwickelt, die das römische Recht nicht kannte, die aber der Kapitalismus braucht, vor allem die sogenannte juristische Person.“

Um zuerst auf den letzten Punkt einzugehen. Wir haben Savigny auch in seiner Spätperiode nicht als einen Reaktionär im Sinne eines „Ultras“ gekennzeichnet, denn ein „Ultra“ wäre eben nicht zu dem bedeutsamen Schritt der Schaffung der Rechtsfigur der sogenannten juristischen Person fähig gewesen.

Entscheidend für die Einschätzung des jungen Savigny aber ist die Formulierung Klenners vom „Prozeß des sich an die Macht Schleichens der deutschen Bourgeoisie“, das Savigny juristisch vollzogen hat. Genau das trifft auf den adligen Savigny zu, genau wie auf die anderen fortschrittlichen Adligen, die Humboldt, Stein, Hardenberg, Gneisenau und wie sie alle heißen. Wer waren denn die Träger des Fortschritts damals? Lenin charakterisiert sie als „ein paar Handvoll Adlige und ein paar Häuflein bürgerliche Intellektuelle“.⁵⁷

Und zu ihnen gehörte auch Savigny. In Deutschland gab es keine revolutionäre Bourgeoisie, die sich, wie in Frankreich, an die Spitze einer rebellischen Bewegung von Bauern und Handwerkern stellte und diese in die Revolution gegen den Feudaladel führte. Das, was es an fortschrittlicher Bewegung gab, waren vor allem eine Reihe einzelner hervorragender Bürger und Adliger, die den Weg der Reform gehen wollten, den Weg der „Diskontinuität im Rahmen der Kontinuität“, und unter diesen aus der deutschen Misere hervorragender Einzelgestalten finden wir damals, mit nicht wenigen von ihnen, und zwar gerade Bürgerlichen, in Arbeit und persönlicher Freundschaft verbunden, auch Savigny.

⁵⁶ W. Diltheys gesammelte Schriften, I. Band, Leipzig und Berlin 1922, S. XV f.

⁵⁷ W. I. Lenin, Werke, Bd. 27, Berlin 1960, S. 149 f.

Aber die Situation, in der die historische Rechtsschule entstand, ist noch viel komplizierter. Savignys Schrift „Vom Beruf“ entstand zwar auf Grund einer längeren Zeit neuer wissenschaftlicher Überlegungen, zugleich aber auch als Gelegenheitsschrift.

Was war die Gelegenheit? Damals war gerade eine echt patriotisch, ganz unter dem Eindruck des siegreichen Vormarsches gegen Napoleon geschriebene, Broschüre erschienen mit dem Titel „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland“. Ihr Verfasser, der Heidelberger Zivilrechtler Friedrich Justus Thibaut, hatte sie 1814, als er und andere Heidelberger deutsche Soldaten auf dem Marsch nach Paris im Quartier hatten, voller Begeisterung in 14 Tagen niedergeschrieben. Er forderte eine Kodifikation des gemeinen deutschen Rechts in Parallele zu dem kurz zuvor geschaffenen allgemeinen österreichischen Recht – ein von den „gebildeten deutschen Rechtsgelehrten verfaßtes bürgerliches Recht für ganz [153] Deutschland“, mit, den Besonderheiten jedes einzelnen Landes entsprechenden, Sonderbestimmungen für Preußen, Baden, Weimar etc.

Das Ganze war ein in „vaterländischer Begeisterung“ verfaßter Aufruf zur „juristischen Einigung“ Deutschlands.

Die Schrift von Savigny, die als Gegenschrift erschien und seiner Zeit die Fähigkeit zur Gesetzgebung absprach, muß also auch in engstem Zusammenhang mit der „patriotischen Bewegung“ seiner Zeit gesehen werden. Sie wirkt in doppelter Weise wie eine kalte Dusche auf die patriotische Begeisterung insofern, als sie einmal bestreitet, daß man sich einfach hinzusetzen brauche, um ein solches nationales deutsches Recht zu schaffen, dazu gehöre ein gründliches Studium des „Volkswillens“ in Vergangenheit und Gegenwart, und auch dadurch, daß Savigny behauptet, in der Gegenwart sei man gar nicht fähig, ein solches Studium sogleich zu unternehmen, dazu gehörten sehr ausgedehnte und lange Vorstudien.

Wie erklärt Savigny seine Haltung betreffend die Fähigkeit bzw. Unfähigkeit der Deutschen zur Schaffung eines Gesetzbuches in dieser Zeit?

Er wendet sich zunächst gegen die Auffassung, daß, da die Menschen immer einsichtiger würden, jede Zeit geeigneter wäre als die vorangehende, ein Gesetzbuch zu schaffen: „Baco forderte, daß die Zeit, in welcher ein Gesetzbuch gemacht werde, an Einsicht die vorhergehenden Zeiten übertreffe, wovon die nothwendige Folge ist, daß manchem Zeitalter, welches in anderer Rücksicht für gebildet gelten mag, gerade diese Fähigkeit abgesprochen werden muß. In den neuesten Zeiten haben sich besonders die Gegner des Römischen Rechts über solche Ansichten nicht selten entrüstet: denn die Vernunft sey allen Völkern und allen Zeiten gemein, und da wir überdem die Erfahrung voriger Zeiten benutzen können, so müsse unfehlbar, was wir verfertigen, besser als alles vorige werden. Aber eben diese Meynung, daß jedes Zeitalter zu allem berufen sey, ist das verderblichste Vorurtheil. In den schönen Künsten müssen wir wohl das Gegentheil anerkennen, warum wollen wir uns nicht dasselbe gefallen lassen, wo von Bildung des Staates und des Rechts die Rede ist?“⁵⁸

Mit vollem Recht weist Savigny darauf hin, daß es Blütezeiten der Wissenschaft gibt, genau wie solche der Kunst, und andere, in denen sie darniederliegen, und ebensolche Zeiten gibt es bald für diese oder bald für jene Wissenschaft.

In Deutschland, meint nun Savigny, war die jüngere Vergangenheit, das 18. Jahrhundert (er schreibt 1814), der Entwicklung der Rechtswissenschaft nicht günstig:

„Unglücklicherweise nun ist das ganze achtzehnte Jahrhundert in Deutschland sehr arm an großen Juristen gewesen. Fleißige Männer zwar fanden sich in Menge, von welcher sehr schätzbare Vorarbeiten gethan wurden, aber weiter als zu Vorarbeiten kam es selten. Ein zweyfacher Sinn ist dem Juristen unentbehrlich: der historische, um das eigenthümliche jedes Zeitalters und jeder

⁵⁸ Beruf, S 45 f.

Rechtsform scharf aufzufassen, und der systematische, um jeden Begriff und jeden Satz in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung mit dem Ganzen anzusehen, d. h. in dem Verhältniß, welches das allein wahre und natürliche ist. Dieser zweifache wissenschaftliche Sinn findet sich [154] ungewöhnlich wenig in den Juristen des achtzehnten Jahrhunderts, und vorzüglich ein vielfältiges flaches Bestreben in der Philosophie wirkte sehr ungünstig.“⁵⁹

Auch damit hat Savigny völlig recht.

Was aber die Gegenwart betrifft, so bemerkt er: „Ueber die Zeit, in welcher man selbst lebt, ist ein sicheres Urtheil sehr schwer: doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, ist ein lebendigerer Geist in unsre Wissenschaft gekommen, der sie künftig wieder zu einer eigenthümlichen Bildung erheben kann. Nur fertig geworden ist von dieser Bildung noch sehr wenig, und aus diesem Grunde läugne ich unsre Fähigkeit, ein löbliches Gesetzbuch hervorzubringen.“⁶⁰

Und schließlich hat Savigny noch ein sehr interessantes Argument, um die Unfähigkeit zur Gesetzgebung durch Zurückbleiben der juristischen Wissenschaft zu beweisen: „Vergleichen wir unsere juristische Literatur mit der literarischen Bildung der Deutschen überhaupt, und sehen wir zu, ob jene mit dieser gleichen Schritt gehalten hat, das Urtheil wird nicht günstig ausfallen, und wir werden ein ganz anderes Verhältniß finden, als das der Römischen Juristen zur Literatur der Römer. In dieser Ansicht liegt keine Herabsetzung, denn unsre Aufgabe ist in der That sehr groß, ohne Vergleichung schwerer als die der Römischen Juristen war. Aber eben die Größe dieser Aufgabe sollen wir nicht verkennen aus Bequemlichkeit oder Eigendünkel, wir sollen nicht am Ziel zu seyn glauben, wenn wir noch weit davon entfernt sind.“⁶¹ Wie spürt man in diesen Zeilen den Freund so vieler großer Dichter seiner Zeit, sein Bewußtsein, in einer literarisch großen Zeit zu leben – wie auch der vorangehende Hinweis auf die diskontinuierliche Entwicklung der Kunst auf sein Kunstinteresse deutet.

Also: Savigny tritt gegen die „unhistorische“ Rechtsauffassung der Aufklärung und der französischen Revolution, die so enormen Fortschritt gebracht haben, auf. Ist er dadurch reaktionär? 1814 in Deutschland, in Preußen? Natürlich nicht! Einmal hat er natürlich theoretisch mit dem Hinweis auf die Kontinuität recht, wenn auch theoretisch unrecht durch die Vernachlässigung der historischen „Komponente“ Revolution – Diskontinuität. Vor allem aber hat er politisch recht. Man kann sich leicht vorstellen, was für ein Deutsches Gesetzbuch in der Zeit der Reaktion nach 1815 zusammengebastelt worden wäre. Recht hat er auch mit der Feststellung der juristischen Unfähigkeit der Zeit zur Gesetzgebung unter Berücksichtigung des preußischen Halbfeudalismus. Denn welche Garantie konnte es geben, daß sich die wenigen großen fortschrittlichen Juristen dieser Zeit wie Thibaut, Savigny, Feuerbach gegenüber den „Staatsjuristen“ durchsetzen würden! Recht hat er darum auch gegen die fortschrittliche patriotische Forderung von Thibaut. Ein Recht, das ihm schwer fällt zu haben, wie schon die ersten Zeilen seiner Schrift andeuten: „In vielen deutschen Ländern hat jetzt ein äußeres Bedürfniß die Frage nach der besten Einrichtung des bürgerlichen Rechts angeregt, und so ist diese Frage, welche unsere Staaten lange Zeit auf sich beruhen lassen konnten, zur gemeinsamen Berathung der Staatsmänner und der Gelehrten gediehen. Aber noch ein edlerer Grund als das bloße Bedürfniß hat zu dieser öffentlichen Berathung gewirkt: das Gefühl, daß in der [155] abgewendeten Unterdrückung der deutschen Nation eine dringende Aufforderung an jede lebendige Kraft liegt, sich dieser Zeit nicht unwerth zu zeigen. Darum ist es nicht Anmaaßung, sondern recht und gut, wenn jeder, der ein Herz hat für seinen Beruf, und eine klare Anschauung von demselben, diese Anschauung öffentlich mittheilt, und die Rechtsgelehrten dürfen darin am wenigsten zurück bleiben.“⁶²

⁵⁹ Ebendort, S. 48.

⁶⁰ Ebendort, S. 49.

⁶¹ Ebendort, S. 50.

⁶² Ebendort, S. 1 f.

Hier wird so deutlich, wie nahe ihm der ganze Kreis der fortschrittlichen Reformer von Scharnhorst bis Schleiermacher. Darum ist auch die ganze Form der Polemik gegen Thibaut von einer edlen Zurückhaltung, wie wir sie kaum je wieder in der wissenschaftlichen Literatur finden. Und das, obgleich sie sich nicht nur in der Frage, ob jetzt ein Gesetzbuch für Deutschland herausgebracht werden sollte, sondern auch prinzipiell in der Frage „unhistorisches“ Recht, Naturrecht gegen historisches Recht, gegenüberstanden. Aber der „patriotische“ Gegensatz überwiegt im Denken Savignys gegenüber Thibaut – zumal sie auch Freunde waren. Darum präzisiert er auch gleich zu Beginn seiner Schrift seinen Standpunkt gegenüber Thibaut so: „Aber es giebt einen zweyfachen Streit, einen feindlichen und einen friedlichen. Jenen führen wir, wo wir Ziel und Zweck verwerflich finden, diesen wo wir Mittel suchen zu gemeinsamen löblichen Zwecken.“⁶³

Und auch in dem Schlußteil seiner Schrift, in dem er sich wieder ganz speziell mit Thibaut auseinandersetzt, bemüht er sich nicht nur, die so guten Absichten desselben anzuerkennen, sondern auch so viel Gemeinsames wie möglich herauszuarbeiten. Seine letzten Sätze zu Thibaut lauten: „Auch in der Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes treffen wir überein, denn wir erkennen ihn beide für mangelhaft. Sie aber sehen den Grund des Uebels in den Rechtsquellen, und glauben durch ein Gesetzbuch zu helfen: ich finde ihn vielmehr in uns, und glaube, daß wir eben deshalb zu einem Gesetzbuch nicht berufen sind.“⁶⁴

Natürlich sind alle Argumente Savignys unsinnig nach einer Revolution oder in Anbetracht einer kommenden Revolution, auf die man hinarbeitet. Weder die juristische Durchdringung des Stoffes noch die Sprache, noch gar die historische Verarbeitung des Stoffes spielen in einer Revolution eine Rolle gegenüber all den neuen Rechtsideen und Rechtstatsachen, die eine Revolution hervorbringt.

Aber in Deutschland herrschte damals keine Revolution, war auch keine revolutionäre Situation und Savigny selbst war natürlich ebenso wenig ein Revolutionär wie der Freiherr vom Stein oder Wilhelm von Humboldt.

Nur wenn man historische Maßstäbe anlegt, kann man dem Savigny der Jahre von 1779 bis 1819 gerecht werden. Wird man ihm aber gerecht, dann wird man ihn als großen Wissenschaftler und Juristen in dieser Zeit anerkennen, der wahrlich kultureller Vererbung wert ist.

Den Savigny von 1820 bis 1861 aber können wir der Vergessenheit überlassen, in die er bei allen außer Historikern der Rechtswissenschaft gefallen ist; diese werden seiner natürlich stets als eines „Reiniger“ des römischen Rechts von so vielen [156] „Ergänzungen“ und „Verbesserungen“ während mehr als eines Jahrtausends gedenken, als eines tüchtigen Restaurators und Interpreten.

Und das bringt uns noch einmal auf die Frage: Savigny ein „Klassiker oder Romantiker“ des Rechts? Wenn man Klassik und Rückkehr zur (oder Renaissance der) Kultur der Antike in Beziehung bringt, dann war Savigny ganz eindeutig ein Klassiker mit seiner Wiedererweckung des echten römischen Rechts. Wenn man unter Romantik die Wendung zu den Werten des „deutschen Mittelalters“ versteht, dann war Savigny mit seinen Studien der Entwicklung des römischen Rechts und seiner Rolle im Mittelalter ein Romantiker. Wenn man an die Abneigung Savignys gegen Schiller denkt, dann war er entschieden kein Klassiker. Wenn man aber daran denkt, daß ein Romantiker wie Achim von Arnim für das Allgemeine Preußische Landrecht (also eines ebenso wie der Code Napoleon und das damalige Österreichische Gesetzbuch nach Savignys Ansicht vom Fürsten oktroyiertes und nicht „im Volk gewachsenes“ Recht) gegen Savigny eintritt, dann waren offenbar beide keine Romantiker. Ich glaube nicht, daß Savigny einer der beiden „Richtungen“ zugeschrieben werden kann, ebensowenig wie eine der beiden

⁶³ Ebendort, S. 3.

⁶⁴ Ebendort, S. 161.

„Richtungen“ so genau definiert werden kann, daß ihre Haltung zu bestimmten Problemen (zum Beispiel den von Savigny behandelten) klar auch nur für ihre hervorragendsten Vertreter dargelegt werden kann. So richtig darum solche Unterscheidungen wie Klassik und Romantik sind, so falsch wäre es, sie auf einzelne Persönlichkeiten, die nicht hervorragend in ihnen tätig waren, anzuwenden und umgekehrt zu verlangen, daß einzelne Persönlichkeiten als zu dieser oder jener Richtung gehörend festgelegt werden können.

4. Nur eine Biographie der Jugend?

Wenn wir sagten, daß wir auch heute noch des Savigny von 1779 bis 1819 gedenken, den Savigny von 1820 bis 1861 aber der Vergessenheit überlassen sollen, dann wirft das die Frage auf, ob es marxistische Biographien geben sollte, die sich nur mit der Jugend eines Menschen beschäftigen und die Jahre, sagen wir im Falle von Savigny von 41 bis 82, in einem kurzen Schlußkapitel als Verfall behandeln. Wohl gemerkt, es handelt sich nicht um die Frage einer Jugendbiographie an sich. Selbstverständlich ist eine Jugendbiographie von Goethe oder Marx voll berechtigt, eben als Biographie einer Jugend, der eine andere über die spätere Zeit folgen kann oder nicht. Es handelt sich hier nicht um die Frage einer Jugendbiographie als Spezialbiographie, sondern um die Biographie eines Mannes, der schließlich 82 Jahre alt wurde, von dem aber nur die Jugend für uns biographischen Wert hat. Im Grunde also handelt es sich um eine volle Lebensbiographie, die sich jedoch nur um das „erwürdige“ Leben kümmert und daher nur die Jugend umfaßt.

Mir scheint ein solches Vorgehen voll berechtigt.

Für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften liegt die Problematik jedoch etwas anders. Und hier kann eine Grenze des Nutzens biographischer Literatur für die Gesellschaftswissenschaften liegen.

Stellen wir uns vor, daß ein Verlag fragen würde, ob es lohnend wäre, in einer [157] sozialistischen Gesellschaft eine Biographie von Savigny herauszubringen. Die Antwort sollte meiner Ansicht nach lauten: Nein – wohl aber würde es mir richtig erscheinen, eine Biographie des jungen Savigny herauszubringen.

Stellen wir uns nun aber vor, jemand schreibe eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften. Dann schiene es mir gerade im Falle von Savigny richtig, das Gesamtwerk Savignys zu betrachten, die Keime der Reaktion, zumindest die Möglichkeiten der Reaktion, schon im Jugendwerk aufzuzeigen, den Verfall einer Wissenschaftsschule zu analysieren, und eventuell auch im Alterswerk noch Spuren des Fortschritts zu entdecken, die verhinderten, daß aus dem Reaktionsnär ein „Ultra“ wurde.

Warum aber haben wir in diesen Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften nur das fortschrittliche Werk des jungen Savigny behandelt? Weil es uns hier darauf ankam, das von der zweiten Hälfte seines Lebens so völlig verdunkelte Bild des Gesamtwerks, der Gesamtgestalt wieder in ein richtiges Licht zu setzen und so für Savigny und für uns ein nicht unwichtiges Kapitel deutscher Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert zu retten. Und auch, wie es mir scheint, um einige Probleme der Geschichte wie auch der Theorie der Gesellschaftswissenschaften, die uns auch heute noch beschäftigen, ein wenig herauszuarbeiten. Unter ihnen zum Beispiel die Problematik der Kontinuität und Diskontinuität im Zusammenhang mit der jeweiligen historischen Situation. [158]

Anmerkungen zu „Savigny“

Von Hermann Klenner

Lieber Genosse Jürgen Kuczynski,

natürlich habe ich mich über Dein, wie Du schriebst, „ungezogenes Attentat“ gefreut, mich mit Deinem Savigny-Manuskript zu überfallen; denn ich finde es wunderbar, daß Du in Deinen Studien zur Wissenschaftsgeschichte auch eines (bürgerlichen) Juristen gedenken willst und noch dazu eines so harten Brockens, wie es der „Savigny“ nun einmal ist. Da ich, Dich und Deine Diskutierfreudigkeit seit vielen Jahren nunmehr kennend und – pardon – verehrend, nicht annehme, daß Du an einem Ja- und Amen-Votum, sondern als Dialektiker an der Triebkraft Widerspruch interessiert bist, nachfolgend einige Gedanken, die ihrerseits auch nicht mein letztes Wort sind.

Die vorliegende Studie ist der erste Versuch eines Marxisten, die Biografie Savignys für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaft zu erschließen. Schon diese Tatsache verdient Beachtung und zustimmende Würdigung. Denn bei Savigny handelt es sich um einen die Geschichte der Rechtswissenschaft durch Schulbildung und -profilierung beeinflussenden bürgerlichen Gelehrten, dessen internationale Wirkung (vgl. die Zusammenstellung bei Koschaker, *Europa und das Römische Recht*, München 1966, S. 276) ein in der Neuzeit von Juristen selten erreichtes Ausmaß erlangt hat; diese Wirkung erstreckt sich übrigens nicht nur auf die rechtswissenschaftliche *Lehre und Literatur*, sondern auch auf die juristische, vor allem auf die Gesetzgebungspraxis. Hinzu kommt, daß Savigny zumindest in zweifacher Weise allgemeinere Geschichte gemacht hat: seine erfolgreiche Attacke gegen die kodifizierende Übernahme des Code civil für das Deutschland der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einerseits und andererseits seine erfolglosen ministeriellen, durch die Revolution von 1848 beendeten Versuche, die preußische Gesetzgebung in wichtigen Bereichen zu reformieren. Da Savigny überdies in vielfältiger Weise durch seine persönlichen Beziehungen in die Entwicklung der klassischen und romantischen Poesie eingegriffen und mit den führenden Geschichts- und Sprachwissenschaftlern seiner Zeit Umgang gehabt hat, wird es geradezu und nicht nur für die Rechtswissenschaft höchste Zeit, die Savigny-Lücke zu schließen.

Um das tun zu können, bedarf es freilich eines außergewöhnlich breit gefächerten Wissens und eines nicht unbeträchtlichen Mutes – über beides verfügt, wie jedermann weiß, Jürgen Kuczynski – so daß bei Dir die Angelegenheit in besten Händen ist.

Neben einer bewundernswert vielfältig angelegten Einschätzungsbasis, die dem Leser neben einer Stoff-Fülle die Möglichkeit eigener Urteilsbildung eröffnet, wirfst [159] Du eine ganze Reihe von Problemen auf, von denen einige völlig neu sind, und lieferst Antworten auf die von anderen und von Dir aufgeworfenen Fragen, die zum Teil von überraschender Neuartigkeit sind, zum Beispiel Deine Antwort auf die Frage, wie Marxens Kritik der Historischen Rechtsschule von 1842 eigentlich gemeint sei.

Deinem Grundgedanken, daß Savigny in der damaligen Epoche des europäischen Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus auf der bürgerlichen, d. h. der damals alles in allem fortschrittlichen Seite gestanden und diesen Prozeß auf seine Weise mit durchzusetzen geholfen hat, kann ich (bei allen Einwendungen, die ich weiter unten zu erheben haben werde) ‘nur zustimmen. Bereits diese Auffassung ist aber alles andere als selbstverständlich. Gewöhnlich wird von Marxisten (anders einige sowjetische Wissenschaftler) Savigny unter die Feudalideologen eingestuft, womit freilich eine detaillierte und geschichtstreue Würdigung seines literarischen Lebenswerkes nicht bewerkstelligt werden kann und wohl auch daher eben unterlassen worden ist.

Ferner stimme ich Deiner Beantwortung der immer wieder aufgeworfenen Frage zu, ob Savigny der „Romantik“ oder der „Klassik“ zuzurechnen sei. Die Antwort auf diese Frage hat übrigens methodologische Bedeutung über den konkreten Fall hinaus.

Wenn ich nachfolgend einige Einwände gegen Dein Konzept erhebe oder Deine Urteile zu differenzieren vorschlage, so soll das nicht etwa den Wert der vorgelegten Savigny-Studie mindern oder als Einwendung gegen deren Veröffentlichung aufgefaßt werden. Im Gegenteil, beim gegenwärtigen Forschungsstand wäre eine Arbeit über das Haupt der Historischen Rechtsschule, die *keinen* wissenschaftlichen Meinungsstreit auslösen würde, wertlos. Wir können also froh sein, daß Du eine solche das Weiterdenken anregende und befruchtende Studie geschrieben hast.

Nun zu einigen Problemen, die ich in der Form von Einwendungen gegen Deine Thesen oder mit dem Vorschlag, sie zu konkretisieren oder zu differenzieren, vorbringe.

a) Zunächst einmal zu der Frage, wen wollte Marx eigentlich mit seinen scharfen Attacken gegen die Historische Rechtsschule in der Rheinischen Zeitung, in der Deutschen Ideologie und anderwärts treffen? Du sagst sehr richtig, daß Marx den Begründer der Historischen Schule, Gustav Hugo, frontal angriff, aber im wesentlichen Savigny meinte, den er in der Rheinischen Zeitung durch zwei Nebenbemerkungen eindeutig sichtbar machte, aber aus Zensurgründen in den Hintergrund treten ließ. Übrigens scheint es auch so etwas Ähnliches wie eine Arbeitsteilung zwischen Ruge (contra Savigny), Marx (contra Hugo) und Engels (contra Leo) gegeben zu haben¹. Aber ich glaube nicht, daß Marx nur oder in erster Linie die Historische Rechtsschule angriff, weil ihr anerkanntes Oberhaupt Savigny gerade Minister geworden war oder der König, wie Engels es ausdrückte², sich der Historischen Rechtsschule angeschlossen hatte. Es handelte sich nämlich für Marx und Engels nicht um die *politischen* Verirrungen einer *theoretischen* Richtung und auch nicht um eine Entartungsphase einer früher einmal besseren Theorie.

[160] Grade indem Marx den Hugo angreift, der seit etwa 1790 das praktiziert hatte, was von Savigny 1814/1815 zu einem theoretischen Konzept verdichtet und anschließend von ihm, in zwei mehrbändigen Fundamentalwerken, einmal historisch (1815-1831) und das andere Mal systematisch (ab 1840) ausgebreitet worden ist, zielt er auf die Kontinuität des Wirkens der Historischen Rechtsschule.

Überdies sahen Marx und Engels stets den Zusammenhang zwischen Hugo, Savigny, Leo, Stahl, Adam Müller und Haller, nannten sie oft genug in einem Atemzug, und Marx wollte ja auch ursprünglich vier inhaltlich zusammengehörende Aufsätze an Ruge Zur Veröffentlichung einsenden, einen „über religiöse Kunst“, einen „über die Romantiker“, einen über „die positiven Philosophen“ und dann eben den über „das philosophische Manifest der Historischen Rechtsschule“, letzterer ist der einzige Aufsatz, der tatsächlich geschrieben oder jedenfalls erhalten geblieben ist³.

Es ging also Marx und Engels nicht, wie Du schreibst, um den alten (im Gegensatz zum jungen) Savigny, sondern um eine Auseinandersetzung mit den ideologischen Grundlagen der reaktionären Politik der herrschenden Klasse von damals, und diese Grundlagen sind auch und vor allem von den Vertretern der Historischen Rechtsschule und der christlich-organischen Staatslehre geschaffen worden, so haben es Marx und Engels immer wieder empfunden⁴. Dabei kann keine Rede davon sein, daß Savignys gesetzgeberische Taten des Jahres 1842 ein *Mißbrauch* der philosophischen Konzeption der Historischen Rechtsschule waren, es handelte sich durchaus um ihren Gebrauch.

Daß Marx auch nicht zwischen dem Jugend- und dem Alterswerk des Theoretikers Savigny unterscheidet, ergibt sich ferner daraus, daß der (vormarxistische) Marx von 1842 das philosophische Konzept der Historischen Rechtsschule weitgehend mit Argumenten angreift, die von Hegel und Gans geschmiedet und jedenfalls (wenn auch dialektisch, so doch) idealistischer Natur sind. Und sowohl Hegel wie auch Eduard Gans haben das theoretische Konzept Savignys

¹ H. Jaeger, Savigny et Marx, in: Archives de Philosophie des Droit, Paris 1967, T. XII, p. 73.

² Marx/Engels, Werke, Berlin 1959–1968, Bd. 1, S. 447.

³ MEGA, Berlin 1975, 111/1, S. 26. – Daß Marx in seiner Studienzeit auch Adam Müller und Haller gelesen und verachtet hat, bezeugt Engels (Werke, Bd. 38, S. 480).

⁴ Vgl. Marx/Engels, Werke, Bd. 1, S. 34 f., 40, 52, 75, 78 ff.; Ergänzungsband, Teil 2, S. 122 ff.; Bd. 3, S. 296.

von 1814/15 vor Augen, nicht aber die späten Arbeiten Savignys, die haben sie nämlich gar nicht mehr erlebt.

Marx hat im gleichen Jahr, in dem er bei Savigny Vorlesungen hörte, auch die Vorlesungen von Gans besucht⁵, und es gab damals an der Berliner Fakultät keinen schärferen Gegensatz als zwischen diesen beiden (Victor Hugo erwähnt ihn sogar in den „Elenden“). Bekanntlich hat Savigny aus Verärgerung über die Berufung von Gans ab 1829 nicht mehr an den Fakultätsgeschäften teilgenommen und sich beschwerdeführend an den Kronprinzen, seinen Schüler, gewandt⁶.

Dabei handelte es sich mitnichten um persönliche Querelen oder gar darum, in [161] der Wissenschaftsentwicklung Intrigen als Produktivkraft zu verwenden. Auch Heinrich Heine, der sowohl bei Hugo (Harzreise!) als auch bei Savigny Vorlesungen gehört hatte, hat seine bissigen Bemerkungen über den „süßlichen Troubadour der Pandekten“^{*} nicht aus persönlicher Antipathie gegen Savigny gemacht, sondern aus einer entgegengesetzten ideologischen Haltung.

Und diese ideologische Entgegensetzung kam am konzentriertesten in der Rolle zum Ausdruck, die die Vertreter der beiden Richtungen der *Vernunft* im gesellschaftlichen Zusammenleben einzuräumen bereit waren, ein Gegensatz, der den jahrhundertelangen Kampf der Bourgeoisie, mittels einer *rationalen* Weltanschauung die *theologische* Weltanschauung des Mittelalters abzulösen, in ein Endstadium brachte. Während die Vernunftrechtler einen Katalog ewiger, dem positiven Recht größtenteils entgegengesetzter Naturrechte aufstellten, legitimierte die herrschende Ideologie die bestehende Rechtsordnung als göttlich.

Gustav Hugo war es nun, der auf eine Weise, die in Deutschland Schule machen sollte, diesem Gegensatz und damit der revolutionären Potenz des Naturrechts die Spitze abubrechen versuchte, indem er das Naturrecht zu einer „Philosophie des *positiven* Rechts“ (so der Titel seines Naturrechtslehrbuches von 1797, dessen 4. Auflage von 1819 Marx dann aufs Korn nahm) degradierte. Demzufolge wurde in Hugos Darlegungen die Vernunft auf den miserablen Inhalt des damals geltenden Rechts heruntergebracht, womit das Naturrecht als *Veränderungs*ideologie der Gesellschaft – mit ihren Argumenten waren Revolutionen gemacht worden! – nahtlos in eine *Legitimations*ideologie der Gesellschaft transformiert werden und das Argumentationsarsenal der Vernunft vom Richterstuhl durch die eine Behauptung „wie es ist, ist es richtig, weil es so war“ verdrängt werden sollte.

Es war klar, daß jeder Anhänger dieser sich als historisch bezeichnenden Position von Hegel, dem Vollender der bürgerlichen Naturrechtskonzeption, als sein Antipode empfunden werden mußte (und es ist besonders schade, daß Du das Verhältnis Savigny-Hegel aussparen zu können, geglaubt hast). Wohl gemerkt, Hegel zielte nicht auf die Unterscheidung zwischen vernunftloser Gewalt und gewaltloser Vernunft. Er lehnt jede Erbauungsutopie bloß subjektiven Hoffens als unphilosophisch ab, seine Naturrechtslehre läßt für einen Dualismus von positivem und von natürlichem Recht keinen Raum. Er will die Zwiespältigkeit einer lediglich mit dem *Verstand* operierenden Rechtswissenschaft (einer, wie er direkt gegen Hugo gewandt formuliert: Mathematik ohne Vernunft⁷) und einer der *Vernunft* unterliegenden Rechtsphilosophie überwinden. Daher bettet er wie das Denken über das Recht auch das Recht selbst in den Strom der Geschichte und liefert so der Absicht und Anlage nach eine *historische* Theorie der Gesellschaft. Verglichen mit Hegel verfahren die Anhänger der sog. Historischen Rechtsschule nicht nur antirational sondern auch unhistorisch, zumal sie als Nichtdialektiker wohl die Kategorie des *Entstehens* nicht aber die des *Vergehens* des einmal Entstandenen kannten.

⁵ Vgl. Karl Marx, Dokumente seines Lebens, Leipzig 1970, S. 95.

⁶ Vgl. A. Stoll, Savigny, Berlin 1929, Bd. 2, S. 184, 404. – Die Antwort des Kronprinzen (Schwan und Gans dürfen nicht auf demselben Teiche schwimmen, der sonst zur Pfütze werde) findet sich bei Stoll, ebenda, Bd. 3, S. 281.

* Sammlung von Rechtsansichten und Aussprüchen berühmter Juristen, (Hauptbestandteil des Corpus juris).

⁷ Hegel, Rechtsphilosophie (§ 3), Stuttgart 1974, Bd. 2, S. 98 ff. Dazu Klenner, in: Hegel-Jahrbuch 1971 (ed: W. R. Beyer), Meisenheim 1972, S. 164 ff.

Und deshalb gerieten sie in das Feuer der Kritik Hegels und seiner Schüler. Hegel [162] selbst attackierte in seiner „Rechtsphilosophie“ (§ 3) Hugo mit dem tödlichen Argument, daß die geschichtliche Erklärung eines bestehenden Rechts nicht zu seiner zeitlosen Rechtfertigung ausgedehnt werden dürfe, (worauf sich Hugo in einer Rezension dieses Werkes rächte, auf die wiederum Hegel replizierte⁸, er wies nach, daß nicht das Alter eines Rechts seine Legitimationsgrundlage sein könne, denn hundertjähriges positives Recht gehe mit recht zugrunde, wenn die Basis wegfallt, welche die Bedingung seiner Existenz ist⁹. In seinen rechtsphilosophischen Vorlesungen an der Berliner Universität hat Hegel (wie auch in deren Buchausgabe zu § 211) stets Savignys Meinung von 1814, das deutsche Volk sei zur Gesetzgebung nicht reif, als Schimpf und Schande bezeichnet.

Die Junghegelianer, wie schon Eduard Gans, schwammen also ganz im Fahrwasser ihres großen Meisters, wenn sie der „Hundezunft“ der Historischen Rechtsschule, der Ausdruck stammt von Heine, vorwarfen, sie wolle die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart machen und dem Neugeborenen mit der Leiche des Vaters die Tür verrammeln. Und genau auf dieser Linie liegt Engels' These, daß aller Organismus unorganisch wird, sobald er stirbt¹⁰, liegt Marx' Attacke gegen diejenigen, welche die Vernunft der Geschichte erschlagen, „um hinterher ihren Knochen den historischen Reliquiendienst zu erweisen“¹¹, gegen eine Schule also, „welche die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimiert“¹², wie ja auch (der vormarxistische) Marx unter Ausnutzung der Hegelschen Einheit von Jurisprudenz und Philosophie den reaktionären Ehescheidungsgesetzentwurf, den Preußens Gesetzgebungsminister Savigny vorgelegt hatte, kritisiert¹³.

Zu diesem Punkt möchte ich zusammenfassend feststellen, daß die Kritik des jungen Marx am „philosophischen Manifest der Historischen Rechtsschule“ weder allein dem *Praktiker* Savigny galt noch auf bloße *Verzerrungen* eines ursprünglich anders gemeinten Gedankenguts gerichtet war sondern auf den theoretischen Kern der Historischen Rechtsschule, wie er zunächst von Hugo, dann aber vor allem von Savigny entwickelt worden war, zielte.

b) Damit ist aber auch bereits angedeutet, daß von einem Bruch zwischen Hugo und Savigny oder zwischen dem jungen und dem alten Savigny nicht die Rede sein kann, den Du, hierin Mitteis folgend, als konstitutives Element seiner Savigny-Konzeption annimmst. Zu dieser „Bruch“-Theorie daher einige Bemerkungen.

Wenn es auch kein Beweis ist, aber ein Indiz immerhin: Savigny hat sich zeitlebens zu Hugo bekannt, angefangen bei seiner Rezension von Hugos „genialischer“ Rechtsgeschichte (1806) und endend mit seinem Gedächtnisaufsatz zu dessen golde-[163]nem Doktorjubiläum (1838), in dem von einem fortwährenden wechselseitig behelrenden Gedankenaustausch zwischen beiden berichtet wird¹⁴.

Und Savigny empfand sein eigenes Spätwerk, das seit 1835 geschriebene und zwischen 1840 und 1849 in acht Bänden veröffentlichte „System des heutigen Römischen Rechts“ als in schönster Kontinuität zu seinen beiden programmatischen Veröffentlichungen der Jahre 1814/15 stehend.¹⁵

⁸ Der ganze Vorgang ist abgedruckt bei M. Riedel (ed). Materialien zu Hegels Rechtsphilosophie, Frankfurt/M. 1975, Bd. 1, S. 67 ff. Vgl. auch Hegel, Die Vernunft in der Geschichte, Berlin 1966, S. 22.

⁹ Hegel, Politische Schriften, Berlin 1970, S. 168.

¹⁰ Marx/Engels, Werke, Ergänzungsband, Teil 2, S. 126.

¹¹ MEGA, I/1, S. 167.

¹² Marx/Engels, Werke, Bd. 1, S. 380.

¹³ Savigny, Vermischte Schriften, Berlin 1850, Bd. 5, S. 222 ff.; MEGA, I/1, S. 263.

¹⁴ Savigny, Vermischte Schriften, Bd. 5, S. 36 (1806); Bd. 4, S. 207 (1838).

¹⁵ Savigny, System des heutigen Römischen Rechts, Berlin 1840, Bd. 1, S. XVI. Auch in seinen Briefen an Perthes und Bang (Dezember 1839) betont Savigny die Kontinuität seiner Gedanken in den letzten vierzig Jahren (abgedruckt bei A. Stoll, Savigny, Bd. 3, Berlin 1939, S. 519, 522).

Es ist unverkennbar, daß sich in der *persönlichen Haltung* Savignys eine sich vor allem seit seinem in der Restaurationsperiode erfolgten „Aufstieg“ in hohe und höchste Staatsämter verstärkende Tendenz zum Reaktionären zeigt, hier aber steht seine *wissenschaftliche Leistung* zur Debatte. Die persönliche Haltung eines Wissenschaftlers im Positiven wie im Negativen überzubewerten, führt zu jenem Moralisieren, das in der Wissenschaftsgeschichte leider auch von manchen Marxisten als materialistisch ausgegeben wird (und das ein Verständnis für die wirkliche Größe der Gedankenwelt etwa von Hobbes oder Hegel unmöglich macht).

Sah der zwanzigjährige Student Savigny¹⁶ noch im Studium des Naturrechts die Grundlage der Rechtswissenschaft (wenn er ihm auch schon wegen seiner Beziehung zur französischen Revolution skeptisch gegenüberstand), so hat er in seiner in der Nachschrift von Jacob Grimm erhaltenen Vorlesung von 1802/03 aus seiner inzwischen gewonnenen Auffassung von der Gleichgültigkeit, ja der Nutzlosigkeit des Naturrechts kaum noch einen Hehl gemacht: die Naturrechtslehren der Juristen würden nur die römischen Rechtswahrheiten als auf philosophischem Weg gewonnen ausgeben, und die Naturrechtslehren der Philosophen seien noch abstrakter, leerer und magerer, jedenfalls: Rechtswissenschaft könne ebenso gut ohne Naturrecht als mit solchem studiert und betrieben werden¹⁷.

Bereits in seinem ersten großen Werk, in seinem „Das Recht des Besitzes“ (1803), hat Savigny dann mit bewunderungswerter Folgerichtigkeit, d. h. unter konsequenter Mißachtung der zeitgenössischen Eigentums- und Besitzprobleme einerseits und deren Widerspiegelung in den Systemen der großen Philosophen andererseits, das römische Besitzrecht unmittelbar aus den Quellen des Corpus Juris, d. h. in *reiner* nicht durch ihre tatsächliche Anwendung im deutschen Spätmittelalter verunstalteten Form, also in vollendeter Architektonik dargestellt. Dieses epochemachende Werk entspricht folglich genau der Einschätzung, die Marx von der Historischen Rechtsschule gegeben hat¹⁸, denn Savigny mutet bereits hier dem Schiffer zu, statt auf dem Strom auf der Quelle zu fahren! (Übrigens hat Eduard Gans eine spezielle Streitschrift gegen Savignys „Recht des Besitzes“ verfaßt¹⁹ und sein Student Marx mit bei Hegel aus-[164]geliehenen Argumenten gegen die unphilosophische Position dieses Buch polemisiert²⁰).

Sein theoretisches Konzept hat Savigny in zwei kleineren Gelegenheitsschriften, in seinem „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (1814) –hier beruft er sich übrigens mehrfach auf Hugo – und in seinem Einleitungsaufsatz „Über den Zweck der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ (1815) veröffentlicht. In Auseinandersetzung mit der als „unhistorisch“ bezeichneten Naturrechtsschule, deren Vertreter in der Geschichte lediglich eine moralisch-politische Beispielsammlung sähen, wird das Verhältnis der Vergangenheit zur Gegenwart als das Grundproblem bezeichnet, das die Vertreter der „geschichtlichen Schule“ mit der Zentralthese geklärt hätten, daß jedes Zeitalter seine Welt nicht für sich und willkürlich sondern in unauflöslicher Gemeinschaft mit seiner ganzen Vergangenheit hervorbringt²¹.

Nun ist diese These für sich genommen durchaus richtig (und stellt keine Gegenthese zu den durchaus historisch argumentierenden Fichte und Hegel dar), aber ihr Pferdefuß wird sofort sichtbar, wenn man sie erstens in den zeitlichen Kontext zu der historischen Situation stellt, in der sie veröffentlicht wurde, und wenn man sie zweitens in ihrer Handhabung durch Savigny selbst überprüft. Beides ist unbedingt notwendig.

¹⁶ Savigny, Brief an C. v. Neurath, Ende 1798, Anfang 1799, abgedruckt bei: Stoll, Der junge Savigny, Berlin 1927, S. 70.

¹⁷ Savigny, Juristische Methodenlehre (1802/03), Stuttgart 1951, S. 49 f.

¹⁸ MEGA, I/1, S. 191.

¹⁹ Gans, Über die Grundlage des Besitzes, Berlin 1839.

²⁰ MEGA, III/1, 8. 11; Savigny, Das Recht des Besitzes, Gießen 1803, S. 4 f.

²¹ Savigny, Vermischte Schriften, Bd. 1, S. 108 ff.

(1) In jeder Übergangsepoche nämlich, und Savignys Zeit war nun einmal die Epoche des (überfällig gewordenen) Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, stellt sich nämlich die Frage nach dem Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart vor allem unter dem Gesichtswinkel der Zukunft. Und noch immer haben die jeweils reaktionären Klassen in den Übergangsepochen von einer Gesellschaftsformation zur anderen die „Geschichte“ beschworen, um der Zukunft das Tor zu verrammeln, noch immer haben sie die erforderlichen sozialen Veränderungen als traditionslose „Willkür“ gebrandmarkt und den angeblich organischen Wachstumsprozeß der Gesellschaft als keiner politischen (und juristischen) Umwälzung bedürftig hingestellt. Noch immer haben in dieser Situation die Vertreter der progressiven Klassen sich aus der „Geschichte“ Kraft und Argumente geholt, um die anstehenden, das Gesicht der Gesellschaft grundsätzlich verändernden Maßnahmen durchführen zu können.

Gerade weil in neuerer Zeit die Konzeption der Historischen Rechtsschule –Savigny: die Ansicht, nach welcher die ganze Rechtswissenschaft nichts anderes ist als die Rechtsgeschichte, ist die würdigste, die für unsere Wissenschaft gefaßt werden kann²² – in gefährliche Nähe zur Rechts- und Gesellschaftstheorie des Marxismus gebracht worden ist²³ – Marx: es gibt nur *eine* Wissenschaft, die Wissenschaft von der Geschichte²⁴ – muß auf die undialektische, also unhistorische Geschichtsauffassung der Savigny und Hugo verwiesen werden. Zugespitzt gesprochen untersuchte die Historische Rechtsschule nicht die Gegenwart als ein Gewordenes (und die Zu-[165]kunft Gebärendes), sondern das Gewesene als Gegenwärtiges, nicht die Gegenwart (und Zukunft) der Geschichte sondern die Geschichte als Gegenwart.

(2) Und noch deutlicher wurde der beabsichtigte Sinn der geschichtsphilosophischen Forderung der Rechtswissenschaft in ihrer Anwendung durch Savigny selbst. Seine These, daß das Recht seinen Grund im geistigen Dasein des Volkes habe, daß es wie dessen Sprache kein willkürlich gemachtes und daher ebenso wenig willkürlich ablegbares Kleid sei, daß es kein Dasein für sich habe, vielmehr das Leben des Menschen, von einer besonderen Seite angesehen, selbst sei²⁵ – und in diese Sätze könnte man einen progressiven Sinn legen – waren gegen das progressivste Gesetzbuch von damals, den die Ergebnisse der französischen Revolution absichernden Code Civil und gegen dessen Rezeption in deutschen Landen gezielt und dienten gleichzeitig zur Rechtfertigung einer juristischen Forschungsmethode, die stets nach hinten losging und deren fortschrittliche Teilergebnisse, wir werden das noch sehen, erschlichen sind. Zutreffend ist von Hermann Kantorowicz der Kerngedanke der Historischen Rechtsschule so charakterisiert worden: „Law, like civilisation in general, is the emanation of unconscious, anonymous, gradual, and irrational forces in the individual life of a particular nation“ [Das Gesetz ist, wie die Zivilisation im Allgemeinen, die Emanation [Hervorgehen] unbewußter, anonymer, allmählicher und irrationaler Kräfte im individuellen Leben einer bestimmten Nation.]²⁶.

So hat eben Savigny mit seiner unmittelbar im Anschluß an seine beiden Programmschriften geschriebenen „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ (1815 bis 1851) nicht nur die Grundlagen einer deutschen Mediävistik als einer Literatur-(und nicht einer Wirklichkeits-)geschichte des Rechts, einer Ideen- und keiner Interessengeschichte gelegt, sondern er hat (wie seine durch seine Hilfe die zivilistischen Professuren in Deutschland besetzenden Schüler) und

²² Ebenda, Bd. 5, S. 2 f.

²³ F. Wieacker, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1967, 8. 358 f.

²⁴ Marx/Engels, Werke, Bd. 3, 8. 18, 539.

²⁵ Savigny, Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814, S. 8 ff, 30; Heidelberg 1828 (2. Auflage), S. 164.

²⁶ Kantorowicz, Savigny and the Historical School of Law, in: Law Quarterly Review, vol. 53, p. 340 (1937). – Der doch für abgewogenes Urteil bekannte Arthur Baumgarten hat von der Historischen Schule gesagt, ihre Lehre sei irrationalistischer als die scholastische Rechtslehre. Vgl. Baumgarten, Überblick über die Entwicklung der neuzeitlichen Rechtslehre, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, Bd. 4, H. 2, S. 63 (1954/55).

eine Renaissance der juristischen Altertumswissenschaft eingeleitet, deren Forschungsobjekt ein Recht war, von dem gesagt werden konnte²⁷, daß es nirgends und niemals gegolten habe.

Und diese seine als historisch eben nur bezeichnete Konzeption hält Savigny auch in seinem letzten Werk, dem „System des heutigen Römischen Rechts“ durch. Auch hier läßt er²⁸ das positive, das erworbene Recht (und ein anderes kennt er nicht) dessen Signum die Gewohnheit (von Vernunft keine Rede) sei, durch den sogenannten Volksgeist erzeugen, den er freilich stärker noch als früher mystifiziert, indem er die christliche Lebensansicht zur weltbestimmenden allgemeinen Verhaltensregel hochphilosophiert, auch hier läßt er das Recht ausschließlich spontan entstehen, auch [166] hier kennt er keinerlei Kriterium zur Be- und eventuellen Verurteilung des überkommenen Rechts. (Savignys Hinweis, daß das Recht Ausdruck des Volksgeistes sei, war übrigens nicht demokratisch gemeint, denn er hat nicht gefordert, daß der Wille des Volkes Rechts werde, sondern behauptet, daß das, was die Juristen tun, der Wille des Volkes sei.)

Was für ein Rückfall gegen die großartige historische Betrachtung der Staatsgeschichte, wie sie von Montesquieu vorgelegt, wie sie für die Rechtsgeschichte von Anselm Feuerbach konzipiert und wie sie von Eduard Gans für das Erbrecht veröffentlicht worden war! Was für ein Gegensatz zu Hegels Philosophie der Weltgeschichte als eines widersprüchlichen Fortschritts der Freiheit! Zu sagen, die von Savigny fälschlicherweise als ungeschichtlich bezeichneten Naturrechtler hätten wie die Historischen Rechtsschüler beide „halbrecht“, heißt denn wohl doch die Ehren des Wissenschaftsfortschritts ungerecht verteilt zu haben.

(3) Daß die Historische Rechtsschule eben nicht einen fortschrittlichen Kampf gegen zwei andere fortschrittliche Richtungen geführt hat, wie Du meinst (auf diese Weise verschwindet übrigens die Reaktion), zeigt auch der Streit zwischen Thibaut (und Gönner und Feuerbach) und Savigny um die Notwendigkeit einer zivilrechtlichen Kodifikation im Deutschland des beginnenden 19. Jahrhunderts²⁹, auf den in einer dritten Bemerkung wenigstens kurz eingegangen werden soll.

Sicher stellt dieser Streit zwischen Thibaut, der den baldigen Erlaß eines Zivil- und eines Strafgesetzbuches sowie zweier entsprechender Prozeßordnungen durch die gemeinsamen Anstrengungen der vorhandenen deutschen Regierungen forderte³⁰, und Savigny, der seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung gänzlich absprach, nicht den eigentlichen Gegensatz dar. Beide gingen von allzu ähnlichen ideologischen Voraussetzungen aus, auch Thibaut wandte sich gegen die angeblich „überspannte Forderung“ einer politischen Einigung Deutschlands (aber die politische Einheit ist die wichtigste Voraussetzung für eine Rechtseinheit).

Da es damals aber nicht auf den Erlaß irgend welcher, den zersplitterten mehr Willkür- als Rechtszustand vereinheitlichenden Kodifikationen sondern nach dem Vorbild der napoleonischen Gesetzbücher auf den Erlaß bürgerlicher Gesetze ankam, spiegelt sich in den gegensätzlichen Ideen von Thibaut und Savigny resignatives Verhalten wider, im Falle Savignys sogar ausgesprochen Konterrevolutionäres. Denn er haßte von ganzem Herzen und mit chauvinistischen Argumenten den Code Napoleon von 1804, das nach Engels³¹ „Klassische Gesetzbuch der Bourgeoisgesellschaft“ mit seiner meisterhaften Anpassung des alten römischen Rechts (und da wäre Savigny doch Spezialist gewesen!) an die modernen Bedürfnisse, er bezeichnete es als [167] Krebsgeschwür, ihm war klar, daß der Code für Deutschland, das der „Fluch dieser

²⁷ P. Koschaker, Europa und das römische Recht, München 1966, S. 272.

²⁸ Savigny, System des heutigen Römischen Rechts, Berlin 1840, Bd. 1, S. 14 ff., 53, 338.

²⁹ Die Streitschriften sind veröffentlicht von J. Stern (Thibaut und Savigny, Berlin 1914, Reprint 1959) und von H. Hattenbauer (Thibaut und Savigny, München 1973). – Für die Herausbildung einer marxistischen Geschichte der Rechtstheorie auch heute noch interessant die von K. Heuer (in: Staat und Recht, 1953, S. 509 ff.) mitgeteilten Ergebnisse eines Studentenzirkels zum Problem: Thibaut/Savigny.

³⁰ Thibaut, Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts, Heidelberg 1814, S. 12.

³¹ Vgl. Marx/Engels, Werke. Bd. 19, S. 537; Bd. 21, S. 302.

Revolution nicht getroffen hatte“, ein Schritt vorwärts in den Zustand der Revolution hinein bedeutete³².

Natürlich hatte in Deutschland keine erfolgreiche Revolution stattgefunden (aber für die wirklich Progressiven von damals galt es, sie vorbereiten zu helfen); es wäre jedoch vordergründig, sich auf die Seite Thibauts und gegen Savigny mit dem Kellerschen Aperçu „lieber irren mit den Revolutionären als recht behalten mit den Akademikern“ zu stellen. Denn weder war Thibaut ein Revolutionär, noch hatte Savigny recht! Seine Position als kluge Realpolitik zu charakterisieren, hieße zu vergessen, daß 1814 ein Jahr war, in dem die Forderung nach gesamtdeutsch kodifizierten Rechtsnormen zwar utopisch, die Aufstellung von nationalen Rechtsforderungen antifeudalen Inhalts aber höchst notwendig war. Insofern hatte also Savigny mit seiner Feststellung, daß Deutschland gegenwärtig keinen Beruf zur Gesetzgebung habe, zwar recht, aber er hat gleichzeitig progressiven Bestrebungen seiner Zeit, die sich ja auch in zu fordernden Rechtsveränderungen ausdrücken müssen, einschläfern geholfen.

Eine Rechtsforderung erhob Savigny³³ übrigens doch: die Aufhebung des Code Civil in den Teilen Deutschlands, in denen er bereits eingeführt worden war (und in denen später nicht zufällig die liberale Bewegung des Vormärz entstand). Dort bot der Code die Garantie, daß die bürgerliche Eigentumsordnung erhalten bleiben konnte, er bedeutete die Freiheit der Person, die Emanzipation der Juden, die Vertrags- und wirtschaftliche Betätigungsfreiheit, die Geschworenengerichte und die Laizität des Staates³⁴.

Nicht Thibaut, Anselm Feuerbach ist der juristische Gegenspieler Savignys. Feuerbach war es, der in seiner Antrittsrede von 1804 Erfahrung und Theorie, positives und Naturrecht in ein auch dem Juristen progressive Tätigkeit ermöglichendes Verhältnis zu bringen versuchte, der die revolutionierende Eigentumsfreiheit aus Adam Smith ableitend das Gesetzbuch Napoleons als Ehrenkmal Frankreichs begrüßte und demzufolge die Vertreter der Historischen Rechtsschule mit den Leuten verglich, die die Mumienknochen benagen und die Fasern am Mumienkasten zählen³⁵!

Gerade da auch in neuerer Zeit wieder die Theorie vom einheitlichen Ideenstrom verbreitet wird, der sich angeblich von der klassischen deutschen Philosophie über Savigny, der die von Kant bereitgestellten Grundbegriffe als Axiome seines eigenen Systems benutzt habe³⁶, bis in die politische Praxis des westdeutschen Gegenwarts-[168]kapitalismus ergießt, muß darauf bestanden werden, daß es nicht Savigny sondern Feuerbach war, der den Kampf gegen das Lehenssystem und die Fideikomnisse, gegen die mittelalterliche Privilegien- und Gesinnungsjustiz in Fortführung vor allem Kantischer (im guten wie im schlechten) Gedanken betrieben hat.

(4) Eine abschließende Bemerkung zur spezifischen Rolle Savignys innerhalb der Historischen Rechtsschule.

Bekanntlich hat Marx die juristischen Auffassungen des Stammvaters der Historischen Rechtsschule, des Gustav Ritter von Hugo, als „deutsche Theorie des französischen ancien régime“ bezeichnet³⁷. Diese Einschätzung ist mit Recht auf die Werke von Adam Müller (Schüler und Verehrer von Hugo), auf Stahl (für dessen Berufung als Nachfolger von Gans sich Savigny

³² Savigny, Vom Beruf unserer Zeit, S. 1, 57, 148.

³³ Ebenda, S. 111.

³⁴ Vgl. E. Fehrenbach, Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht, Göttingen 1974, S. 9.

³⁵ A. Feuerbach, Über Philosophie und Empirie in ihrem Verhältnis zur positiven Rechtswissenschaft, Landshut 1804; Feuerbach, Kleine Schriften, Nürnberg 1833, S. 174; Feuerbach, Bio-grafischer Nachlaß, Leipzig 1853, Bd. 2, S. 336.

³⁶ So: H. Kiefner, Der Einfluß Kants auf Theorie und Praxis des Zivilrechts, in: Blühdorn/Ritter, Philosophie und Rechtswissenschaft, Frankfurt/M 1969, S. 5. Dazu Klenner, Die Rechtslehre der Reinen Vernunft, in: Revolution der Denkart oder Denkart der Revolution, Berlin 1976, S. 162 ff.

³⁷ MEGA, III, S. 194.

beim Kronprinzen verwendete), auf Leo und auf Haller ausgedehnt worden. Wenn man bedenkt, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, wie Hugo³⁸ die Folter, die Sklaverei und die Leibeigenschaft legitimiert – mit dem überwältigenden Argument, daß jede Revolution schon deshalb gegen die Interessen der Mehrheit verstieße, weil die Toten für die alte Ordnung stimmen! – wie Haller³⁹ den Adel als notwendiges Naturprodukt und dessen Beziehungen zu den Bauern als „Austausch von Wohltaten“ charakterisiert, dann bleibt keine andere Wahl, als solcherlei Ideen zur direkten Apologie des Feudalismus, zum feudalen Gedankengut zu zählen. (Und es kann nur verwundern, wie ansonsten gescheite Leute ausgerechnet Hugo zuzubilligen bereit sind, er habe der philosophischen Behandlung des Rechts ihre kritische Funktion im Sinne der Anfangsphase der Aufklärung zurückgeben wollen⁴⁰).

Trifft diese für Hugo, Haller und Konsorten einzig richtige Einschätzung auch auf Savigny zu? Kann man auch seine juristische Auffassungen unter die Legitimationsideologie für die feudalabsolutistische Reaktion einordnen, für die bedingungslose Verteidigung von Thron und Altar, von Gutsherrschaft und Patrimonialstaat? Es geschieht das immer wieder⁴¹ und ist doch nicht richtig.

Es gehört zu den großen Vorzügen des von Dir gezeichneten Savigny-Bildes, daß Du am *bürgerlichen* Charakter der Gedankengänge Savignys, zumindest der bis 1820 geäußerten, keinen Zweifel läßt. Und in der Tat: die spezifische Rolle Savignys innerhalb der Historischen Rechtsschule besteht gerade darin, daß er ihren Übergang von einer feudalen zu einer bürgerlichen Schule vollzogen hat. In Savignys Konzeptionen und Deduktionen widerspiegelt sich der Prozeß des Sich-an-die-Macht-Schleichens der deutschen Bourgeoisie, er hat diesen sich auf der Grundlage des Klassenkompromisses zwischen Bourgeoisie und Adel vor sich gehenden Prozeß mit den Mitteln des Rechtswissenschaftlers – teilweise unbewußt, natürlich – gefördert. [169] Bereits der bedeutende sowjetische Jurist Peter Stutschka kennzeichnete diese Seite der Historischen Rechtsschule als eine ideologische Versöhnung des Bürgertums mit dem Junkertum⁴².

Es handelt sich also um eine antirevolutionäre, reformistische Rechtstheorie, die voller Kompromisse und Widersprüche steckt, und deren bürgerlicher Inhalt in dem Maße klarer wird, in dem der Adel verbürgerlicht und das Bürgertum bereit wird, sich diesem Adel politisch unterzuordnen, wenn ihm nur seine ökonomische Stellung als Ausbeuterklasse garantiert erscheint.

Die (traurige) Größe Savignys besteht darin, daß er diese sich erst nach der verloren gegangenen Revolution von 1848 zur herrschenden Ansicht der deutschen Bourgeoisie entwickelnde Auffassung bereits vor dieser Revolution und mit einer Folgerichtigkeit ausarbeitete, die wahrlich einer besseren Sache wert gewesen wäre. Keine Rede kann allerdings davon sein, daß man (wie Du meinst) den Savigny der Zeit nach 1820 der Vergessenheit überlassen könnte oder sollte: Gerade in seinem juristischen Spätwerk werden entsprechend dem offensichtlicher gewordenen Gang der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland von Savigny juristische Konstruktionen, Methoden und Begriffe ausgearbeitet, die bis in die Gegenwart innerhalb der bürgerlichen Rechtstheorie und -praxis Anwendung finden.

Eigentlich beginnt das Nachdenken Savignys über die Möglichkeiten „durch stillere Reform“ Veränderungen herbeizuführen, die gewaltsame Revolutionen eben nicht zu erzielen vermögen,

³⁸ Hugo, Lehrbuch eines civilistischen Cursus, Zweyter Band, welcher das Naturrecht, als eine Philosophie des positiven Rechts enthält, Berlin 1809, S. 444.

³⁹ K. L. Haller, Restauration der Staatswissenschaft, Winterthur 1825, Bd. 6, S. 565.

⁴⁰ Th. Viehweg, Einige Bemerkungen zu Gustav Hugos Rechtsphilosophie, in: Engisch-Festschrift, Frankfurt/M 1969, S. 89.

⁴¹ Vgl. etwa: K. Obermann, Deutschland von 1815 bis 1849, Berlin 1961, S. 38 ff. (freilich ohne Berücksichtigung der zivilrechtlichen Auffassungen Savignys).

⁴² P. I. Stutschka, Einführung in die Theorie des Zivilrechts, Moskau 1927, S. 111; vgl. auch V. Peschka, in: Acta Juridica, Budapest 1975, S. 47 ff.

bereits in seiner Studentenzeit⁴³. Seine ganze spätere Theorie, nach der das Recht zunächst durch Sitte und Volksglaube, dann aber durch den wissenschaftlich gebildeten Juristenstand, „überall also durch innere *still* wirkende Kräfte“, erzeugt werde, verurteilt den Gesetzgeber weitgehend zur Passivität und dürfte die denkbar vorsichtigste Reformstrategie auf den juristischen Begriff gebracht haben⁴⁴.

Vor allem hat aber Savigny mit seinem zur Klassizität vollendeten Rückgriff auf das römische Recht zur Herausbildung eines bürgerlichen Rechtsdenkens beigetragen. Während der reaktionär-romantische Traditionalismus seiner Zeit eine mystische Verklärung des Mittelalters betrieb, hat Savignys durch seine Vernachlässigung der Quellenkritik nur noch einseitiger gewordene Hinwendung zum „reinen“ justinianischen Recht bei bewußter Vernachlässigung des in den letzten Jahrhunderten in Deutschland praktizierten Pandekten-Mischrechts Erstaunliches für die Herausbildung einer für das spätere (bürgerliche) Deutschland einheitlichen Rechtswissenschaft und Rechtspraxis geleistet.

In seine Ablehnung der gemeinrechtlichen Praxis bezog er auch die geltenden Kodifikationen der deutschen Einzelstaaten ein, ja er hat das praktizierte Recht seiner Zeit zum Teil nicht einmal gekannt. Auf eine einfache erbrechtliche Anfrage eines seiner Freunde antwortet er, er kenne die einschlägigen Hessischen Gesetze nicht (Savigny hatte aber in Marburg Jura studiert und ein Jahr später hat er dort auch [170] doziert!), nach römischem Recht aber wäre der Fall wie folgt zu lösen ...⁴⁵. Zeitgenössische Gerichtsentscheidungen auch nur zu erwähnen, hielt er für unter seiner Würde.

Ebenso bekannt ist ein gegen das Preußische Allgemeine Landrecht gerichtetes Votieren. Seit seinem Fakultätseintritt in die Berliner Fakultät (1810) wurde das römische Recht zur Grundlage der Juristenausbildung gemacht, und im gleichen Jahr verhinderte er sogar den Versuch eines Kammergerichtsrates, als Privatdozent über den 18.000 Paragraphen-Kodex des preußischen ALR [Allgemeines Landrecht] an der juristischen Ausbildungsstätte der Hauptstadt Preußens (!) zu lesen⁴⁶.

Als Savigny selbst dazu ab 1819 über das von ihm als „Sudelei in Form und Materie“ empfundene Allgemeine Landrecht Preußens Vorlesungen hielt, da unterschob er diesem Kodex einfach die Grundgedanken des Römischen Rechts.

Daß Savigny die Rechtsfragen seiner Gegenwart aus den (römischen) Rechtsquellen der Vergangenheit beantwortete (soweit er sie überhaupt zur Kenntnis nahm), daß nur römisches Recht die Jugend erziehen sollte, daß die (Zivil-) Rechtswissenschaft auf eine systematische Verarbeitung römischer Rechtsnormen orientiert wurde, hat entscheidend dazu beigetragen, daß das feudale, uneinheitliche Recht seiner Zeit und seines Landes allmählich in den Hintergrund rückte und die wissenschaftlichen sowie die kadermäßigen Voraussetzungen für eine künftige bürgerliche Zivilrechtspraxis geschaffen wurden. In diesem Prozeß erwies sich das römische Recht als wertvolle Hilfe, denn als erstes Weltrecht der Warenproduktion, als rationales Schacherrecht mit seiner „unübertrefflich scharfen Ausarbeitung aller wesentlichen Rechtsbeziehungen einfacher Warenbesitzer“⁴⁷ steht es dem Zivilrecht der bürgerlichen Gesellschaft näher als das feudale Recht. Es ist deshalb auch, teils direkt teils indirekt, in den meisten bürgerlichen Ländern Europas rezipiert worden, am langwierigsten in Deutschland, am meisterhaftesten in Frankreich.

Und wenn Savigny auch sein ab 1840 erscheinendes systematisches Hauptwerk den Königen Preußens, Bayerns und Württembergs übersendet (und Dankesbriefe erntet), es ist unübersehbar,

⁴³ Savigny an C. v. Neurath, bei A. Stoll, Der junge Savigny, S. 70.

⁴⁴ Savigny, Vom Beruf unserer Zeit, S. 14.

⁴⁵ Savigny, am 20. Oktober 1799 an Kreuzer, abgedruckt bei A. Stoll, Der junge Savigny, S. 138.

⁴⁶ Vgl. A. Stoll, Savigny, Bd. 2, S. 184.

⁴⁷ Marx/Engels, Werke, Bd. 21, S. 301, 496.

daß seine Bereitschaft zu reformerischer Mithilfe über das nicht zu unterschätzende Methodische hinaus auch inhaltliche Gestalt annimmt. Grundsätzlich wendet er sich gegen die Auffassung, die Historische Schule wolle die Gegenwart unter die Vergangenheit beugen⁴⁸, und im letzten Abschnitt des letzten Bandes dieses Werkes erörtert er (1849) in ziemlicher Ausführlichkeit, wie man der zivilrechtlichen Hinterlassenschaft des Feudalismus, den erworbenen Rechten der Adligen ein (natürlich legales und schmerzloses, d. h. zu entschädigendes) Ende bereiten könne⁴⁹.

Vor allem aber hat Savigny Rechtsfiguren, Rechtsmethodiken, ja sogar Teilgebiete des Zivilrechts entwickeln geholfen, die das römische Recht nicht oder nicht in dieser Weise kannte, die aber der Kapitalismus braucht. Das gilt für die sogenannte [171] juristische Person, für die juristische Auslegungstheorie, für die Herausbildung des sog. abstrakten dinglichen Rechtsgeschäfts und für das Internationale Privatrecht.

Die für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische weil notwendige Zentralisation des Kapitals führt zum Zusammenschluß von Kapitalisten in der Form eines assoziierten Kapitals, von Kapitalgesellschaften also, deren Kapital vom Vermögen der individuellen Kapitalisten getrennt ist und die daher einer besonderen, vom römischen Recht aus verständlichen Gründen nicht vorgeprägten Rechtsform bedürfen. Da auch eine Übernahme der revolutionär-französischen Lösungen dieses Problems ausschied, hat nun Savigny den ökonomischen Notwendigkeiten auf seine Weise gerecht werdend mit seiner römischen Recht verbiegenden Theorie der juristischen Person eine in ihrer Ausgestaltung zwar inkonsequente aber ausbaufähige Rechtsfigur entwickelt, mit deren Hilfe wesentliche juristische Bedürfnisse der deutschen Kapitalistenklasse insbesondere bei der Herausbildung des Aktienkapitals befriedigt wurden⁵⁰: Aktiengesellschaften erlangen durch die landesherrliche Genehmigung die Eigenschaft juristischer Personen und insbesondere das Recht, Grundstücke und Kapitalien auf ihren Namen zu erwerben, heißt es im § 8 des preußischen Gesetzes über die Aktiengesellschaften vom 9.11.1843.

Weiter hat Savigny eine den hermeneutischen Bedürfnissen der kapitalistischen Gerichtspraxis angemessene Auslegungstheorie des Rechts entwickelt⁵¹, die in der Geschlossenheit ihrer vier Elemente (grammatische, logische, historische und systematische Auslegung) wendig genug ist, der Führungs- und der Irreführungsfunktion kapitalistischer Klassenjustiz bis zum heutigen Tag zu dienen.

Ferner hat Savigny spätestens seit 1827 eine abgeschlossene Lehre vom abstrakten dinglichen Vertrag entwickelt⁵², dessen Herausarbeitung zur Mobilität kapitalistischer Ware-Geld-Beziehungen beitrug, gleichzeitig aber auch die rechtssystematischen Voraussetzungen dafür lieferte, daß die Eingriffe des bürokratischen Staatsapparates in die Zirkulationssphäre ausgeschaltet werden konnten.

Und schließlich erwies Savigny mit seinem vor allem in der Nachfolge des bedeutenden amerikanischen Juristen J. Story (Commentaries on the Conflict of Laws, Boston 1834) geschriebenen achten Band seines systematischen Hauptwerkes nicht nur der *deutschen* Bourgeoisie einen hervorragenden Dienst. Indem er ein Internationales Privatrecht unter dem Gesichtspunkt einer „völkerrechtlichen Gemeinschaft der miteinander verkehrenden Nationen“ entwickelte und sich dabei das Ziel stellte, daß die Rechtsverhältnisse mit internationalem Element

⁴⁸ Savigny, System des heutigen Römischen Rechts, Bd. 1, S. XIV.

⁴⁹ Ebenda, Bd. 8, S. 532 ff.

⁵⁰ Ebenda, Bd. 2, S. 235 ff. Dazu die ausgezeichnete Arbeit von M. Posch, Kapitalassoziationen, ihre Rechtsfähigkeit und die Dogmatik der juristischen Person, Berlin 1955, S. 48 ff.

⁵¹ Savigny, a. a. O., Bd. 1, S. 206-330.

⁵² Ebenda, Bd. 3, S. 312; Savigny, Das Obligationenrecht, Berlin 1853, Bd. 2, S. 256 f. Dazu: H. Kleine, Die historische Bedingtheit der Abstraktion von der causa, Berlin 1953, S. 31 ff.; sowie R. Scheuermann, Einflüsse der historisch rechtlichen oberstrichterlichen gemeinrechtlichen Zivilrechtssprechung, Berlin/New York 1972, S. 97.

dieselbe juristische Beurteilung zu erwarten haben sollten, ohne Unterschied, ob in diesem oder jenem Staat das Gerichtsurteil gesprochen werde⁵³, hat er der für den äußeren Markt der internationalen Bourgeoisie erforderlichen Rechtssicherheit als einer der Verwertungsbe-[172]dingungen des Kapitals mit der Aufstellung eines universal gültigen Prinzips, aber in detaillierter Weise, Rechnung getragen.

Mit seiner reichhaltigen juristischen Theorie kam Savigny den nationalen und internationalen Bedürfnissen der zu seiner Zeit alles in allem fortschrittlichen bürgerlichen Gesellschaft entgegen. Er rechtfertigte die bestehende Ordnung innerhalb der er mittels abstrakter Rechtsbegriffe vorsichtig Raum für die ökonomische Entwicklung des unabweisbaren Neuen schaffen half. Aber: seine historische Methode enthob ihn jeder direkten Kritik an den skandalösen Rechtszuständen seiner Zeit. Stets ließ er sich eine Tür nach hinten offen. Seine „Rechtsgeschichte des Adels“ etwa⁵⁴ endet ohne den geringsten Versuch, Sinn und Unsinn dieser Einrichtung für die Neuzeit zu bestimmen. Seine Herausarbeitung der juristischen Person mündet in der Aufrechterhaltung der Konzessionspflicht aller Kapitalgesellschaften zugunsten des preußischen Staates, dessen Bevormundungspolitik gegenüber der einheimischen Bourgeoisie er damit legitimierte. Er war kein Freund des preußischen Allgemeinen Landrechts, aber daß in diesem Mammutkodex anders als im Recht Roms die Beziehungen zwischen Herrschaft und Gesinde nicht als freies Vertragsrecht sondern nach personen-rechtlichen Prinzipien – mit der Berechtigung für die Herrschaft, „faules, unordentliches und widerspenstiges Gesinde durch mäßige Züchtigungen zu seiner Pflicht anzuhalten“ (ALR, 2, VII, 227) – geregelt war, wußte er zu rühmen⁵⁵. Daß er einen seiner wissenschaftlichen Gegner sofort zu loben begann, wenn er nur „Atheismus und Communismus“ verwirft, ergibt sich aus seinem Brief vom 8. Dezember 1845 an die Brüder Grimm⁵⁶.

Abgesehen von all diesen Inkonsequenzen (deren antirevolutionärer Inhalt während seiner Ministerzeit auch in konterrevolutionäre Gesetzgebungsentwürfe umschlug) und den Fortschritt mehr zulassenden als fördernden, mehr durch Passivität ermöglichenden als durch Aktivität erzwingenden Gedankengut hat Savigny vor allem durch seine Methode, in ein historisches Quellenmaterial durch begriffsjuristische Bearbeitung einen Systemzusammenhang zu konstruieren, aus dem dann die anfallenden Rechtsprobleme deduktiv zu entscheiden sind, anstatt sie induktiv aus objektiven Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Vorwärtsentwicklung zu erschließen, zu jener für den preußisch-deutschen Kapitalismus besonders eigentümlichen Volksfremdheit des Rechts und der Justiz beigetragen. Das kommt davon, wenn man auf Kosten der Klarheit, der Eindeutigkeit und der Folgerichtigkeit seines wirklichen Anliegens die soziale Grundlage der Rechtsentwicklung hinter juristischen Konstruktionen verbirgt, die aus den angeblich organischen Prinzipien eines mehr als tausend Jahre alten Normenkörpers erschlossen werden.

Wie sich in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dann auch gezeigt hat, war der Schritt von einem solchermaßen betriebenen Historismus der Rechts-[173]quellen zu einem Positivismus der Rechtsgesetze klein. Die vor allem von Gerber und Savignys Meisterschüler Windscheid nach der Revolution von 1848 mit Bravour durchgeführte Trennung alles Dogmatischen vom Geschichtlichen war in vielfältiger Weise nur die Konsequenz des Wirkens von Savigny selbst⁵⁷.

Der Weg zur ökonomischen, ideologischen und politisch-juristischen Herrschaft des Bürgertums in Deutschland, der den Abschied vom Sonnenaufgang bürgerlich-revolutionärer Ideen

⁵³ Savigny, System des heutigen römischen Rechts, Bd. 8, S. 27, 108. Dazu: Pereterskil/Krylow, Lehrbuch des Internationalen Privatrechts, Berlin 1962, S. 22 f. und P. Kalensky, Trends of Private International Law, Praha 1971, p. 80 ff.

⁵⁴ Savigny, Vermischte Schriften, Bd. 4, S. 1 ff.

⁵⁵ Savigny, System des heutigen Römischen Rechts, Bd. 1, S. 367.

⁵⁶ Abgedruckt bei A. Stoll, Savigny, Bd. 3, S. 70.

⁵⁷ Vgl. Klenner, Rechtsleere, Berlin 1972, S. 19 ff.

einschloß, war ein antirevolutionärer und antidemokratischer Weg. Das Ergebnis der nach Savigny „stillwirkenden“ Kräfte der Geschichte aber war er nicht. Er führte über die Billigung des Niederschlagens der Revolution von 1848 durch den Adel zu der durch Bismarcks Blut-und-Eisen-Politik herbeigeführten Reichseinigung auf dem Grabe der Freiheit.

Wenn von Savigny gesagt werden konnte⁵⁸, daß die Ausarbeitung des BGB schließlich sein größter Sieg sei, dann muß eben hinzugefügt werden, daß die mit diesem Gesetzbuch erzielte gewiß begrüßenswerte Rechtseinheit in einer inhaltlich zurückgebliebenen, strukturell und sprachlich so volksfremden Form erfolgte, daß Bebels Sozialdemokratie nichts anderes übrig blieb, als im Reichstag dagegen zu stimmen.⁵⁹

Alles in allem: so unzweifelhaft Savigny, wenn auch widerspruchsvoll und mehr getrieben als treibend und schärfer jedenfalls die bürgerlichen Demokraten als die antibürgerlichen Feudalen bekämpfend, dem gesellschaftlichen Fortschritt seiner Zeit rechtswissenschaftlichen Ausdruck verlieh, so unzweifelhaft befriedigte er diese progressiven Bedürfnisse auf reaktionäre Weise. Seine Größe widerspiegelt das Elend der deutschen Bourgeoisie. [174]

⁵⁸ Koschaker, Europa und das europäische Recht, München 1966, S. 258.

⁵⁹ Vgl. A. Bebel, Das BGB und die Sozialdemokratie, in: Die neue Zeit, 1896, S. 554 ff., 577 ff.

Kapitel VII: Max Weber – negatives Genie und positiver Charakter

Max Weber war zweifellos der größte Gesellschaftswissenschaftler, den die deutsche Großbourgeoisie als treuen Sohn ihrer Klasse hervorgebracht hat.

Zu seinen Lebzeiten war er, außer in akademischen Kreisen und bei einer Reihe von Politikern, wenig bekannt. Der außerakademischen Bourgeoisie Heidelbergs und den bürgerlichen Frauen Deutschlands war der Name seiner Frau Marianne oft vertrauter.

Karl Loewenstein, ein enger Freund der Webers, schildert seinen ersten Besuch bei ihnen so: Er hatte sein juristisches Zwischenexamen 1912 in München bestanden. Und nun wollte er sich in Heidelberg umsehen. Der Münchener Alt-Philologe Crusius hatte ihn gefragt, ob er Marianne Weber dort kennen lernen wollte.

„Ich wußte von Marianne Weber, daß sie eine der führenden Frauenrechtlerinnen Deutschlands und eine schöne Frau war, und das war genügend Verlockung für mich, um mich an sie empfehlen zu lassen. Von der Existenz eines Ehemannes namens Max Weber wußte der junge und dumme Student absolut nichts. Die ersten Wochen meines Heidelberger Aufenthaltes gingen mit der Anpassung und der Ausnutzung der damaligen phantastischen Hörmöglichkeiten bei den großen Gelehrten vorüber. ... So vergingen einige Wochen, bis ich Anfang Juni, am Nachmittag eines wunderschönen Tages, mich mit meinem Brieflein in der Hand zum Haus in der Ziegelhäuser Landstraße begab und dort Marianne Weber meine Aufwartung machen wollte.

Als ich nach ihr fragte, sagte Kea – das war der dienende Geist der Webers, die ihr ganzes Leben bei ihnen verbrachte und auch bei Marianne nach Max Webers Tode geblieben war – bedauernd, die Frau Professor sei nicht zu Hause. Sie sah mein betrübt Gesicht und sagte tröstend: ‚Aber wenn Sie wollen, den Herrn Professor können Sie sehen.‘ Nachdem ich nun schon einmal die Fahrt nach der Ziegelhäuser Landstraße gemacht hatte, dachte ich mir, das geht in einem hin und ich will mir den Herrn Professor ansehen. Sie führte mich in den Garten. Dort saß unter der Rosenlaube vor einem Tisch, bedeckt mit Büchern, Max Weber. Er stand auf, begrüßte mich freundlich, lud mich zum Sitzen ein und stellte mir einige der üblichen Fragen. Dabei mußte er wohl gemerkt haben, daß ich musikalisch bin oder – bescheidener – daß ich musikalische Interessen habe, und was nun folgte bei dieser ersten Begegnung war eine für mich unbeschreibliche und entscheidende Offenbarung. Denn er begann vor mir die Quadern einer Musiksoziologie aufzubauen, an der er damals gerade arbeitete. Ich war der Auffassung gewesen, daß Musik aus emotionalen und ästhetischen Quellen fließe, und nun legte er dem eifrig Zuhörenden dar, [175] daß auch die Musik rationale und soziologische Grundlagen habe, zum Beispiel, daß die Konkurrenz der Musikkapellen der Fürsten und Prälaten in Italien, in Frankreich und in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert einen bestimmten Einfluß auf die Tonalität hatte, daß etwa die hohlen Quinten, die gerade damals mit den ersten Opern von Puccini wieder gehört wurden, aus der Musik durch den künstlichen Beschluß eines Musikkollegiums in Florenz verbannt waren, daß der Bau des Musikinstrumentes Einfluß auf Klang und Tonalität habe und daß schließlich auch die Temperierung der Skala der Tonfolge, wie wir sie im 16. und 17. Jahrhundert erlebt haben – z. B. das wohltemperierte Klavier Johann Sebastian Bachs – rationale und soziologische Unterlagen habe und nicht etwa nur aus ästhetischen Prinzipien entstanden sei.

Als ich ihn verließ, forderte er mich auf, zu den Jours* zu kommen, die ab 4 Uhr in seinem Hause jeden Sonntag gehalten wurden. Ich habe von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, sowohl während des Semesters, das ich damals in Heidelberg verbrachte, wie auch in der folgenden Zeit, wo mich die Jours wie ein Magnet nach Heidelberg zurückgezogen haben.“¹

* regelmäßig [an einem bestimmten Wochentag] stattfindendes Treffen eines bestimmten Personenkreises.

¹ Max Weber, Gedächtnisschrift der Ludwig-Maximilians-Universität München zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages 1964, Berlin 1966, S. 28 f., – künftig zitiert als „Gedächtnisschrift“.

Ich habe ausführlicher zitiert, um anzuzeigen, daß ein Student, der an Webers Frau empfohlen wurde, keine Ahnung von dessen Bedeutung hatte und sogleich beim ersten Zusammensein von ihm eingefangen wurde.

Auch noch zehn Jahre nach seinem Tode flog Theodor Heuss, ein Freund des Hauses Weber, einen Gedenkartikel so an: „In das breitere Bewußtsein der deutschen Nation ist der Name des Mannes nicht getreten, der vor zehn Jahren, nach schaffenshungriger Abwehr, vom Tod gefällt wurde; aber denen, die ihm begegnet sind, als Schüler, Freunde oder Gegner, haftet sein Bild tiefer in der Seele.“²

Als ich 1923, nach Webers Tode, nach Heidelberg kam, war er mir zuvor durch meinen Vater, der schon über seine Doktorarbeit mit ihm eine Korrespondenz geführt hatte, als „interessanter Wirtschaftswissenschaftler“, sowie durch Paul Hensel, bei dem ich Philosophie in Erlangen studiert hatte und der in seiner Heidelberger Zeit viel und gern mit ihm zusammen gewesen war, als ein „wirklich großer Wissenschaftler“ bekannt, aber seine ganze Bedeutung lernte ich erst im Kreise seiner Schüler, mehrere Monate, bevor ich zu dem ersten „Jour“ bei Marianne eingeladen war, erfassen.

Die Encyclopaedia of the Social Sciences von 1935 hat einen längeren Artikel über Max Weber, kann aber als Literatur über ihn nur einen ausländischen Aufsatz, noch dazu geschrieben von einem Deutschen, anführen.

Heute ist auch die ausländische Literatur über ihn unübersehbar groß.

Mit Recht bemerkt der Rektor der Münchener Universität in seiner Gedächtnisrede anlässlich von Webers 100. Geburtstag: „Seine wissenschaftliche Bedeutung und Würde im hohen Reiche des Geistes sehen wir u. a. auch aus der Tatsache, daß Max Webers wissenschaftliches Erbe von Theologen, Wirtschafts- und Sozialwissenschaft-[176]lern, von Philosophen und Rechtswissenschaftlern, von Historikern und Vertretern der Politischen Wissenschaft des In- und Auslandes studiert, aufgenommen, verarbeitet und weitergeführt wird.“³ Karl Loewenstein bemerkt ebendort: „Vor einiger Zeit, das war noch, ehe ich die Einladung zur Teilnahme an dieser Feier in Händen hatte, las ich in einer angesehenen amerikanischen Zeitschrift, daß unsere Zeit von vier Geistern geprägt worden sei, nämlich von Karl Marx, von Sigmund Freud, von Albert Einstein und von Max Weber.“⁴

Bernhard Pfister, der erste Redner nach dem Rektor auf der Münchener Gedächtnisfeier beginnt mit einem Zitat aus den Erinnerungen von Heuss: „Ich habe später oft davon gesprochen, daß ich drei Männern in meinem an mannigfachen Bekanntschaften so überreichen Leben begegnet bin, vor denen sich der Begriff ‚genial‘ unmittelbar meldete: Max Weber, Hans Poelzig und Albert Einstein.“ Und fährt dann fort:

„Adolf Harnack reiht Max Weber unter die sehr wenigen Genies des Geistes, die er je getroffen hat.

Karl Jaspers beginnt sein Büchlein: ‚Max Weber, Forscher, Philosoph‘ (1958) mit dem Satze: ‚Max Weber (1864-1920) war der größte Deutsche unseres Zeitalters. Ein solches Urteil nimmt vorweg, was erst spätere Zeiten endgültig wissen konnten. Ich wage es auszusprechen, trotz des Bewußtseins, es sei unerlaubt. Fast ein halbes Jahrhundert habe ich mit dieser Überzeugung gelebt‘.⁵

Worin sehen die bedeutenden bürgerlichen Gelehrten seine Größe?

² Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 7, Max Weber zum Gedächtnis, Köln und Opladen 1963, S. 157 – künftig zitiert als: Kölner Zeitschrift.

³ Gedächtnisschrift, S. 3 f.

⁴ Ebendort, S. 37.

⁵ Ebendort, S. 5.

Hören wir zuerst – unmittelbar nach Webers Tode – Lujo Brentano, seinen Lehrer, dem er nach dessen Emeritierung auf dem Münchener Lehrstuhl gefolgt war: „Als wissenschaftlicher Forscher hat sich Weber durch eine auch von denen, die ihm nicht immer zustimmten, anerkannte außerordentliche Genialität und Vielseitigkeit des Wissens, durch ungewöhnlichen Scharfsinn, durch unerbittliche Wahrheitsliebe und rücksichtslosen Bekennermut ausgezeichnet. Da gab es nichts, was ihn von der Prüfung überkommener Vorstellungen abhielt, mochten sie ihm durch Ehrfurcht, Liebe, Patriotismus, Loyalitätsgefühl, Religion oder Parteistellung noch so sehr ans Herz gewachsen sein. Und furchtlos hat er stets ausgesprochen, was seine Prüfung erkannte, ohne sich um Vorteil oder Nachteil, Lob oder Tadel zu kümmern. Selbstverständlich hat er, was ihm auf wissenschaftlichem Gebiete Natur war, auch nicht verleugnet, wo er in Tagesfragen das Wort ergriff. Daher er auch von all den Kleinmütigen gefürchtet wurde, die im Kompromiß mit der Wahrheit die höchste Weisheit sehen und dabei den Rest von Seele verlieren, über den sie allenfalls noch verfügen. Andererseits aber beruht darauf auch die unendliche Anziehungskraft Webers für die, die ihn hörten. Denn mehr als durch die zündendste Beredsamkeit überzeugt von je das Bewußtsein der Hörer, daß der, der zu ihnen spricht, nie ein Wort sagen würde, von dem er nicht selbst fest überzeugt wäre. Und wer einmal mit Max Weber in Berührung gekommen, wußte, daß er sich eher die Zunge abbeißen würde als etwas [177] sagen, wovon er nicht felsenfest überzeugt war, oder etwas nicht aussprechen, was er als wahr erkannte.“⁶

Schön, auf dem Hintergrund seiner Zeit, schildert seinen Charakter Josef Schumpeter:

„Er war der Lebende unter den Schatten. Niemand leugnet – am wenigsten der deutsche Nationalökonom selbst –, daß die deutsche Wissenschaft im allgemeinen auf dem volkswirtschaftlichen und überhaupt auf dem sozialwissenschaftlichen Felde seit einiger Zeit weder Leistungen noch Persönlichkeiten ersten Ranges, von Persönlichkeiten wiederum weder Forscher noch Lehrpersönlichkeiten ersten Ranges hervorgebracht hat. Einige der Ursachen dieser Tatsache sind nicht schwer anzugeben. Die Verhältnisse des politischen Lebens in Deutschland sind die wichtigsten. Mancher, der anderwärts Politiker geworden wäre, wurde in Deutschland Professor der Nationalökonomie, da es eine einigermaßen befriedigende Form der politischen Laufbahn in Deutschland nicht gab. Das führte zu einem Vorwiegen des politischen Moments in der Lehre und der Forschung der universitätsmäßigen Professorenwirtschaft, das jenes ruhige, dem Tage entrückte Schürfen in der Tiefe selten machte, dem allein sich größere Resultate erschließen. Noch einen anderen Einfluß übten die politischen Verhältnisse: Der Professor, der vor allem dazu da war und ist, um Beamte jeder Art abzurichten, mußte ganz vorwiegend nach politischen Gesinnungen beurteilt werden in einem Volk, in welchem selbst die größten Erschütterungen nicht einmal einen Wunsch nach dem, was anderwärts Freiheit heißt, erwecken konnten, sondern im Gegenteil, wie wir sehen, nur dazu führen, die tote, schwere Masse des Staates, die mit erdrückender Wucht auf allen Teilen des deutschen Lebens liegt, noch schwerer und drückender zu machen. Das erklärt ja nicht alles, aber vieles. Es erklärt nicht nur schwächliche Leistung und Persönlichkeit, sondern jene Atmosphäre von Schwächlichkeit, in der alles Wissenschaftliche und Außerwissenschaftliche an den betreffenden Leuten konventionell wird, in der immer, ehe man eine Seite liest oder eine Rede hört, vorausgesagt werden kann, was der Mann sagen wird. Diesen Hintergrund muß man kennen, um den Glanz zu empfinden, der Max Webers Gestalt umgibt.

Er war nicht konventionell. Er war nicht zugeritten. Er gehörte sich selbst. Aber das ist nicht alles. Damit wäre noch isoliertes, wirkungsloses Einspinnen kompatibel. Er jedoch führte. Er vermochte es, gegen den Strom zu führen, er war stark genug, um jene Atmosphäre zu überwinden und die Besten seiner Zeit und seines Kreises mitzuziehen. Er imponierte. Man fügte sich ihm, ob man wollte oder nicht. Kraft klang in jedem seiner Worte, strömte sozusagen aus allen Poren seines Wesens. Kraft in allen Spielarten, die man unterscheiden könnte, insbesondere,

⁶ Kölner Zeitschrift, S. 40.

in höchst seltener Kombination vereint, gleichzeitig intellektuelle und moralische. Mit seinem unbegrenzten intellektuellen wie moralischen Mut hatte er auch alle die Eigenschaften, die dem Mut verwandt sind, besonders Offenheit in Freundschaft und Feindschaft, verbrämt mit Generosität und einem Pflichtgefühl, das nichts Verknechtetes an sich hatte und lediglich in der Lust am Werke einerseits und in selbstbewußtem Stolze andererseits wurzelt ...

[178] Sein leidenschaftlicher Erkenntnistrieb ergoß sich, ohne jemals zu erlahmen, auf unglaubliche Massen von Tatsachen. Tatsachenkenntnis bedeutet an sich noch keine wissenschaftliche Größe. Aber für die besondere Art von Webers Denken und Arbeiten war die Beherrschung gewaltiger Heere von konkreten Fakten eine wesentliche Voraussetzung. Er ging aus vom Rechtsstudium und der Geschichte. In ganz ungewöhnlicher Weise verbreiterte sich sein historisches Wissen im Laufe der Jahre auch auf das ganze uns zugängliche außereuropäische Material, nirgends die Grenzen beachtend, die sich der Mann der Sozialwissenschaft in dieser Beziehung meist zu ziehen pflegt. Sein Eifer überwand da alle Hindernisse.“⁷

Käthe Leichter, eine Sozialdemokratin, endet eine Würdigung Max Webers 1926 mit den Worten: „Was sich wohl verändert hat, das ist die Welt der Wissenschaft, der deutschen Universitäten, der durch Webers Tod vielleicht der letzte große bürgerliche Streiter für die Reinheit und Sachlichkeit der Wissenschaft und ihrer Lehre verlorengegangen ist.“⁸ Und der sowjetische Marxist Kon stellt fest: „Gestützt auf ein immenses Wissen und einen scharfen analytischen Verstand, äußerte Weber in seinen soziologischen Arbeiten viele interessante Gedanken und Bemerkungen, und es ist zu bedauern, daß das soziologische Erbe Webers bis heute noch nicht vom marxistischen Standpunkt richtig erforscht wurde.“⁹

Alois Dempf schreibt: „Max Webers Größe beruht in der genialen Gabe, eine eminente Gelehrsamkeit in einer klaren Synthese zusammenzufassen. Schon der junge Nationalökonom wurde von Theodor Mommsen als Rechtshistoriker hohen Stils und von Adolf von Harnack als Religionssoziologe vieler neuer Einsichten erkannt. Schließlich hat ihn Karl Jaspers als großen Philosophen gefeiert. Die erstaunliche Breite seiner universalen Bildung hat ihn zu dem heute in der geistesgeschichtlichen Forschung führenden Universalhistoriker gemacht und zum Kritiker aller einseitigen Kulturanschauungen, der bloßen zur Weltanschauung erhobenen Wirtschaftsgeschichte und Politik, der Machtgeschichte ohne Rechts- und Religionsgeschichte und dieser wieder ohne ihre Eingliederung in die Gesellschafts-, Rechts- und Staatsgeschichte.“¹⁰

Friedrich Lütge bemerkt: „Ja, dieses Einmalige, dieses Hinausragen über alle Spezialwissenschaften, ist das Kennzeichnende für ihn. Und endlich ist er auch kein Jurist und kein Nationalökonom in dem üblichen Sinn. Er war dies alles zugleich und gleichzeitig viel mehr. Aber er war dies nicht – da wir ja von ihm als Historiker zu sprechen haben – im Sinne des Polyhistor, der mehrere Fachwissenschaften übersieht oder gar beherrscht. Denn nicht die immer wieder von seinen Weg- und Zeitgenossen bewunderte und zuweilen gefürchtete Fülle des unermeßlichen, immer paraten Wissensstoffes macht ja seine Größe aus – so notwendig für den Historiker Tatsachenwissen ist ... Worin aber, so darf man fragen, liegt seine so imponierende Leistung? Ich möchte meinen: darin, daß er die Einheit in der Vielheit sah, daß er einen wachen Sinn für die Zusammenhänge hatte. Vielleicht hat Theodor Heuss, der [179] über Jahre hin mit ihm in Gedankenaustausch getreten war und dem ja in besonderer Weise die Fähigkeit eignete, das Wesentliche in den Erscheinungen, aber auch bei den Menschen zu erfassen, diesem Gedanken mit den Worten am besten Ausdruck gegeben: ‚man bewunderte an ihm nicht, was er alles wußte und kannte, sondern daß alles durch ihn neu, beziehungsweise bedeutungsvoll wurde‘.“¹¹

⁷ Ebendort, S. 64 f. und S. 70.

⁸ Ebendort, S. 142.

⁹ I. S. Kon, Die Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Berlin 1964, S. 149 f.

¹⁰ Gedächtnisschrift, S. 58.

¹¹ Ebendort, S. 148 f.

Abschließend sei noch sein so bald nach ihm verschiedener Freund Ernst Troeltsch zitiert: „Was war nun aber der Kern dieses derart magisch weit ausstrahlenden Menschen, der als Jurist und Handelsrechtler begann, dann zur Nationalökonomie überging und schließlich (inmitten der Arbeit) an einem großen Werke über Soziologie starb, der in bahnbrechenden philosophisch-methodologischen Untersuchungen seine Fachwissenschaft und die Philosophie zugleich bereicherte, der von seinen großen Hauptwerken Nebenprobleme wie das Problem der Kulturbedeutung des Calvinismus in der Wirtschaftsethik der Weltreligion abspaltete und damit den Blick in neue geistige Welten öffnete, der, durch schweres Nervenleiden furchtbar gehemmt, trotzdem mehr geschaffen und angeregt hat als zehn gesunde, immer noch recht gescheite Leute? Meiner Meinung nach war alles das trotz aller Mächtigkeit, Tiefe und Forschungsstrenge doch nur ein Außenwerk seines Lebens. Er war in der tiefsten Seele Politiker, eine Herrschernatur und ein glühender Patriot, der sein Vaterland auf falschen Wegen sah und mit aller Leidenschaft die Führung zu übernehmen begehrte, aber bei den gegebenen Verhältnissen nicht daran denken konnte sie wirklich zu erhalten. In der Wilhelminischen Zeit mochte er sich im Dienste der ausgeleiterten Parteien nicht verbrauchen, und nach dem Zusammenbruch wußten dieselben Parteien seine Kraft nicht zu erkennen und zu gebrauchen.“¹²

Es ist erstaunlich, wie vielseitig die Eigenschaften und Leistungen sind, die seine Kollegen ihn bewundern ließen. Die Größe des Arbeitsgebietes, so viele Gesellschaftswissenschaften umfassend und noch andere, die hier nicht genannt wurden, wie die Musiksoziologie oder die Arbeitspsychologie. Die Größe der Haltung als Wissenschaftler, der nur ein Ziel kennt: rücksichtslos, wie es Marx so oft nennt, die Wahrheit zu suchen. Die Leidenschaft, verbunden mit absoluter Sauberkeit und Gradlinigkeit, mit der er sich der Politik hingibt. Und gewissermaßen alles zusammenfassend, die Größe der Persönlichkeit, die so viele in seiner Gegenwart empfinden.

Unverständlich sonst auch ein Erlebnis des Fünfundzwanzigjährigen bei der Doktorprüfung. Nachdem drei Opponenten, die der Doktorand selbst benennen durfte, von Weber widerlegt waren, geschah nach Schilderung eines der drei, Walter Lotz, eines Brentanoschülers, das folgende: „Da erhob sich – dürr wie eine Spinne – ein alter Herr mit wundervollem weißen, schlichtem Haar und eindrucksvollem Profil aus dem Zuhörerkreise, es war Theodor Mommsen, den ich zum erstenmal bei dieser Gelegenheit sah und reden hörte. Er äußerte zu These 2, der Doktorand habe über die Begriffe *colonia* und *municipium* Feststellungen vertreten, die ihn, der sich mit diesen Problemen sein Leben lang beschäftigt habe, überraschend erschienen, und über die er weitere Belehrung erbitte. Es begann dann eine ausführliche Auseinander-[180]setzung zwischen Mommsen und dem jungen Weber. Mommsen schloß damit, ganz überzeugt sei er noch nicht von der Richtigkeit der Weberschen These, aber er wolle dem Vorwärtskommen des Doktoranden nicht hinderlich sein und seinen Widerspruch nicht länger aufrechterhalten. Die jüngere Generation habe oft neue Ideen, denen sich die ältere nicht sofort anschließen könne, und so sei es vielleicht auch in diesem Fall. ‚Aber wenn ich einmal in die Grube fahren muß, so würde ich keinem lieber sagen: ›Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer‹ als dem von mir hochgeschätzten Max Weber.‘ Mit diesen Worten wurde die öffentliche Disputation, nach welcher der Kandidat feierlich promoviert wurde, unter größter Aufmerksamkeit der Korona von Theodor Mommsen abgeschlossen.“¹³ Später wird eine Schwester Webers einen Sohn von Mommsen heiraten – Weber aber wird in seinem Leben noch manches über das Kolonat schreiben, wofür Mommsen größtes Interesse gezeigt hätte.

Seine Frau endet die Biographie ihres Mannes: „Am Montag den 14. Juni wird die Welt draußen ganz still, nur eine Drossel sing unablässig ihr sehnsuchtsvolles Lied. Die Zeit steht. Gegen Abend verhaucht er den letzten Atem. Während er verscheidet, begibt sich ein Gewitter, Blitze überzucken das erlassende Haupt. Er wird zum Bild eines verewigten Ritters. Dann ruht er

¹² Kölner Zeitschrift, S. 45.

¹³ Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, Tübingen 1926, S. 121 – künftig zitiert als: Lebensbild.

majestätisch in unzugänglichem Geheimnis. Sein Antlitz kündigt Milde und erhabenen Verzicht. Er ist in unerreichbare Ferne entrückt. Die Erde hat sich verändert.“¹⁴ Käthe Leichter aber schreibt vor dem weiter oben zitierten Satz: „Und wenn Marianne Weber das Buch mit Webers Tod und den Worten schließen läßt: ‚Die Erde hat sich verändert‘, so können wir wohl sagen, daß freilich das Leben für die ganz hingeebene Gefährtin verblaßt ist, daß es aber Weber bei aller großen Führerbegabung nicht gegeben war, auf die Gestaltung der Welt so einzuwirken, daß sein Tod auch nur für die Gestaltung der deutschen Geschichte wesentlich gewesen wäre. Nein, die Erde hat sich nicht verändert, noch bestehen alle Auswüchse der politischen Klassenherrschaft, die Weber bekämpft hat.“¹⁵

Ein bürgerliches Genie ist in der allgemeinen Krise des Kapitalismus dahingeschieden – wohl voller Spuren in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, doch ohne nicht-ideologische Eindrücke auf die Geschichte seiner Klasse oder die der seinen feindliche Klasse der Arbeiter.

Denn als Politiker – und wie gern wollte er ein Staatsmann sein! – scheiterte er. Troeltsch hat in gewisser Weise recht, wenn er, wie schon zitiert, feststellt: „Meiner Meinung nach war alles das trotz aller Mächtigkeit, Tiefe und Forschungsstrenge doch nur ein Außenwerk seines Lebens. Er war in der tiefsten Seele Politiker.“¹⁶ Sagte doch auch Weber einmal zu Brentano: „Wenn ich persönlich unerstrebte und unbeanspruchte Erfolge in der akademischen Laufbahn erreicht habe, so lassen mich [181] dieselben ziemlich kalt und geben mir namentlich keine Antwort auf die Frage, ob ich nun gerade in dieser Laufbahn an dem für mich passenden Platze bin.“¹⁷

Merkwürdig doch, wie viel weniger wirkungsvoll er politisch im Vergleich zu dem ihm charakterlich in gar manchem ähnlichen René Kuczynski war. Beiden lag jedes Wirken innerhalb einer Parteimaschinerie fern und darum verloren beide durch Auswechslung im letzten Moment einen scheinbar festen Platz auf einer Abgeordnetenliste. Beide hätten sich eher die Zunge abgebissen, als aus parteipolitischen Gründen eine ihnen wissenschaftlich oder ethisch nicht vertretbar erscheinende Linie zu propagieren. Beide waren gleichermaßen hochgeachtet und unbeliebt bei den Berufspolitikern, auf die es ankam ... soweit Kuczynski es nicht mit den Kommunisten zu tun hatte, die ihn gerade auch persönlich mochten. Und doch hatte Kuczynski, der von sich sagte, er sei ein erstklassiger zweitrangiger Wissenschaftler, das Glück, eine führende Rolle im „Fürstenentscheid“ 1926 oder als Präsident der „Freien Deutschen Bewegung“ 1943/44 in Großbritannien zu spielen. Das aber war eben nur möglich, weil er im letzten Vierteljahrhundert seines Lebens politisch den Kommunisten nahe stand, während Weber stets zu seiner Klasse der Großbourgeoisie hielt.

Darum können wir Weber auch ganz anders einschätzen als alle seine Freunde, die um seine politischen Wunschträume wußten, und als er selber es konnten. Wir sehen im Gegensatz zu ihnen nichts Tragisches darin, daß der redliche Großbourgeois Weber politisch nicht zum Zuge kam. Für uns ist er der letzte große – Kuczynski hätte gesagt erstklassige erstrangige – Gesellschaftswissenschaftler, den die deutsche Bourgeoisie hervorgebracht hat. Und zugleich ein Mensch von großem Charakter im persönlichen Verkehr, in seiner wissenschaftlichen wie auch seiner politischen Arbeit.

1. Kurzer Lebenslauf

Max Weber kam aus einem gut bürgerlichen Hause. Friedrich Meinecke schildert die älteren Generationen: „Es war eine richtige Tantalidenfamilie*, in der es blitzte und wetterte, aber auch an mildem und tiefem Lichte nicht fehlte. Der Großvater Webers mütterlicherseits war der alte

¹⁴ Ebendort, S. 711 f.

¹⁵ Kölner Zeitschrift, S. 142.

¹⁶ Ebendort, S. 45.

¹⁷ Ebendort, S. 149.

* Familie des Tantalos, zu der vor allem Agamemnon, Iphigenie und Orestes gehören. Als Tantalos gegen die Götter gefrevelt hatte, zog er damit einen Fluch über sein Haus – den Tantalidenfluch oder Atridenfluch.

Lützower Fallenstein, in dessen Heidelberger Hause am Neckar es vielfach geistert – Gervinus, Hausrath, Max Weber und Troeltsch haben in ihm gewohnt. Fallenstein kann als der merkwürdige Tantalus dieser Familie gelten, dessen leidenschaftlich-mächtige Charakteranlagen im Enkel wiederkehrten. Seine Tochter Helene, die Mutter Webers, die als junges Mädchen mit dem alten Gervinus Seltsames und Erschütterndes erlebt hat, war die Iphigenie. der Familie, eine wundervolle, reine, selbstlose und starke Frau, die durch ihre soziale Liebestätigkeit als ‚Frau Stadtrat Weber‘ noch heute in Charlottenburg segensreich nachwirkt. Und in Max Weber selber könnte man den Orest sehen, wenn man erfährt, wie er aus Liebe zur Mutter rücksichtslos eingriff gegen den eigenen Vater und dann kurz hinterdrein durch dessen raschen Tod erschüttert wurde. In der inneren Verschiedenheit von Vater und Sohn tritt der geschichtliche Gegensatz zweier Ge-[182]nerationen hervor. Der Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann, angesehener nationalliberaler Parlamentarier, lebensfreudig und umgänglich, aber ein unsozial empfindender Bourgeois. Er repräsentiert jene glatte Oberfläche des Lebens, die unter der Nachwirkung der alten liberalen Ideen im neuen Reiche erreicht zu sein schien, aber dann auseinanderbrach unter dem Drucke der schweren sozialen Probleme und der stärkeren und leidenschaftlicheren Empfindungen des jüngeren Geschlechtes, das seit 1890 auf das öffentliche und geistige Leben einzuwirken begann. Der mächtigste Vertreter dieser neuen Generation wurde Max Weber. Unter den Gelehrten dieser Generation war er vielleicht der einzige, den man ohne Vorbehalt genial nennen kann.“¹⁸

Troeltsch schreibt – bürgerlich idealisierend – nach einigen Worten über die Mutter, über Max Webers Frau Marianne und anschließend die Familie als Ganze: „Seine Mutter war eine monumentale Frauengestalt, eine Führerin der Frauenbewegung und der Wohlfahrtstätigkeit seit langem, gleich ausgezeichnet durch Güte, Klugheit und Energie, eine Frau unvergeßlich vor Tausenden. Ihre Kinderschar muß eine Löwenherde gewesen sein, die nur unendliche Güte und Klugheit so erziehen konnte, wie sie tatsächlich geworden sind. Zu dem Bilde Max Webers gehört untrennbar das dieser außerordentlichen Mutter. Außerordentlich aber war und ist auch seine Gattin, die zur wirksamsten Vorkämpferin in der folgenden Generation der Frauenbewegung geworden ist und dieser Bewegung das Weiblich-Mütterliche, den seelischen Zauber des Weibes und der bedeutenden Frau zu erhalten imstande gewesen ist. Lauter seltene Menschen, und dabei unter sich verbunden in der größten Zartheit und Wahrhaftigkeit, groß, offen, ungezwungen, überreich an Geist und Geschmack und dabei von einer Güte, Rücksicht und seelischen Feinheit, die im Zeitalter der Übermenschen fast altmodisch geworden ist und an die Zeiten der besten alten deutschen Kultur erinnert.“¹⁹

1864 geboren, als Junge verschlossen, historisch interessiert, aber ohne besondere Leistungen in der Schule, wuchs Weber in einem Hause auf, das mit Besuchen von Politikern und Wissenschaftlern gefüllt war. Marianne Weber schreibt: „Im Hause verkehren teils freundschaftlich, teils bei den üblichen ‚Gesellschaften‘ die Führer der nationalliberalen Partei, der edle Bennigsen, der bewegliche Miquel, dazu andere politisch gewichtige Persönlichkeiten, u. a. der Abgeordnete Rickert, ferner Friedrich Kapp, ein demokratisch-liberaler Politiker älteren Typus, dessen Tod eine schmerzliche Lücke in den Freundeskreis reißt; dann der Finanzminister Hobrecht und dessen Bruder, ein dem Dezernat Webers eingefügter bedeutender Architekt, Legationsrat Aegidy, zugleich akademischer Lehrer und Amanuensis von Bismarck im Auswärtigen Amte, Julian Schmidt, der originelle Literarhistoriker als naher Freund, ferner die Sterne am Gelehrtenhimmel: Dilthey, Goldschmidt, Sybel, Treitschke und Mommsen. – Aus diesem Kreis gehören einige zu den die geistige Kontur ihrer Zeit bestimmenden Gipfeln. – Die Söhne des Hauses, für die sich die näheren Freunde der Eltern, vor allem Kapp, Julian Schmidt, Aegidy lebhaft interessieren, emp-[183]fangen durch diesen Verkehr vielseitige Anregungen. Schon als Halbwüchsige dürfen sie bei den Abgeordnetenessen nach Tisch die Zigarren anbieten

¹⁸ Ebendort, S. 144.

¹⁹ Ebendort, S. 43.

und erhaschen von den politischen Disputen, was ihnen irgend zugänglich ist. Namentlich den beiden Aeltesten, Max und Alfred, werden dadurch früh politische Fragestellungen nahegebracht und die Eigenart politischen Getriebes veranschaulicht. Dazu kommen die täglichen Mitteilungen des Vaters über die Vorgänge in Parlament und Fraktion und die Führer der hohen Politik, vor allem Bismarck, den die Nationalliberalen damals sehr verehren. Was der junge Max derart an werdender Weltgeschichte unmittelbar in sich aufnahm, bewahrte sein Gedächtnis noch nach 40 Jahren mit gegenwartswarmer Frische.“²⁰

Sein Hauptstudienfach an der Universität ist Jura; daneben hört er vor allem Geschichte, Nationalökonomie, Philosophie. Das Studium wird unterbrochen durch den Militärdienst, der ihm mißfällt: „Schwerer jedoch als das körperliche Unbehagen drückt der ungeheure Stumpfsinn der Kasernenhofdressur und die Abhängigkeit von den Schikanen subalternen Vorgesetzter, zumal sich bald zeigt, daß an geregelter Weiterstudien nicht zu denken ist.“²¹ Das ändert sich erst, als er zum Offizier avanciert: „Ein andres Gesicht gewinnt aber die militärische Erziehung von dem Augenblick an, wo Weber ihr als Objekt entwachsen ist und nun in den Kreis der ausführenden Organe eintritt. Als ihn nach Jahresfrist (Frühjahr 1885) die erste Offiziersübung wieder für 2 Monate nach Straßburg ruft, beginnt ihm die Sache zu gefallen: „Man ist doch nun ganz anders gestellt als früher, und wenn ich, wie ich zuversichtlich hoffe, in zwei bis drei Wochen avanciere, so kommt für mich neben der nützlichen auch die angenehme Seite des Militärwesens zur Geltung.“²²

Noch während des Studiums lernt er diszipliniert zu arbeiten: „Das letzte Semester vor der Referendarprüfung (Winter 1885/86) verlebt Weber in Göttingen. Er setzt die straffe Arbeitsdisziplin fort, regelt sein Leben nach der Uhr, teilt sich den Tageslauf für die verschiedenen Gegenstände in genaue Abschnitte, ‚spart‘ auf seine Weise, indem er sich abends auf seiner Bude mit einem Pfund gehackten rohen Rindfleisch und vier Spiegeleiern beköstigt. Die letzte Stunde des Tages gehört dem Skat mit einem sehr einfach gearteten Freunde, dem das Examen mißglückt ist, und den Weber nun für den zweiten Versuch präpariert.“²³ Im Mai 1886 macht er das Referendarexamen. Darauf folgen sieben merkwürdige Jahre: „Weber kehrt ins Elternhaus zurück und wohnt dort, da er noch nichts verdient, sieben Jahre: bis zu seiner Heirat. Sechs lange Jahre müssen noch der Berufsvorbereitung dienen, bis endlich alle Ziele erreicht sind. Er erstrebt zunächst die juristische Promotion, die damals in Berlin hohe Anforderungen stellt, setzt also neben der Referendartätigkeit seine Studien fort, vor allem in den Seminaren von Goldschmidt und Meitzen.“²⁴ In dieser Zeit macht er seinen Doktor und habilitiert sich 1892 für römisches, deutsches und Handelsrecht.

[184] Politisch entwickelte er sich zu einem kritischen nationalen Großbourgeois – kritisch vor allem gegenüber dem politischen Niveau seiner Klasse und ihrer Führer. Als eine Folge des Bismarckregimes stellt er fest: „Es tritt immer sichtbarer hervor, wie gut es Bismarck gelungen ist, alle wirklich selbständigen und bedeutenden politischen Mitarbeiter und ev. Nachfolger entweder zu vernichten oder in ganz verquere Abwege zu drängen. Wer kann sich da wundern, wenn eine große Menge Leute, die ursprünglich anderer Ueberzeugung waren, doch nur von ihm etwas wissen wollen.

Die furchtbare Vernichtung selbständiger Ueberzeugung, welche Bismarck bei uns angerichtet hat, ist natürlich der oder einer der Hauptgründe aller Schäden unsrer jetzigen Zustände. Aber tragen wir daran nicht mindestens die gleiche Schuld wie Bismarck selbst?“²⁵ Schon sehr früh

²⁰ Lebensbild, S. 41 f.

²¹ Ebendort, S. 75.

²² Ebendort, S. 82.

²³ Ebendort, S. 112.

²⁴ Ebendort, S. 120.

²⁵ Ebendort, S. 126.

steht er dem Kaiser kritisch gegenüber. Vorläufig (1892) meint er allerdings erst nur, daß er den Gesichtspunkt eines „originellen Leutnants“ habe.²⁶

In dieser Zeit hatte er sich dem von den Kathedersozialisten stark beeinflussten „Verein für Sozialpolitik“ angeschlossen und eine Studie über „Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“ übernommen, die im Umfang von fast 900 Seiten erscheint und über die der Meister auf diesem Forschungsgebiet G. Fr. Knapp der Tagung des Vereins 1893 berichtete: „Schließlich ist über die Arbeiterverhältnisse im Osten der Elbe eine Monographie durch Herrn Dr. Max Weber zustande gekommen, die alle Leser durch Reichtum der Gedanken und Tiefsinn der Auffassung überrascht hat. Dies Werk vor allem hat mir die Empfindung erweckt, daß es mit unsrer Kennerschaft vorbei ist, daß wir von vorn zu lernen anfangen müssen.“²⁷

Man erinnert sich, daß 7 Jahre zuvor der damals größte Kenner des alten Rom, Mommsen ihm seinen Speer geben wollte – jetzt ist der Meister preußischer Agrargeschichte bereit, sein Schüler zu werden.

Kaum hat sich Weber habilitiert, da erkrankt der Lehrstuhlinhaber und übergibt ihm seine Vorlesungen. Das Ministerium ernennt ihn 1893 zum außerordentlichen Professor, um ihn in Berlin der juristischen Fakultät zu erhalten. Doch er wechselt zur Wirtschaftswissenschaft über und nimmt eine Berufung an als ordentlicher Professor nach Freiburg, wohin er 1894 übersiedelt – mit Marianne, die er im Herbst 1893 geheiratet hatte, und die er, natürlich nach der Wissenschaft, so liebt, daß sie bald nach der Hochzeit ganz beglückt an die Schwiegermutter schreiben kann: „Denke Dir, der Max ist eine Stunde mit mir im Tiergarten spazieren gegangen, es war ihm ein wirkliches Opfer, und doch hat’s ihm nachher auch Freude gemacht. Es ist sonst, wie ich mir dachte; er steckt bis an den Hals in Arbeit, ist furchtbar still, und ich habe das Gefühl, daß ich ihn nicht stören darf. – Da ich ihn und seine Natur aber so ganz verstehe, wird es mir nicht schwer, in Geduld bessere Tage abzuwarten.“²⁸ Rührend die Naivität der Frau eines besseren Wissenschaftlers!

Noch als Professor des Rechts in Berlin hatte er zusätzlich zu seiner ausgedehnten Vorlesungstätigkeit für die politischen Freunde Naumann und Göhre eine neue Be-[185]arbeitung von Problemen der Lage der ostelbischen Landarbeiter, wiederum auf Grund einer Enquête, unternommen, war gleichzeitig als Spezialist für Börsenreformfragen tätig und verfaßte auch eine kleine populäre Schrift über das Wesen der Börse für die Göttinger Arbeiterbibliothek; 1896 wird er zu den Beratungen des Börsenausschusses des Reichstags hinzugezogen, und man überträgt ihm die Berichterstattung an den Bundesrat.

Über Freiburg berichtet Marianne: „Im Herbst 1894 erfolgt die Uebersiedlung nach Freiburg. Weber freut sich jetzt sehr auf den neuen Wirkungskreis; für ihn hat alles Neue und Unbekannte großen Reiz, und das mit so mancher Erinnerung belastete Berliner Daseins scheint vorerst ausgelebt. Allerdings, die ihn erwartende Arbeitslast ist noch größer, als er sich vorgestellt hat, und überbietet alles bisherige. Er hört ja nun, wie er in scherzender Uebertreibung sagt, zum erstenmal bei sich selbst die großen nationalökonomischen Vorlesungen. Er liest sogleich 12 Stunden Kolleg und hält zwei Seminare. Als im zweiten Semester der befreundete Fachkollege G. v. Schulze-Gaevernitz Urlaub nimmt, fühlt er sich verpflichtet, noch einen Teil von dessen Pensum zu übernehmen. Er nennt sich selbst ein gehetztes Wild. Bald sammelt sich ein Kreis von Schülern, deren sorgfältige Einführung in wissenschaftliche Arbeit ihn am meisten befriedigt.“²⁹

Doch seines Bleibens in Freiburg ist nicht lange. Pfister faßt die nächsten Jahre zusammen:

²⁶ Ebendort, S. 131.

²⁷ Ebendort, S. 136.

²⁸ Ebendort, S. 208.

²⁹ Ebendort, S. 213.

„1897 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. Kurz nach dem ersten Semester bricht Max Weber über Nacht zusammen. Ein schweres Nervenleiden machte ihn arbeitsunfähig; er versucht zunächst noch eine geminderte Zahl von Vorlesungsstunden zu halten. Der aufsteigende Stern aus den Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern muß im Alter von 34 Jahren erkennen, daß er ein Wrack geworden ist. Jeder körperlichen und geistigen Anstrengung muß er entsagen. Drei Jahre hindurch kann er kaum etwas lesen. Drei Jahre hindurch kann er kein Buch, kein Büchlein zur Hand nehmen. Er steht am Rande des Abgrundes seines Selbst.

Man vergegenwärtige sich diesen Höllensturz: Eine starke, adelige Seele, ein mächtiger Geist lebt in einem so gebrechlichen Leib, so zerbrechlichen Gefäß, daß er nicht nur seine Lehrtätigkeit einstellen muß, sondern auch angesichts seiner leiblichen Schwäche, seiner körperlichen Verfassung auch auf die geringste Belastung seiner seelisch-leiblichen Kräfte durch Lesen und Schreiben verzichten muß. Max Weber begibt sich zur Behandlung in die Nerven- und Heilanstalt Urach bei Tübingen, die ihm auch nicht helfen kann.“³⁰

Aus dieser so traurigen, so furchtbaren Zeit, als sein Geist scheintot, berichtet Marianne: Die Mutter „bekommt zum Geburtstag sein plastisches Erstlingswerk – eine Nachbildung des sterbenden Luzerner Löwen – war es ein unbewußtes Symbol? Er schreibt ihr dazu: ‚Mit unsren herzlichen Glückwünschen kommt diesmal, entsprechend der Umkehrung der Funktionen in unsrem Haushalt, von mir eine Handarbeit aus ziemlich müden Stunden, die Du vielleicht als Briefbeschwerer verwenden [186]den kannst.‘ – Aber dann wird die Handarbeit beiseite gelegt, sie ermüdet. Die Frau macht den letzten Versuch und bringt einen Steinbalken – Freunde haben ihr erzählt, wie anregend dies Spielzeug sei – der Kranke baut ihr zuliebe auch ganz brav, aber dann: die Hände zittern, wenn er die Steine aufeinanderlegt, der Rücken schmerzt. Es hilft nichts, man muß völlig darauf verzichten, ihn auf diese Weise zu unterhalten. Er sitzt also einfach am Fenster seiner Wohnung in der ‚Anlage‘ und schaut auf die knospenden Kastanienwipfel. ‚An was denkst Du wohl?‘ ‚Möglichst an nichts, wenn es gelingt.‘“³¹

Viele Reisen werden gemacht. Dreieinhalb Jahre nach dem Zusammenbruch beginnt er wieder zu lesen. Aus einem Bericht von Marianne während eines Aufenthaltes in Rom: „Er geht jetzt öfter aufs Historische Institut, um mit Schellhaß und Haller zu plaudern, das Bedürfnis nach ‚Leben‘ nimmt also zu. Nur jedes Muß beelendet ihn nach wie vor, auch eine Schülerarbeit, die noch gründlicher Umgestaltung bedarf, hat ihn wieder davon überzeugt, daß vorläufig jede Pflicht ihm das Gefühl der Ohnmacht gibt und unverhältnismäßig belastet. – Wir leben nun mit allerlei Büchern, zu deren Lektüre man sonst nie kommt, d. h. Max liest ein fabelhaftes Gemisch in sich hinein, allerlei über die Geschichte, Verfassung und Wirtschaft der Klöster, dann Aristophanes, Rousseau, Emil, Voltaire, Montesquieu, Taines sämtliche Bände und englische Schriftsteller. Höhepunkt dieses abgeschiedenen römischen Winterdaseins war ein Besuch Friedrich Naumanns, der deutsches Gegenwartsleben und eine Welle von Wärme und Frische mit sich brachte.“³²

Mit 38 Jahren fängt er wieder an, zu Hause zu arbeiten. „Die neue Phase der Produktion beginnt. Sie ist völlig anderen Charakters als die frühere. – Ihre erste wichtige Schrift ist der Aufsatz über ‚Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie‘.“³³

Noch schwankt die Gesundheit, noch gibt es dunkle Wochen, Fluchtreisen von der Arbeit, doch allmählich beginnt wieder ein neues Arbeitsleben. 1903 wird er Mitherausgeber des neugegründeten „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, in dem in den folgenden Jahren fast alles, was er noch zu Lebzeiten veröffentlicht, in Form von Artikeln erscheinen wird, vor allem seine Arbeiten zur Religionssoziologie und zur Wissenschaftstheorie.

³⁰ Gedächtnisschrift, S. 8.

³¹ Lebensbild, S. 251.

³² Ebendort, S. 267.

³³ Ebendort, S. 272.

Als 1905 die Revolution in Rußland ausbricht, lernt er russisch, um den Ereignissen besser folgen zu können, und schreibt zwei Beihefte zur Zeitschrift über Rußland vom Standpunkt des liberalen Bürgers. Er stand gut mit den russischen Studenten in Heidelberg, mit allen, auch denen, die der „Leninschen Linie“ verbunden waren. Paul Honigsheim berichtet: „Max Weber liebte diese Revolutionäre wegen ihrer Todesbereitschaft. Sie errichteten damals am Neckarstrande eine russische Bibliothek; sie wurde um 1913 feierlich eröffnet. Wen aber forderten sie auf, die offizielle Festrede zu halten? Keinen anderen als Max Weber. Und gerade er war doch in Heidelberg seit Jahren kaum mehr öffentlich hervorgetreten. Diese Gelegenheit [187] schien ihm aber des Schweißes der Edlen wert zu sein. In typischer russischer Studentenweise kam er erst gegen Mitternacht zu Wort. Dann aber hielt er seine Rede im Gesellschaftsanzug und mit seinen eleganten Handbewegungen, dabei aber grabesernst, vor einem totenstillen Auditorium, in dem man eine Nadel hätte fallen hören können. Es war eine Rede von Abgründigkeit, neben welcher die Ausführungen von Radbruch und von Alfred Weber, so bedeutend sie an sich waren, einfach verblaßten. Diese Rede enthüllte nämlich die ganze Spannweite von Webers Einstellung. Denn er unterstrich die welthistorische Bedeutung und menschliche Größe der russischen Revolutionäre, aber nicht ohne hinzuzufügen: ‚Sollten die Spannungen zwischen den Staaten sich bis zum Platzen steigern und Russen sich verpflichtet fühlen, für Serbien einzustehen, dann – auf Wiedersehen auf dem Felde der Ehre‘.“³⁴

Natürlich wird er die Oktober-Revolution völlig ablehnen, ohne ihre Größe zu verkennen. Ein ehemaliger Student aus München berichtet uns über Webers Haltung in Vorträgen und Diskussionen im Jahre 1918: „Um sich und uns klarzumachen, was die bolschewistische Revolution für die westliche Welt bedeuten könnte, griff er nicht nur auf die Ergebnisse seiner eigenen, von russischen Schülern unterstützten Studien zur Verfassungsgeschichte des Zarenreiches zurück. Er erkannte auch früh die Ähnlichkeit zwischen den neuen Glaubenskriegern um Lenin und Trotzki und den von ebenso enthusiastischen Ideen inspirierten Führern der Heiligen Kriege des mittelalterlichen Islams. Wenn er akademische Kollegen kritisierte, die solche Mächte mit moralischen Friedenspredigten zu beschwichtigen hofften, so verglich er diese Gesinnungspolitiker mit Missionaren des alten Indien.“³⁵

Im ersten Weltkrieg ist er einige Zeit im Militärdienst tätig. „Er meldet sich indessen sofort beim Garnisonskommando, man überträgt ihm bei der Reservelazarettkommission den Posten des Disziplinoffiziers, und da andere Kräfte einstweilen nicht zur Verfügung stehen: auch die Einrichtung der Reservelazarette in Heidelberg. Weber greift zu, ohne sich zu bedenken, und sitzt am ersten Mobilmachungstag von morgens 8 Uhr an im Büro: ‚Ich habe 13 Stunden Dienst, vielleicht komme ich doch noch in eine Festung oder so etwas, marschieren kann ich ja leider nicht und bin daher nicht an der Front zu brauchen, was Einem doch sehr hart ankommt‘.“³⁶

Amüsant erzählt Marianne über seine Tätigkeit dort – wir zitieren etwas ausführlicher, weil sein Verhalten so typisch für ihn: „Das hastige Gedränge der ersten Wochen strapaziert ihn sehr – wird er aushalten? Er ist sehr reizbar, und wenn Vorgesetzte oder Behörden seiner zupackenden Aktivität Hemmnisse bereiten: unbequem. Als z. B. bei der Anlage eines Telefons in einem der Lazarette die Karlsruher Intendantur die Begründung dafür verlangte, geht die Anfrage zurück mit dem Vermerk: ‚Urschriftlich: Normale Menschen wissen, wozu ein Telephon nötig ist, Andren kann ich es nicht erklären.‘ Als dieselbe Behörde, trotz größter Eile, erst ein Verzeichnis aller für ein nicht vorgesehenes Lazarett nötigen Gegenstände ein [188] fordert, straft Weber den Bürokratismus durch ein meterlanges Telegramm. Ebenso ärgerlich wird er bei unnötigen Störungen, besonders durch das ewig läutende Telephon, wo die Person des Partners zu fern ist, um zur Höflichkeit zu Zwingen; z. B. das Fernamt läutet an: ‚Hofmarschallamt Karlsruhe: Wie geht es den

³⁴ Kölner Zeitschrift, S. 169.

³⁵ Ebendort, S. 19.

³⁶ Lebensbild, S. 527.

Verwundeten?‘ Weber: ‚Welchen?‘ – ‚Nun – allen.‘ Weber (ironisch): ‚0, sehr gut.‘ – ‚Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin lassen anfragen, ob Höchstdero Besuch willkommen wäre?‘ ‚Ich habe nichts dagegen, aber ich habe keine Zeit, irgend jemand heranzuführen.‘ Schluß. Der Oberstabsarzt, Webers militärischer Arbeitsgefährte, ist entsetzt, als er von diesem Vorfall hört, hängt sich sogleich ans Telephon, um dem Apparat mit devoten Verbeugungen zu versichern, daß der Besuch der Kgl. Hoheit allseitig als große Gnadenbezeugung geschätzt werden würde.“³⁷

Doch bald wird er entlassen und widmet sich wieder ganz der wissenschaftlichen Arbeit, beginnt auch politisch-publizistisch tätig zu werden. Er ist gesundheitlich wieder völlig hergestellt. Kann auch wieder in Versammlungen sprechen. Die Folge: „Nachdem seine Gesundheit Fortschritte gemacht hatte und man wußte, daß er wieder der akademischen Laufbahn zur Verfügung stand, bekam er ein ganzes Bündel von Berufungen, und er nahm sonderbarerweise den Ruf nach Wien an, wo er einen geradezu sensationellen Erfolg hatte. Das Publikum hatte bereits stundenlang vorher den größten Saal der Wiener Universität besetzt, um ihn zu hören.“³⁸

Weber war ein überaus beeindruckender Redner. Karl Loewenstein berichtet: „So ist Max Weber dann am 27. Oktober 1916 in jener ehrwürdigen Stätte Münchener Geistigkeit, die man das Malthäuserbräu nennt, zu seinem Vortrag erschienen. Der Titel lautete: ‚Deutschland und die Weltmächte‘; der Vortrag ist in den Politischen Schriften abgedruckt. Er brachte dazu nur ein ganz kleines Blatt mit, ich habe es damals selbst in der Hand gehabt und es ihm leider Gottes nicht entwinden können. Es bestand in seiner unleserlichen kleinen Handschrift aus einer Disposition mit 1., 2., 3., und 4.; a), b), c), d), und an diese Disposition hielt er sich dann. Es war eine der großartigsten Reden, der ich in meinem ganzen Leben habe lauschen dürfen. Er war ein gewaltiger Redner, ebenso gewaltig oder vielleicht noch gewaltiger als die gefeierten akademischen Redner seiner Zeit wie Lujo Brentano oder Ernst Troeltsch oder Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff oder die beiden Zivilprozessualisten Hellwig in Berlin und Kisch in München, die alle zu den berühmten akademischen Lehrern gehörten, denen ich habe zuhören dürfen. Es war eine freie Rede, nur anhand dieser Disposition, und sie hielt über zwei Stunden ein volles Haus in atemloser Spannung.“³⁹

Doch Wien kann ihn nicht halten. Als aber sein Lehrer Lujo Brentano emeritiert wird und Brentano ihn dringend bittet, nach München zu kommen, weil sonst ein kleiner Mann von reaktionärer Gesinnung den Lehrstuhl bekommen würde, nimmt Weber an. Ende Juni 1919 übersiedelte er nach München und beginnt die Vorlesungen.

[189] Ein, Jahr später, am 14. Juni 1920 stirbt er an Grippe, die damals mehr Menschen dahintraffte als der Weltkrieg.

Noch einige Worte über „das Haus Weber“. Stets war es gastreich, insbesondere in Heidelberg, wo Ernst Troeltsch, der Theologe und Philosoph, der Jurist Georg Jellinek, Eberhard Gothein, der Wirtschaftshistoriker, der Romanist Karl Vossler, Emil Lask, der Rickertschüler, Friedrich Gundolf, der Literaturwissenschaftler, der Philosoph Karl Jaspers und manche andere Gestirne am deutschen Gelehrtenhimmel dort ein- und ausgingen.

Um insbesondere auch den Jüngeren einen festen Platz im Hause zu geben, beschließen die Werbers, einen Jours einzurichten. Mit reizender Offenheit berichtet Marianne über den Beginn: „Der Kreis jüngerer Freunde, meist angehende Gelehrte, die Austausch mit Weber suchen, ergänzt sich immer neu. Er überlegt deshalb, wie ihr Bedürfnis sich ohne Verlust von allzuviel Arbeitszeit befriedigen läßt. Webers wollen ja so gern die Pforten des schönen Hauses weit öffnen, aber die labilen Kräfte zwingen immer zum Haushalten. So beschließen sie, während des Semesters Sonntag nachmittags für junge Leute zu Hause zu sein, nicht ohne Bedenken, ob

³⁷ Ebendort, S. 528.

³⁸ Gedächtnisschrift, S. 34.

³⁹ Ebendort, S. 32.

Weber solche Gebundenheiten ertragen wird. Die jungen Freunde sind erfreut und finden sich gleich zahlreich ein. Aber sie sind einander noch fremd und nach guter deutscher Art schwerfällig-schweigsam. Auch Webers beherrschen nicht die Kunst geselliger Unterhaltung. Dem Mann lohnt nur bedeutsamer geistiger Austausch, oder das intime Gespräch über Persönliches. Bei leicht geschürztem Spiel des Geistes im Zwischenreich des Sachlichen und Menschlichen fühlt er sich fast so unbeholfen, wie früher bei Tanz und Furt. So war der erste ‚Sonntag‘ harte Arbeit, die gefrorenen Einzelnen schmolzen nicht zusammen, Austausch über Wesentliches ergab sich nicht: Erst als die Hälfte der Menschen gegangen war, funkelte noch ein geistvoll-lebendiges Gespräch zwischen Weber und Gundolf auf über Pietät gegen historische Kulturgebilde. Gundolf ließ ihre Erhaltung lediglich als Behelf gelten für eine Zeit ohne eigene Schöpferkraft. Am liebsten hätte er sie kaputt gemacht. – Als die Gäste endlich gegangen sind, wirft Weber die Tür seiner Klause unmutig hinter sich zu: ‚Nie wieder – unerträglich und unmoralisch reden zu müssen um des Redens Willen!‘ Sollte man überhaupt noch einen weiteren Versuch machen? Aber schon der zweite Sonntag ist ganz lebendig und familienhaft: ‚Wir waren diesmal beruhigt. So etwas geht doch, wenn die Leute warm miteinander werden, und man sich nicht gleich damit quält, wertvolle Gespräche über größere Gruppen auszubreiten. Es scheint, die näheren Freunde kommen trotzdem auch Wochentags‘.⁴⁰

Die Namen mancher der Jüngerer sind auch den Jüngerer von heute, mehr als 60 Jahre danach, bekannt: etwa Edgar Salm, Wirtschaftswissenschaftler, der erst kürzlich über 80-jährig in Basel verstarb, vor allem aber Georg Lukács und Ernst Bloch. Helmuth Plessner erinnert sich an die Jours im Jahre 1913, an „Lukács und Bloch, die bald das Gespräch beherrschten. Von ihnen ging die Sage, sie seien Gnostiker. Jedenfalls erinnere ich mich noch temperamentvoller Äußerungen Blochs in bestem Mannheimerisch zur Eschatologie, die Max Weber dräuendes Stirnrunzeln und [190] Griffe in seinen Assyrikerbart entlockten, von dem Paul Honigsheim behauptete, er sei ein wahres Werturteil ... Wer sind die vier Evangelisten, fragte man damals: Marcus, Matthäus, Lukács und Bloch.“⁴¹ Max Weber äußerte sich über beide so: „Wenn ich mit Lukács gesprochen habe, dann habe ich noch tagelang darüber nachzudenken. Wenn ich dagegen Bloch wiedersehe, dann muß ich mich zunächst wieder einmal in das letzte Gespräch zurückversetzen; dieser Mann ist seines Gottes voll, und ich bin nun einmal ein Wissenschaftler.“⁴²

Noch eine zusammenhängende Darstellung sei zum Abschluß gegeben: „In dem großen Zimmer in seinem Heidelberger Heim, dessen steinerne Veranda den berühmten Blick auf den Neckar und die roten Sandsteintrümmer des Schlosses bot, versammelte sich in früheren Jahren sonntags um fünf Uhr eine kleine erlesene Gesellschaft zum ‚jour‘, dem seine ihm als Frau in ihrem Bereich ebenbürtig geartete, feinsinnige und warmherzige Gattin die seelische Resonanz schöner Frauenhaftigkeit gab. Viele der besten Köpfe und feinsten Menschen des deutschen Kulturlebens haben sich dort um Max Weber getroffen und mit ihm ihre geistigen Kostbarkeiten getauscht. Neben den anerkannten Größen der Fachgelehrsamkeit fand auch die Schar der jungen Adepten der Wissenschaft aus allen, auch den naturwissenschaftlichen Fakultäten ihren Platz an der Sonne. Wir lernten dort in Andacht und Begeisterung die Wissenschaft von der Seite kennen, daß sie Lebenserfüllung und Daseinsvertiefung ist und daß sie, wie es uns sein Vorbild wies, als irdische Metaphysik die Realitäten des Alltags mit sublimer Geistigkeit durchwehen kann. Häufig endeten diese geselligen Zusammenkünfte damit, daß die Gäste aller Grade der akademischen Hierarchie, vom jüngsten Semester bis zur Autorität, im Kreis um Max Weber saßen und ihm zuhörten, wie irgendein Problem der Philosophie oder Geschichte, der Kunst oder Politik unter seinen Händen die Dimension des Weltweiten, des Allgemeingültigen annahm.“⁴³

⁴⁰ Lebensbild, S. 475.

⁴¹ Kölner Zeitschrift, S. 31.

⁴² Ebendort, S. 187.

⁴³ Ebendort, S. 49 f.

Marianne setzte die Jours nach dem Tode von Max Weber fort, mit den Jüngeren von vor dem Kriege als jetzt „mittlere“ Stütze und neuen Jüngeren, die sich im Geiste von Max Weber zu lebhaftem, weit durch alle Gebiete der Gesellschaftswissenschaften schweifenden Gedankenaustausch trafen ... das Ganze ein kostbarer Überbleibsel bürgerlicher Verkehrskultur des 19. Jahrhunderts.

Wir haben im Vorangehenden bereits viel aus der Biographie seiner Frau zitiert. Biographien von Ehefrauen gelingen selten – im Gegensatz zu den allerdings kaum vorhandenen von Ehemännern. Ehemänner haben bisher das Leben ihrer Frauen kaum einer Biographie für Wert gehalten, und in ihren Autobiographien erscheinen ihre Frauen zumeist nur ganz gelegentlich, und dann allgemein als etwas Wunderbares, ohne das sie nicht hätten leben können, was man ja schließlich auch von der Luft sagen kann.

Was aber die Biographien der Frauen von ihren Männern betrifft, so erscheinen [191] diese zumeist als Übermänner in jeder Beziehung. Anders in mancherlei Sicht die Biographie von Marianne Weber. Einerseits braucht sie natürlich nicht zu übertreiben, um den Mann zu erhöhen, er war schon in der Realität überhöht. Andererseits scheut sie sich nicht, die Alltagsschwierigkeiten und auch Nachteile des täglichen Lebens mit ihm anzudeuten. Man braucht nur einen Satz aus dem Bericht seines Tagesverlaufs nach der Wiedergesundung zu lesen: „Nach dem pünktlichen und in einer knappen Viertelstunde erledigten Mittagessen – die längeren Mahlzeiten im großen Familienkreis hatten ihn früher sehr ungeduldig gemacht – schläft er etwas, erfrischt sich sofort mit Tee und arbeitet dann meist von ½3 bis Besuch kommt, oder sonst bis gegen Abend.“⁴⁴ Welcher eisern fleißige Wissenschaftler teilt nicht Webers Ungeduld über ein langes Mittagessen – und hat nicht ein schlechtes Gewissen einer Frau gegenüber dabei ... oder hat nicht einmal ein schlechtes Gewissen!

Der große Vorteil der Biographie durch die Ehefrau ist, daß sie einen weit besseren Einblick in das tägliche Leben geben kann, und das tut sie im Falle dieser Biographie auch. Dazu kommt, daß Marianne echten Anteil an Webers wissenschaftlichen Arbeiten nehmen kann – nicht, daß sie mit ihm arbeitete, denn sie hatte ihr eigenes Arbeitsgebiet, die Probleme und Aktivitäten der Frauenbewegung, an denen ihr Mann regen Anteil nahm. Vielmehr in dem Sinne, daß sie seine Arbeiten lesen konnte und verstand. So gelingt es ihr, in ihre Biographie auch die wissenschaftlichen Leistungen Max Webers darstellend einzuarbeiten.

Daher ist diese Biographie in seltener Weise abgerundet, wirklich dieses so reiche Leben umfassend. Wenn Marianne nur in einem ordentlichen Stil schreibt, ohne Glanz, aber doch voller Gefühl, allein schon durch das Einschreiben zahlreicher, zum Teil ganz spontan geschriebener Briefe, dann befriedigt uns das voll. Glanz der Darstellung hätte uns im Falle der Biographie durch die Ehefrau wahrscheinlich zu oft mißtrauisch gemacht, während die bisweilen fast hausbackene Sauberkeit und Einfachheit des Stils unser Vertrauen erweckt und uns in diesem Leben heimisch macht.

2. Zur Wissenschaftstheorie I⁴⁵

Wohl kein bürgerlicher Wissenschaftler hat sich so leidenschaftlich mit den Fragen der Parteilichkeit oder, wie er es umgekehrt nennt, der Wertfreiheit in der Wissenschaft beschäftigt... und das nicht zum Wenigsten deswegen, weil er ein so intensiv wertender, so – gebrauchen wir das Wort noch einmal in diesem Satz – leidenschaftlicher Politiker, so ständig parteiliches Mitglied der Gesellschaft war.

Marianne analysiert die Problematik sehr klar, sowohl als sachliche wie als persönliche: „Es handelt sich um die Frage nach Wesen und Grenzen der beweisbaren Wissenschaft. Kann sie uns lehren, nicht nur wie wir denken, sondern auch wie wir [192] handeln sollen? Und vermag

⁴⁴ Lebensbild, S. 479.

⁴⁵ Vgl. zum folgenden J. Kuczynski, Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften, Berlin 1972, S. 189 ff.

sie den Sinn des Daseins in objektiv gültiger zwingender Weise festzusetzen? Dies Problem ist überall in die methodologischen Untersuchungen versponnen, ferner eingehend erörtert in einer zunächst 1913 für den Verein für Sozialpolitik verfaßten, später erweiterten und im Logos veröffentlichten Abhandlung über ‚den Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften‘, und schließlich noch einmal ins Allgemeine erhoben in dem für Studierende gehaltenen Vortrag ‚Wissenschaft als Beruf‘. Webers Stellung zu jenen Fragen sei deshalb hier im Zusammenhang mitgeteilt, denn sie ist nicht nur sachlich, sondern im hohen Maße biographisch bedeutsam, ja sie führt dicht zum Mittelpunkt seiner geistigen Persönlichkeit. Der Wahrheit um jeden Preis suchende Denker und der gewissenhafte Lehrer sind gleichermaßen daran beteiligt, und darüber hinaus auch der höchst besonnene Politiker, der sich bewußt ist, durch außerordentliche Beredsamkeit und demagogische Begabung Menschen in seinen Bannkreis zwingen zu können. Wir erfassen in ihr ferner die ins Ueberpersönliche erhobene Auseinandersetzung zwischen seinen zwei gleich starken Wesensrichtungen: der aktiven und der kontemplativen, zwischen einem auf vorurteilsfreie, universale, denkende Weltbeherrschung gerichteten Intellekt und einer ebenso starken Fähigkeit Ueberzeugungen zu bilden und sich rücksichtslos für sie einzusetzen.“⁴⁶

Nach Webers Auffassung hat Parteilichkeit, haben Werturteile nichts in der Wissenschaft zu suchen. Das schließt nicht aus, daß wenn man sich sein Forschungsthema aussucht, man natürlich werten kann, ja parteilich sein muß: Das, was dem Wissenschaftler mit allen, die auf irgendeinem Gebiet etwas leisten wollen, gemeinsam sein muß, ist, meint Weber, die Fähigkeit, mit Leidenschaft seinem Werke ergeben zu sein, ohne die auch keine „Eingebung“, kein „rein der Sache dienen“ möglich sei. „Wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das ‚Erlebnis‘ der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, dieses: ‚Jahrtausende mußten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend‘: – darauf, ob dir diese Konjektur gelingt, hat einer den Beruf zur Wissenschaft nicht und tue etwas anderes. Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann.“⁴⁷ Dabei ist Weber nicht etwa ein alberner „Romantiker“, der meint, der Wissenschaftler müsse stets „im Rausche schaffen“. Ganz richtig bemerkt er an der gleichen Stelle: „Jeder Soziologe z. B. darf sich nun einmal nicht zu schade dafür sein, auch noch auf seine alten Tage vielleicht monatelang viele Zehntausende ganz trivialer Rechenexempel im Kopfe zu machen. Man versucht nicht ungestraft, das auf mechanische Hilfskräfte ganz und gar abzuwälzen, wenn man etwas herausbekommen will, –und was schließlich herauskommt, ist oft blutwenig.“ Ich glaube, Max Weber hat [193] hier ganz richtig zwei extreme Zustände, in denen der Wissenschaftler fähig sein soll zu arbeiten, angemerkt.

Sodann, und damit kommen wir schon der Parteilichkeit näher, erwartet er von dem Wissenschaftler, daß das, woran er arbeitet, daß das, was bei seiner Arbeit herauskommt, ihm „wichtig im Sinn von ‚wissenswert‘“ erscheinen muß.⁴⁸ Zugleich bemerkt er aber: ob der Wissenschaftler mit dieser Wertung recht hat, läßt sich wissenschaftlich nicht beweisen. Als ein Beispiel nimmt er die Medizin: „Die allgemeine ‚Voraussetzung‘ des medizinischen Betriebs ist, trivial ausgedrückt: daß die Aufgabe der Erhaltung des Lebens rein als solchen und die möglichste Verminderung des Leidens rein als solchen bejaht werde. Und das ist problematisch. Der Mediziner erhält mit seinen Mitteln den Todkranken, auch wenn er um Erlösung vom Leben fleht, auch wenn die Angehörigen, denen dies Leben wertlos ist, die ihm die Erlösung vom Leiden

⁴⁶ Lebensbild, S. 328 f.

⁴⁷ M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922, S. 531.

⁴⁸ Ebendort, S. 541.

gönnen, denen die Kosten der Erhaltung des wertlosen Lebens unerträglich werden – es handelt sich vielleicht um einen armseligen Irren – seinen Tod, eingestandener- oder uneingestandenermaßen, wünschen und wünschen müssen. Allein die Voraussetzung der Medizin und das Strafgesetzbuch hindern den Arzt, davon abzugehen. Ob das Leben lebenswert ist und wann? – danach fragt sie nicht. Alle Naturwissenschaften geben uns Antwort auf die Frage: Was sollen wir tun, wenn wir das Leben technisch beherrschen wollen? Ob wir es aber technisch beherrschen sollen und wollen, und ob es letztlich eigentlich Sinn hat: das lassen sie ganz dahingestellt oder setzen es für ihre Zwecke voraus.“⁴⁹

Max Weber hat völlig recht darin, daß eine ganze Reihe von Einzelwissenschaften ihre letztlichen Wertungen nicht aus sich selbst heraus entwickeln können. Dabei geht es sowohl darum, was für eine Wertung der einzelne Wissenschaftler vornimmt wie auch, welche Wertung die Gesellschaft vornimmt. Das Problem, das Weber mit seinem Beispiel der Medizin aufwirft, ist ein gesellschaftliches Problem, das natürlich auch individuelle Konflikte und entsprechende Wertungen hervorrufen kann.*

[194] Es wäre jedoch nicht richtig zu sagen, daß nur die Naturwissenschaften und die Naturwissenschaftler all ihre Wertungen von den Gesellschaftswissenschaften und Gesellschaftswissenschaftlern beziehen müssen. Gibt es doch auch zahlreiche Gesellschaftswissenschaften, die ihre letztlichen Wertungen von „außerhalb“ beziehen müssen.

In der Tat bezogen Wissenschaften und Wissenschaftler faktisch oder dem Schein nach ihre Wertungen, ihre Parteilichkeit Jahrtausende hindurch aus einem nichtwissenschaftlichen Bezirk, aus der Religion.

Der Religion folgte die Philosophie.

Beides waren jedoch im Grunde nichts anderes als verzerrte, ideologische Umwege des Wertbezugs aus ökonomisch bedingten Klasseninteressen.

Der Philosophie folgte der Marxismus als die wissenschaftliche Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der letztlich ökonomisch bedingten historischen Entwicklung.

Da aber Max Weber in der „Erkenntnis von sozialen Gesetzen keine Erkenntnis des sozial Wirklichen, sondern nur eins von den verschiedenen Hilfsmitteln, die unser Denken zu diesem Berufe braucht“, sieht⁵⁰, eine rein idealistische und agnostische Auffassung, so müssen für ihn alle letztlichen Wertungen außerhalb der Wissenschaft liegen.

⁴⁹ Ebendort, S. 541 f.

* Herbert Hörz bemerkt kritisch zu diesen Ausführungen:

„Hier und im folgenden wird nicht klar, was der Verfasser unter Wert versteht? Sicher ist diese Frage schwierig zu beantworten, das habe ich gemerkt, als ich meinen Artikel ‚Naturwissenschaft, Frieden, Verantwortung‘ schrieb, der in Heft 1/76 der Deutschen Zeitschrift für Philosophie veröffentlicht ist. Aber die Antwort sollte versucht werden.

Vielleicht sollte man gegen die Auffassung polemisieren‘ daß Wahrheit für die Wissenschaft der einzige Wert sei. Sobald es um Beziehungen zum Menschen oder um die Untersuchung des Menschen geht, müssen wissenschaftlich begründete Werte in die Betrachtung einbezogen werden. In der Philosophie wird hier in der letzten Zeit über die Frage diskutiert, ob es wahre Werte gibt. Einige lehnen es ab, von der Wahrheit der Werte zu sprechen.“ –

Was Werte und entsprechend Wertungen betrifft, scheinen mir die Ausführungen von Hörz an der von ihm angeführten Stelle sehr einleuchtend: „Wissenschaftlich begründete Werte sind Zusammenfassungen von praktischen Erfahrungen und theoretischen Einsichten in die existierenden Beziehungen zwischen Mensch (Gesellschaft) und Natur. Sie begründen damit auch erst den realen Humanismus. Werte sind also mit den objektiven gesellschaftlichen Gesetzen, die erkannt werden, und mit den Handlungen der Klassen in Beziehung zu setzen. Sie haben keine [194] selbständige Bedeutung und können nicht an sich erforscht werden.“

Was die Wahrheit als „einziger Wert“ für die Wissenschaft betrifft, so ist sie meiner Ansicht nach in der Tat der einzige „Wert“ in der Analyse, einen anderen kann es hier nicht geben. Anders natürlich bei den Schlußfolgerungen und Handlungsempfehlungen, die auch wahr sein müssen, aber noch von zahlreichen Wertungen bestimmt werden. (Vgl. zu dieser ganzen Problematik auch [H. Hörz, Mensch contra Materie?, Berlin 1976](#), S. 150 ff.)

⁵⁰ Ebendort, S. 180; vgl. auch S. 184.

Für Max Weber gibt es darum auch keine wissenschaftliche Weltanschauung und letztlich auch ein Durcheinander im Begriff der Wertung.

In scharfem Gegensatz dazu findet der Marxist seine Wertungen in einem wissenschaftlichen System, das nichts anderes ist als die Rezeption einer gesetzmäßig sich bewegenden „historischen Materie“, die den Menschen als handelndes Wesen mit einschließt.

Wir hatten Max Weber dahin zitiert, daß bei der Themenwahl dem Wissenschaftler seine Arbeit als „wichtig im Sinn von ‚wissenswert‘“ erscheinen muß. Er versteht aber unter Wertungen auch „praktische“ Bewertungen einer durch unser Handeln beeinflussbaren Erscheinung als verwerflich oder billigenswert“. ⁵¹ Die erstere Art der Wertung trägt einen scheinbar objektiven, die zweite einen stark subjektiv gefärbten Charakter. Die erstere Art der Wertung wurde auch bei den Gas- und Giftexperimenten faschistischer Ärzte an politischen und „rassischen“ Gefangenen verwandt, die zweite Art der Wertung scheint rein ethisch bestimmt.

Für uns Marxisten wird die Wertung der Themenwahl letztlich bestimmt als förderlich für die historisch-gesetzmäßige, natürlich das Handeln der Menschen einschließende (die Menschen machen ihre Geschichte selbst!), Entwicklung der Gesellschaft.

[195] Das. heißt, so eindeutig wir mit der allgemeinen Feststellung von Weber übereinstimmen, daß die wissenschaftliche Themenwahl Wertung, Parteilichkeit erfordert – und das ist in diesem Zusammenhang das Entscheidende –, können wir weder mit einer Reihe seiner Begründungen dafür noch mit anderen ihm bei der Behandlung dieser Problematik wichtig erscheinenden Ausführungen einig gehen.

Nachdem nun der Wissenschaftler entschieden wertend, ja mit leidenschaftlicher Parteilichkeit an die Themenwahl seiner Arbeit gegangen ist, beginnt der eigentliche wissenschaftliche Arbeitsprozeß. Dabei kann der Gesellschaftswissenschaftler, wenn er schöpferisch sein soll, nicht anders als mit dem Studium der Realität, das heißt mit dem Studium der Tatsachen, mit der Analyse des Forschungsgegenstandes beginnen. Und diese Analyse muß nach Webers Auffassung sich aller Werturteile, aller Parteilichkeit entheben. Mit dieser Auffassung sollte sich meiner Ansicht nach jeder Marxist einverstanden erklären. So verstehe ich auch die Klassiker. In meinen „Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften“ schrieb ich:

„Nachdem der Wissenschaftler sein Thema gewählt hat, geht er an die Arbeit der Untersuchung. Womit wir uns im folgenden beschäftigen wollen, ist die Frage Parteilichkeit bzw. Werturteil oder Unparteilichkeit, Wertfreiheit, Studium sine ira et studio der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge bei der Analyse der Realität.

Unter den Marxisten der Gegenwart steht der sowjetische Wissenschaftspsychologe K. A. Ramul mit seiner Auffassung, der ich völlig zustimme, in einer Minderheit. Er schrieb: „Es ist weithin bekannt, bis zu welchem Grade unsere Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen usw. unsere Ansichten und Überzeugungen beeinflussen und das objektive Urteilen und Verhalten beeinträchtigen können. Diese Gefahr entsteht jedesmal dann, wenn der Wissenschaftler dem Untersuchungsgegenstand praktisch nicht mehr gleichmütig gegenübersteht und dieser ihn mehr oder weniger persönlich berührt. Dies ist besonders oft in Forschungsgebieten wie z. B. der Geschichte anzutreffen. In der Mathematik, in den Naturwissenschaften und ähnlichen Disziplinen dagegen ist es selten der Fall. Während es uns daher ganz natürlich erscheint, daß ein Historiker mitteilt, er wolle sein Geschichtswerk ›ohne Haß und Gunst‹ (sine ira et studio [ohne Zorn und Eifer] – Tacitus) schreiben, würden uns ähnliche Worte aus dem Munde eines Mathematikers oder Chemikers sehr seltsam anmuten. Aber unabhängig vom Forschungsgegenstand kann der Wissenschaftler sehr leicht die notwendige Unvoreingenommenheit verlieren, wenn er fremde Ansichten kritisiert und besonders, wenn er mit jemandem polemisiert.

⁵¹ Ebendort, S. 451.

Unvoreingenommenheit des Wissenschaftlers bedeutet natürlich nicht, daß er sich gleichgültig gegenüber Erscheinungen verhält, die ihm als Mensch und Staatsbürger nicht gleichgültig sein können und dürfen.⁵²

In der Tat ist die Forderung, ‚sine ira et studio‘ zu forschen, für manchen überraschend, insbesondere wenn man sine ira et studio noch brutaler übersetzt, wie es Fried tut: ‚ohne Haß noch Eifer, d. h. ohne Parteilichkeit‘.⁵³

[196] Es gibt sehr viele, die glauben, Marxisten müßten jede Untersuchung ‚oder zumindest‘ jede gesellschaftswissenschaftliche Untersuchung mit ‚Haß und Gunst‘, persönlich parteilich, durchführen.

Doch wir müssen noch weiter gehen. Wir müssen auch jede gesellschaftliche Parteilichkeit bei der Analyse ablehnen. Schon 1847 schrieb darum Engels in einem Artikel gegen Heinzen: ‚Der Kommunismus ist keine Doktrin, sondern eine *Bewegung*: er geht nicht von Prinzipien, sondern von *Tatsachen aus*.‘⁵⁴ Und was für den Kommunismus gilt, muß natürlich auch für jede Analyse durch Kommunisten gelten: sie gehen bei der wissenschaftlichen Untersuchung, bei der Analyse, von *Tatsachen aus* – im Gegensatz zur Themenwahl!

Im Gegensatz auch zur Synthese. Darum schreibt Marx auch im Nachwort zur zweiten Auflage des ‚Kapital‘ (Erster Band): ‚Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.‘⁵⁵ Es mag so aussehen – aber faktisch muß der marxistische Forscher wie jeder Wissenschaftler ohne Konstruktion, auch ohne ‚Gesellschaftskonstruktion‘, unparteilich, an die Analyse herangehen.

Darum rühmt auch Marx zum Beispiel an Ricardo sowohl, daß er ‚stoisch, objektiv, wissenschaftlich‘ vorgehe, seine ‚wissenschaftliche Ehrlichkeit‘, wie auch seine ‚wissenschaftliche impartiality‘, seine ‚wissenschaftliche Unparteilichkeit‘, was das Institut für Marxismus-Leninismus in Berlin ungenau als seine ‚Unbefangenheit‘ übersetzt hat.⁵⁶

Darum ist es auch falsch, einen – selbstverständlich auch Engels, Marx und Lenin völlig unbekannt – Unterschied zwischen naturwissenschaftlicher und gesellschaftswissenschaftlicher Analyse in dieser Beziehung zu machen. Parteilichkeit in der gesellschaftswissenschaftlichen Analyse? ganz bestimmt! meinen manche. Parteilichkeit in der naturwissenschaftlichen Forschung? ja oder nein oder unsicher. Ich halte eine solche Unterscheidung für falsch und meine, daß es hinsichtlich der Frage der Parteilichkeit keinen Unterschied in der naturwissenschaftlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Analyse geben darf: die Forschung hat in jeder Beziehung ‚gleichgültig‘, unvoreingenommen durchgeführt zu werden.

Lenin präzisiert einmal einige der Grundforderungen der dialektischen Logik so: ‚Die dialektische Logik verlangt, daß wir weitergehen. Um einen Gegenstand wirklich zu kennen, muß man alle seine Seiten, alle Zusammenhänge und ›Vermittelungen‹ erfassen und erforschen. Wir werden das niemals vollständig erreichen, die Forderung der Allseitigkeit wird uns aber vor Fehlern und vor Erstarrung bewahren. Das zum ersten. Zweitens verlangt die dialektische Logik, daß man den Gegenstand in seiner Entwicklung, in seiner ›Selbstbewegung‹ (wie Hegel manchmal sagt), in seiner Ver-[197]änderung betrachte ... Drittens muß in die vollständige ›Definition‹

⁵² K. A. Ramul, Zur Psychologie des Wissenschaftlers. Hier zitiert nach Übersetzung in: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Nr. 6, 1966, S. 625.

⁵³ A. H. Fried, Lexikon fremdsprachlicher Citate, Leipzig 1889, S. 108.

⁵⁴ K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 4, Berlin 1959, S. 321.

⁵⁵ K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 27.

⁵⁶ K. Marx, Theorien über den Mehrwert, 2. Teil, Berlin 1959, S. 107 f. und S. 115.

eines Gegenstandes die ganze menschliche Praxis sowohl als Kriterium der Wahrheit wie auch als praktische Determinante des Zusammenhanges eines Gegenstandes mit dem, was der Mensch braucht, eingehen. Viertens lehrt die dialektische Logik, daß es keine abstrakte Wahrheit nicht gibt, daß die Wahrheit immer konkret ist, wie der verstorbene Plechanow – mit Hegel – zu sagen pflegte.⁵⁷

Ist diese Forderung der Allseitigkeit der Untersuchung an sich schon ein Ideal, so werden wir zweifellos der Erfüllung dieser Forderung um so ferner bleiben, je stärker sich pragmatische Vorstellungen, Wünsche, (vielleicht durchaus berechnete) vorgefaßte Meinungen usw. in unsere Untersuchung mischen. Nur wenn wir diese soweit wie möglich – das Ideal wäre völlig – ausschalten, werden wir zu einer wirklich wissenschaftlichen Analyse kommen können. So paradox es klingen mag, ist es doch so: Wenn wir uns zu einer Untersuchung ganz parteilich entschließen, zum Beispiel, weil die Weltsituation im Interesse der Arbeiterklasse einen bestimmten Nachweis erfordert, so gilt es, sobald wir die Untersuchung beginnen, alle unsere Untersuchungsmotive auszuschalten, den Nachweis, den wir erbringen wollen, soweit wie irgendmöglich zu vergessen, und ganz unbefangen, ‚gleichgültig‘, ohne Nachweisbedürfnis, die Untersuchung vorzunehmen.“⁵⁸

Meine Interpretation des analytischen Prozesses als notwendigerweise wertfrei bzw. unparteilich, wenn er erfolgreich sein soll, erregte zunächst viel Widerspruch. Heute sind es schon eine Reihe von Marxisten, die sich meiner Meinung anschließen und damit auch letztlich Max Weber in diesem Punkt recht geben – zumal er unserer Ansicht nach betreffend die Analyse nichts anderes sagt als die Klassiker des Marxismus-Leninismus.

Da die Frage aber noch lange nicht allgemein geklärt ist, da es noch nicht wenige Marxisten gibt, die mir Unrecht geben und darum auch meinem zustimmenden Urteil zu Max Webers Ansicht, daß die Analyse wertfrei sein muß, erscheint es mir nützlich, im folgenden einen Briefwechsel mit einem Studenten der Philosophie wiederzugeben.

3. Ein Briefwechsel

Sehr geehrter Genosse Professor Kuczynski!

Entschuldigen Sie, wenn ein Ihnen unbekannter Student der Philosophie im 4. Studienjahr sich an Sie wendet, aber es geht um eine Sache, die Ihr Buch „Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften“ betrifft.

Unser Seminarleiter hat mit uns gegen Ihre Behauptung, daß die Analyse eines gesellschaftswissenschaftlichen Tatbestandes unparteilich vor sich gehen muß, diskutiert. Er hat erklärt, daß ein marxistischer Forscher immer parteilich sein muß. Par[198]teillichkeit sei eine Klassenkampffrage – und wie kann man sich vorstellen, daß der Wissenschaftler plötzlich aus dem Klassenkampf ausscheidet? Lenin hat gesagt, daß jede Gesellschaftswissenschaft eine parteiliche Wissenschaft ist, also scheidet der Wissenschaftler, der unparteilich an eine Sache herangeht, aus der Wissenschaft aus.

Einige von uns haben dann nachgelesen, was Sie geschrieben haben, und diese haben dann gebeten, noch einmal darüber zu diskutieren und wir haben ein Extraseminar gehabt, um die Sache zu klären. Zuerst hat unser Seminarleiter auf seiner Ansicht bestanden und Ihnen auch vorgeworfen, daß Sie bürgerliche Ausdrücke wie den der Wertfreiheit gebraucht hätten. Dann aber haben die, die Sie gelesen hatten, Zitate aus Marx, Engels und Lenin, die Sie anführen, in die Diskussion eingebracht und wir wurden alle, auch der Seminarleiter, ganz verwirrt.

⁵⁷ W. I. Lenin, Noch einmal über die Gewerkschaften, die gegenwärtige Lage und die Fehler Trotzki und Bucharins, in: Werke, Bd. 32, Berlin 1961, S. 85.

⁵⁸ J. Kuczynski, a. a. O., S. 160 ff.

Schließlich sagte der Seminarleiter: „Wenn schon keine Parteilichkeit, dann aus Parteilichkeit!“.

Inzwischen habe ich auch Ihr Buch gelesen. Ich muß sagen, daß mich Ihre Ausführungen überzeugt haben. Aber ich bin nicht sicher, daß meine Überzeugung richtig ist.

Auch habe ich im „Philosophischen Wörterbuch“ unter Parteilichkeit nachgesehen und da finde ich, daß es Parteilichkeit nur in der Klassengesellschaft gibt. Wird dann bei uns die Parteilichkeit allmählich abgeschafft oder haben wir Parteilichkeit nur noch in der Auseinandersetzung mit den Kapitalisten?

Dabei, ich meine, als ich Parteilichkeit nachsah, habe ich auch gleich Wahrheit nachgesehen, weil ich in verschiedenen Artikeln sowjetischer Philosophen und Wissenschaftstheoretiker in „Sowjetwissenschaft“ las, daß der Wissenschaftler von einer Hauptleidenschaft beherrscht sein muß, dem Streben, die Wahrheit zu finden. Dann fand ich im Philosophischen Wörterbuch, daß Wahrheit eine philosophische Kategorie ist, „welche die Adäquatheit der Erkenntnis, ihre Übereinstimmung mit dem Erkenntnisobjekt, widerspiegelt.“ Wenn das aber die Hauptleidenschaft des Wissenschaftlers sein soll, wo bleibt dann die Parteilichkeit?

Schließlich wäre ich Ihnen auch dankbar, wenn Sie das Verhältnis von Parteilichkeit und der SED klären könnten. Ich bin nämlich Kandidat der Partei, weil ich vor meinem Studium schon in der Volksarmee gewesen war und auch in einem Betrieb gearbeitet hatte.

Ihnen sehr dankbar, Genosse Professor, wenn Sie mir alles erklären könnten und mit sozialistischem Gruß

Ihr ...

Lieber Freund und Philosoph:

Sehr vielen Dank für Deinen Brief, in dem Du eine Reihe von Problemen aufgeworfen hast, die auch mir wichtig sind, und mit denen ich mich in den Jahren, die seit dem Erscheinen des Buches, auf das Du Dich beziehst, vergangen sind, weiterbeschäftigt habe.

Ich hoffe sehr, daß diese Weiterbeschäftigung, die nicht zum Wenigsten im Meinungsstreit über meine damaligen Ausführungen geschah und geschieht, es mir möglich gemacht hat, noch klarer das, was ich meine, auszudrücken. Auch bin ich in [199] meinen Gedanken weitergekommen, nicht zum Wenigsten durch die von Dir bemerkte immer stärkere Hervorhebung der Rolle des Wahrheitsstrebens in den neuesten Schriften der Sowjetwissenschaftler, ein Streben, das ja im Grunde so alt ist wie die Wissenschaft.

Es wird Dich in diesem Zusammenhang, zumal meine Ausführungen damals auch in Verbindung mit einer Kritik der Arbeiten von Max Weber geschahen, vielleicht interessieren, daß dieser in der Nacht seines Todes, im Fieberdelirium, als letzte Worte des sterbenden Wissenschaftlers sagte: „Das Wahre ist die Wahrheit“... und auch folgender, man könnte sagen, ergreifender, uns tief berührender und bewegender philosophischer Metaobjektivismus stammt von einem großen Wissenschaftler, nämlich von Blaise Pascal: „Die Wahrheit ist stets älter als alle Meinungen, die man über sie gehabt hat, und es hieße ihre Natur verkennen, wenn man sich einbildete, sie hätte zu dem Zeitpunkt angefangen zu sein, da sie angefangen hat, erkannt zu werden.“

Wenn wir mit Marx sagen, daß die Wissenschaft eine Aneignungsform – nicht die Aneignungsform! denn es gibt auch noch andere – der Realität ist, dann ist die Wahrheit gewissermaßen das Gütezeichen dafür, daß die Wissenschaft die Realität so angeeignet hat, wie es geschehen muß, damit wir diese verändern können.

Dabei kann uns natürlich nicht die Idee kommen, daß die Wahrheit parteilich oder unparteilich ist. Darum möchte ich auch nicht mehr sagen, wie ich es noch in dem von Dir zitierten Buch

tue, daß wir die Analyse des Forschungsgegenstandes „unparteilich“ vornehmen sollen. Das wäre genau so, als ob ich sagen würde: in einem Liebesgeflüster soll man sich logisch bzw. unlogisch verhalten. Die Kategorie der Parteilichkeit hat weder im positiven (parteilich), noch im negativen Sinne (unparteilich) etwas mit der Analyse zu tun, genau so wenig wie die Kategorie der Logik beim Liebesgeflüster. Mehr oder weniger Parteilichkeit kann daher eine Tatsachenanalyse der Wahrheit ebensowenig näher bringen wie Logik oder Unlogik die „Effektivität“ des Liebesgeflüsters steigern oder senken kann. Es handelt sich hier einfach um den Gebrauch falscher Kategorien.

Und das bringt mich auf einen Vorwurf, den ich, wenn es sich nicht um eine Bemerkung Deines Seminarleiters handelte, gern als „einfach albern“ bezeichnen möchte: daß ich „bürgerliche Ausdrücke wie den der Wertfreiheit“ gebraucht hätte. Wenn man Marx, Engels und Lenin liest, erkennt man leicht, daß sie sich nicht nur der „bürgerlichen Sprache“ ihres Landes bedienen, sondern auch zahlreiche „bürgerliche Ausdrücke“ wie Verelendung, Akkumulation, Mehrwert, Monopol usw. benutzt haben. Und mehr: ich finde den Ausdruck der „Wertfreiheit“ von Max Weber weit besser als den von mir gebrauchten der Unparteilichkeit bei der Analyse. Denn Wertfreiheit bedeutet eben, daß der Wert, daß die Parteilichkeit in der Analyse überhaupt nichts zu suchen haben, Kategorien „aus einer anderen Welt“ sind. Wenn ich eine unparteiliche Analyse verlangte, dann sagte ich damit, da unparteilich das Gegenteil von parteilich ist, daß die Kategorie Parteilichkeit bzw. Unparteilichkeit etwas mit der Analyse zu tun hat, und das scheint mir heute falsch.

Ich freue mich daher auch so darüber, daß mehr und mehr marxistische Wissenschaftler die Wahrheitssuche als entscheidende, als einzige Leidenschaft bei der [200] wissenschaftlichen Analyse hervorheben, daß je rücksichtsloser gegenüber allen störenden anderen Interessen und Einflüssen der Wissenschaftler bei der Analyse der Realität vorgeht, desto näher kann er ihrer Aneignung kommen.

Das hat nichts damit zu tun, daß der Wissenschaftler von leidenschaftlicher Parteilichkeit, von den Interessen seiner Klasse oder der Gesellschaft als ganzer (bisweilen fallen sie zusammen, etwa bei der jungen Bourgeoisie oder stets bei der Arbeiterklasse) ausgehend, sein Forschungsthema bestimmt oder die Schlußfolgerungen aus seiner Analyse zieht.

Das hat auch nichts damit zu tun, daß die wissenschaftliche Wahrheit in der Analyse, die nur unter Ausschluß der Parteilichkeit, aber auch anderer Kategorien wie der Liebe, der Schönheit, der Moral usw. gefunden werden kann, einer Partei, einer Klasse für ihre Handlungen dienen oder ihr auch schädlich sein kann.

Darum konnte Engels auch so scharf in „Ludwig Feuerbach“ formulieren: „Und nur bei der deutschen Arbeiterklasse besteht der deutsche theoretische Sinn unbekümmert fort. Hier ist er nicht auszurotten; hier finden keine Rücksichten statt auf Karriere, auf Profitmacherei, auf gnädige Protektion von oben; im Gegenteil, je rücksichtsloser und unbefangener die Wissenschaft vorgeht, desto mehr befindet sie sich im Einklang mit den Interessen und Strebungen der Arbeiter.“

Rücksichtslos aber heißt, ohne Rücksicht auf irgendwelche außerhalb der Wissenschaft liegende Interessen, heißt wissenschaftliche Analyse um der wissenschaftlichen Analyse willen – im Gegensatz zur wissenschaftlichen Forschung als Ganzes, einschließlich der Themensuche und der Synthese wie der Handlungsschlußfolgerungen.

Darum konnte auch Marx im neunten Kapitel seiner „Mehrwerttheorien so scharf formulieren: „Einen Menschen aber, der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst (wie irrtümlich sie immer sein mag), sondern *von außen*, ihr *fremden*, *äußerlichen Interessen* entlehnten Standpunkt zu *akkommodieren* sucht, nenne ich ‚*gemein*‘.“ Und unmittelbar anschließend rühmt er Ricardo, daß er seine Menschenliebe, die Marx natürlich hochschätzt, aus seiner Analyse ausgeschlossen hat: „Es ist nicht *gemein* von Ricardo, wenn er die Proletarier der Maschinerie oder dem Lastvieh oder der Ware gleichsetzt, weil es die ‚Produktion‘ (von seinem Standpunkt aus) befördert, daß

sie bloß Maschinerie oder Lastvieh oder weil sie wirklich bloß Waren in der bürgerlichen Produktion seien. Es ist dies stoisch, objektiv, wissenschaftlich. Soweit es ohne *Sünde* gegen seine Wissenschaft geschehn kann, ist R(icardo) immer Philanthrop, wie er es auch in der *Praxis* war.

Menschenliebe, Humanismus gehören ebensowenig wie Parteilichkeit in die wissenschaftliche Analyse. Darum darf man auch das Ideal, das einen zur Wahl eines wissenschaftlichen Themas führen kann, ja nicht in die wissenschaftliche Analyse einfließen lassen. Darum kritisiert auch Engels am Manuskript einer Buchbesprechung, das Lafargue ihm zugeschickt hat, in einem Brief an ihn vom 11. August 1884 so: „S. 16: Marx würde gegen ‚das politische und gesellschaftliche Ideal‘ protestieren, das Sie ihm unterstellen. Wenn schon von einem ‚Mann der Wissenschaft‘, der ökonomischen Wissenschaft die Rede ist, so darf man kein Ideal haben, man erarbeitet wissenschaftliche Ergebnisse, und wenn man darüber hinaus noch ein Mann der Partei ist, so kämpft man dafür, sie in die Praxis umzusetzen. Wenn man aber ein [201] Ideal hat, kann man kein Mann der Wissenschaft sein, denn man hat eine vorgefaßte Meinung.“

Das Streben nach Wahrheit in der Analyse erfüllt sowohl bürgerliche wie marxistische Forscher, wenn sie echte Wissenschaftler sind. Sie können beide ihrer Klasse nicht dienen, wenn sie nicht nach bestem Bemühen die Tatsachen feststellen. Aber das heißt natürlich nicht, daß die Wahrheit etwa auch der Klasse der Kapitalisten dient. Und darum müssen die bürgerlichen Wissenschaftler, sobald sie allgemeine oder spezielle Schlußfolgerungen ziehen, die „Wahrheit verdrehen“ und nicht entsprechend den analysierten Wahrheiten handeln. Lenin hat das, soweit allgemeine (philosophische) Schlußfolgerungen in Frage kommen, im „Empirio-kritizismus“ so dargelegt: Zunächst schrieb er von „Professoren, die auf Spezialgebieten der Chemie, der Geschichte, der Physik die wertvollsten Arbeiten liefern können“, und dann warnte er gleichzeitig davor, auch nur einem einzigen dieser Professoren in der parteilichen Synthese und gesellschaftlichen Einordnung der Resultate ihrer Analyse, oder wie er formulierte, „*auch nur ein einziges Wort (zu) glauben*, sobald er auf Philosophie zu sprechen kommt“. Und er fragt dann „Warum? Aus dem nämlichen Grunde, aus welchem man *keinem einzigen* Professor der politischen Ökonomie, der imstande ist, auf dem Gebiet spezieller Tatsachenforschung die wertvollsten Arbeiten zu liefern, *auch nur ein einziges Wort* glauben darf, sobald er auf die allgemeine Theorie der politischen Ökonomie zu sprechen kommt. Denn diese letztere ist eine ebenso *parteiliche* Wissenschaft in der modernen Gesellschaft wie die Erkenntnistheorie.“

Selbstverständlich gibt es – schon wegen der Parteilichkeit für die Interessen des Kapitals und sowohl bei den allgemeinen wie auch bei den speziellen Schlußfolgerungen, die sich aus der Tatsachenanalyse ergeben – auch viele Wissenschaftler, die (da sie „bequem“ von der Wahrheit der Analyse zu ihren parteilichen Schlußfolgerungen kommen wollen oder da sie Parteilichkeit in die Analyse hereintragen) auch schon die Tatsachen, die sie untersuchen, bewußt oder unbewußt nach vorgefaßten Schlußfolgerungen aussuchen, die also ohne Rücksichtslosigkeit analysieren. Ja, es gibt auch nicht Wenige, die die Tatsachen bewußt verdrehen.

Leider ist ähnliches auch gelegentlich bei manchen marxistischen Wissenschaftlern zu beobachten, die aus falsch verstandener Parteilichkeit ihre Aufgabe darin sehen, die Weltgeschichte als Illustration von sozialistischen Idealen und marxistischen Theorien zu behandeln. Ein solches Vorgehen aber kann weder als wissenschaftlich noch als der Arbeiterklasse dienlich betrachtet werden. Wie soll ein Wissenschaftler schöpferisch arbeiten, Neues erkennen, insbesondere dem Fortschritt aus der Gegenwart in eine bessere Zukunft dienen, wenn er die Tatsachen nicht unvoreingenommen untersucht!

Dabei müssen wir uns selbstverständlich der Methode des dialektischen und historischen Materialismus bedienen. Da die Realität, die Natur wie die Gesellschaft, sich dialektisch und historisch bewegt, so können und konnten sich in aller Geschichte wissenschaftliche Forschungsergebnisse über Bewegungs- und Ordnungszusammenhänge nur ergeben, wenn man Natur und Gesellschaft dialektisch und materialistisch betrachtet. Die dialektisch-materialistische Betrachtungsweise ist

nicht von [202] Marx „erfunden“, sondern von ihm entwickelt, systematisch ausgebaut und bewußt gemacht worden. Nicht nur gab es im alten Griechenland – wie wir sie nennen – „urwüchsige“ dialektische Materialisten. Jeder wissenschaftlichen Teilerkenntnis von gesetzmäßigen Zusammenhängen in Natur und Gesellschaft liegt entweder eine zumindest dialektische oder zumindest materialistische Betrachtungsweise, jeder wissenschaftlichen „Vollerkenntnis“ eine dialektische und materialistische Betrachtungsweise zugrunde. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob die Forscher ihrer Weltanschauung nach Idealisten waren oder nicht. Die spezifische wissenschaftliche Erkenntnis, das heißt die spezifische Erkenntnis eines realen Natur- oder Gesellschaftszusammenhanges konnten sie nur gewinnen, wenn sie bei ihrer spezifischen Untersuchung eine der Natur- und Gesellschaftsrealität konforme Auffassung hatten.

Darum bemerkt Lenin auch in „Was sind die ‚Volksfreunde‘“: „Die Marxisten entlehnen der Marxschen Theorie vorbehaltlos nur die wertvollen Methoden, ohne die eine Aufhellung der gesellschaftlichen Verhältnisse unmöglich ist, und sehen folglich das Kriterium für ihre Beurteilung dieses Verhältnisses keineswegs in abstrakten Schemata und ähnlichem Unsinn, sondern darin, ob diese Beurteilung richtig ist und mit der Wirklichkeit übereinstimmt.“

Denken wir aber jetzt an die ehrlichen, rein um die Wahrheit bei der Analyse bemühten bürgerlichen Wissenschaftler, deren es gar manche gibt und deren Forschungsergebnisse Marx und Engels und Lenin stets benutzt haben, dann können wir sagen, daß die Analysen, die sie und wir machen, auch ein wichtiges Kommunikationsmittel zwischen uns sind – und nicht nur das! Auf vielen internationalen Kongressen gaben Analysen von bürgerlichen und marxistischen Wissenschaftlern einen wichtigen Ausgangspunkt zur Diskussion von Schlußfolgerungen wie auch von methodologischen und Ausgangsproblemen. Das heißt, bei unseren Bemühungen, bürgerliche Wissenschaftler für unsere Parteilichkeit, für die Ziele der Arbeiterklasse, als Verbündete des Sozialismus im Weltklassenkampf zu gewinnen, kann nicht nur ihre „allgemein dem Fortschritt, dem Humanismus“ zugeneigte Haltung, ihre oft wirre aber letztlich menschenfreundliche Philosophie, sondern auch ihre aus Wahrheitsliebe, aus echtem Erkenntnisdrang entstandene Analyse eine wichtige Rolle spielen.

Du siehst also, welche wichtige Rolle eine richtige Haltung zur Analyse nicht nur zur Wahrheitsfindung für den wissenschaftlichen Fortschritt sondern auch für die Arbeiterklasse im Kampf um Frieden und Macht spielt.

Das ungeheure Glück, das wir Marxisten heute im Unterschied zu den bürgerlichen Wissenschaftlern haben, ist doch, daß die Wahrheit den Interessen der Arbeiterklasse entspricht, daß die Wahrheit (die sie aber kennen müssen, um sie „richtig“ verzerren zu können) jedoch den Interessen des Kapitals und damit denen der ihm dienenden Wissenschaftler widerspricht.

Lieber Freund, der Brief ist endlos lang geworden, aber die Probleme scheinen mir so wichtig ... auch wollte ich Euch sagen, was mir an meinen früheren Ausführungen nicht mehr richtig erscheint. Hoffentlich ist alles für Euch jetzt deutlicher geworden. Laß mich wissen, wenn Ihr noch Fragen habt.

Mit guten Wünschen für Eure Arbeit und sozialistischem Gruß Euer Jürgen Kuczynski

[203] Sehr geehrter Genosse Professor Kuczynski!

Wir haben uns sehr über Ihren ausführlichen Brief gefreut. Ich schreibe Wir, denn ich habe ihn auch anderen Mitgliedern unseres Seminars gezeigt. Sehr geholfen hat uns in der Diskussion, daß Sie die Unparteilichkeit aus der Analyse herausgenommen haben. Einer von uns sagte: Bei 1 und 1 ist 2 hat die Parteilichkeit und Unparteilichkeit ja auch nichts zu suchen. Wir finden es auch richtig, daß Sie den bürgerlichen Wissenschaftlern nicht allgemein die Wahrheitsuche absprechen, selbst wenn sie dem Feind dienen. Sind doch sicher eine Reihe von ihnen ehrlich. Aber noch viel mehr stimmen wir mit Ihrem Argument überein, daß sie die Wahrheit kennen müssen, um, wie Sie schreiben, sie „richtig“ verzerren zu können, „richtig“ im Interesse der Monopole.

Was sie über marxistische Wissenschaftler sagen, daß sie manchmal nur forschen, um zu illustrieren, trifft wohl zu, wollen wir aber besser nicht bei unseren Diskussionen im Seminar verwenden. So etwas kann bei uns mißverstanden werden. Unser Seminarleiter findet uns schon oft genug überheblich.

Aber eine Frage, Genosse Professor, haben Sie uns noch nicht beantwortet, die nach dem Charakter der Parteilichkeit. Was ist eigentlich Parteilichkeit?

Wir wären Ihnen, sehr geehrter Genosse Professor, sehr dankbar, wenn Sie, falls es Ihre Zeit erlaubt, auch diese Frage noch beantworten würden.

Mit guten Wünschen für Ihre Arbeit...

Lieber Freund und Philosoph:

Meine Mutter hätte gesagt „Freud! Freud!“, weil ich die Frage nach der Parteilichkeit nicht beantwortet habe. Ich finde nämlich das „Philosophische Wörterbuch“ eine überaus nützliche Veröffentlichung und habe vielleicht nur deswegen vergessen, Deine Frage nach der Definition der Parteilichkeit zu beantworten, weil ich, ganz unbewußt, nicht eine scharfe Kritik an einem einzelnen Artikel des Wörterbuches üben wollte.

Ihr habt meiner Ansicht nach ganz recht, wenn Ihr bei diesem Artikel mit dem Wörterbuch unzufrieden seid. Man kann wirklich nicht den Artikel Parteilichkeit beginnen „Wesenszug aller Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins in der Klassengesellschaft. Ausdruck ihres Klassencharakters und ihrer Klassengebundenheit“.

Das hieße doch, daß es keine Parteilichkeit mehr gibt, wenn die Klassen aufgehoben sind, was ja hoffentlich nicht mehr allzulange dauern wird, nachdem wir den Kapitalismus im Weltmaßstab besiegt haben.

So falsch es mir scheint, die Parteilichkeit auf eine politische Partei zu beziehen, so verengend scheint es mir auch, sie nur auf Klassen bzw. gar Klassengebundenheit zu beziehen.

Lange haben wir Kommunisten gesagt: das Verhalten zur Sowjetunion ist uns Maßstab für die politische Beurteilung von Menschen. Wer gegen die Sowjetunion ist, kann nicht gleichzeitig für den Fortschritt sein. Mir schien diese Losung, solange die Sowjetunion allein gegen die Welt des Kapitals stand, völlig richtig. (Heute sprechen wir mit Recht von der Unvereinbarkeit von Antikommunismus und Fortschritt.) Was aber haben wir, wenn wir so dachten, von den Menschen verlangt? Par-[204]teilichkeit für eine Klasse? Bestand die Sowjetunion aus einer einzigen Klasse? oder haben wir verlangt, daß Thomas Mann, wenn er für die Sowjetunion eintrat, seine Parteilichkeit für die Bourgeoisie, der er mit allen Fasern seines Wesens angehörte, aufgab? Natürlich nicht!

Parteilichkeit ist meiner Ansicht nach am Besten zu definieren als Stellungnahme für den Fortschritt, am stärksten ausgeprägt in einer marxistischen Partei der Arbeiterklasse; aber wir sagen deswegen nicht, daß Parteilichkeit identisch ist mit Parteinahme für eine Institution des Überbaus. Für uns ist der Fortschritt gebunden an objektive historische Gesetzmäßigkeiten und wir nehmen Stellung für ihn, indem wir alles tun, um diese Gesetzmäßigkeiten in ihrer Verwirklichung zu fördern.

Natürlich sahen weder Thomas Mann noch Albert Einstein ihre Aufgabe darin, die Durchsetzung irgendwelcher Gesetzmäßigkeiten zu fördern. Auch werdet Ihr sicherlich nicht von mir glauben, daß ich, wenn ich über die in unserem Briefwechsel diskutierten Probleme nachdenke oder mich im kapitalistischen Ausland mit dem Feind in Diskussionen auf Massenversammlungen auseinandersetze, dauernd an die Gesetzmäßigkeiten denke, denen ich dadurch zur Durchsetzung verhelfen möchte. Da habe ich ganz andere Gedanken, zum Beispiel in diesem Brief, wie ich meine Gedanken möglichst gut formuliere, oder im „Westen“, wie ich möglichst

effektiv antworten kann, den Feind schlagend, ohne den mir nicht fern Stehenden durch Grobschlechtigkeit oder beißende Schärfe zu entfremden ... lauter Subjektivitäten. Aber natürlich sind auch sie wichtig für die Durchsetzung von objektiven Gesetzmäßigkeiten, natürlich sind auch sie ein Ausdruck von Parteilichkeit.

Parteilichkeit ist meiner Ansicht nach am Besten zu definieren als Stellungnahme für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, der in der Klassengesellschaft stets unter Führung einer oder mehrerer Klassen stattfindet*, ohne daß der Kampf für den Fortschritt von dem Einzelnen die Angehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder auch nur den ideologischen Übertritt zu ihr verlangt.

Heute zum Beispiel ist der Kampf für die Erhaltung des Weltfriedens und für Abrüstung ein entscheidender Teil des Kampfes für den Fortschritt. Ein Wissenschaftler, der für diese Ziele kämpft, kämpft damit für den Fortschritt, und wenn er seine wissenschaftlichen Forschungen von diesem Standpunkt aus unternimmt und [205] seine Schlußfolgerungen auf die Erhaltung des Friedens und auf Abrüstung ausgerichtet sind und wenn diese Schlußfolgerungen in entsprechendes Handeln münden, dann nimmt er für den Fortschritt Partei.

Natürlich nimmt er in einer Klassengesellschaft damit auch objektiv Stellung für oder gegen eine Klasse – und zwar für die Arbeiterklasse gegen die Klasse des Kapitals, die durchaus seine eigene Klasse sein kann und der er sich in jeder anderen Beziehung sehr wohl verbunden fühlen kann. Jede einzelne Parteinahme in einer Klassengesellschaft ist Parteinahme für oder gegen die Interessen einer Klasse.

Aber nicht jede Parteinahme, nicht Parteilichkeit allgemein und prinzipiell ist Parteinahme für oder gegen eine Klasse. Parteilichkeit ist nicht an die Idee der Klasse sondern an die Idee des Fortschritts als Widerspiegelung realer objektiver gesellschaftlicher Gesetzmäßigkeiten gebunden. Auch in der klassenlosen Gesellschaft der Urgemeinschaft wie in der des Kommunismus verlangen wir von dem Wissenschaftler Parteilichkeit.

Vielleicht möchtest Du einwenden, daß in der klassenlosen Gesellschaft oder gar im vollendeten Kommunismus die Menschen gewissermaßen ganz automatisch für den Fortschritt sind, und darum der Ausdruck der Parteilichkeit oder sein Gegenteil Unparteilichkeit jeden praktischen Sinn verloren haben. Ich glaube das nicht.

Ganz abgesehen davon, daß wir die Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft lange vor der Vollendung des Kommunismus erwarten können, wird auch im vollendeten Kommunismus Parteilichkeit notwendig sein, Parteilichkeit im Kampf um die immer weitere Vollendung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft. Gerade auch im vollendeten Kommunismus, in dem jeder nach seinen Bedürfnissen erhält und auch die Wissenschaft damit das geleistet hat, was heute die Hauptaufgabe ist, Verhältnisse zu schaffen, unter denen der Mensch seine Bedürfnisse befriedigen kann.

Aber niemals kann das Leben der Menschheit zu einer reinen Idylle werden, und damit auch die Wissenschaft zu einer idyllischen, unkämpferischen Beschäftigung. Niemals kann das

* Herbert Hörz bemerkt zu diesen Ausführungen: „Ist es richtig, wenn Parteilichkeit als Stellungnahme für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft bezeichnet wird? Alexejew-Iljin heben in ihrer Arbeit ‚Das Prinzip der Parteilichkeit‘ hervor, daß zwei Aspekte zu unterscheiden sind: Die parteiliche Haltung und das Prinzip der Parteilichkeit, das im Marxismus-Leninismus herausgearbeitet wird. Gibt es nun bei der parteilichen Haltung nicht hervorragende Persönlichkeiten, die mit ihrem Handeln den Fortschritt im Interesse ihrer Klasse aufhalten? Es müßte bestimmt werden, was Fortschritt ist, da Fortschritt ebenfalls ein Wert ist. Nach der bisherigen Auffassung wäre das Eintreten für die Erhaltung der Zustände keine Parteilichkeit.“ – Man sieht, wie kompliziert die Problematik ist. Ich würde es auch für gut halten, zwischen dem „Prinzip der Parteilichkeit“, von dem bei mir die Rede sein soll, und parteilicher Haltung, die auch rückschrittlich sein kann – zweifellos haben auch die Monopolisten eine parteiliche Haltung –, zu unterscheiden. Das einzige Hindernis dafür ist unser Sprachgebrauch, der parteilich mit parteilich für den Fortschritt, für die Arbeiterklasse, für den Kommunismus identifiziert.

Leben undialektisch und damit widerspruchslös und damit unkämpferisch werden – auch wenn es idyllische Zustände zeitweilig und lokal geben kann und geben darf.

Solange aber das Leben kämpferisch ist, und das wird es immer sein, muß es Parteinahme für den Fortschritt geben, muß die Wissenschaft, muß auch die Kunst, muß jede gesellschaftliche Aktivität parteilich sein.

Der Klassenkampf wird aufgehoben werden in dem allgemeinen Kampf für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft und dieser wird von jedem tätigen Menschen, natürlich auch von dem Wissenschaftler, Parteilichkeit verlangen.

Und was die Gegenwart betrifft: Parteilichkeit in der Klassengesellschaft ist selbstverständlich auch immer Stellungnahme für oder gegen eine Klasse, denn der Fortschritt ist heute gebunden an den Klassenkampf. Aber der Wissenschaftler, der heute für Frieden und Abrüstung wissenschaftlich arbeitet, ist deswegen in seinem „gesellschaftlichen Bewußtsein“ noch lange nicht durch diese Arbeit an eine Klasse „gebunden“, wie es in dem Philosophischen Wörterbuch heißt: er arbeitet für den Fortschritt und dient mit dieser Arbeit bewußt oder unbewußt einer Klasse, der er [206] sich keineswegs verbunden zu fühlen braucht. Es gibt nicht wenige sich der Bourgeoisie verbunden fühlende ehrliche Friedenskämpfer. Auch die Wahrheit ist nicht an die Arbeiterklasse gebunden, wenn sie ihr dient.

Wahrheit, Fortschritt und Parteilichkeit sind Kategorien, die sich auf die gesamte Geschichte der Menschen beziehen. Stets war der Mensch parteilich und stets wird der Mensch parteilich sein.

Mein Guter – ich bin wieder sehr ausführlich geworden. Vielleicht habe ich auch Einiges geschrieben, was neu erscheint oder auch wirklich neu ist. Vielleicht habe ich auch manches zu apodiktisch formuliert, gewissermaßen als Selbstverständlichkeit oder „gesichertes Wissen“, das noch gründlicherer Überlegung, auch im Meinungsstreit, bedarf.

Schreib mir, was Ihr über das Gesagte denkt.

Euer Jürgen Kuczynski

Sehr geehrter Genosse Professor Kuczynski!

Sehr vielen Dank für Ihren ausführlichen Brief. Ich habe ihn abgeschrieben, so daß wir alle besser vorbereitet ihn diskutieren können. Aber erwarten Sie nicht bald eine Reaktion. Denn in unserem Seminar sind wir schon viel weiter und neue Fragen tauchen auf. Leider müssen wir immer so schnell weitergehen, damit „der Stoff bewältigt“ wird. Ich wünschte, daß bei uns auch etwas mehr „intensiviert“ würde, worunter ich verstehe, daß wir gründlicher arbeiten könnten, die Probleme gründlicher diskutieren könnten. Sehr gefreut haben mich Ihre Sätze über Kampf auch im vollendeten Kommunismus. Bei uns im Seminar versteht man unter Kampf immer nur Kampf gegen feindliche Ideologie. Der Marxismus-Leninismus als Philosophie ist bei uns wie eine glatte fertige Sache, die man kapitelweise aus Büchern lernt. Damit meine ich natürlich nicht meine Freunde, in deren Namen ich Ihnen ja auch geschrieben habe.

Also, lieber Genosse Professor, seien Sie nicht traurig und halten Sie uns nicht für undankbar, wenn Sie längere Zeit nichts von uns hören. Es ist eben jetzt etwas ganz anderes dran.

Ihr dankbarer ...

4. Zur Wissenschaftstheorie II

Für Max Weber ist mit der wertfreien Analyse der wissenschaftliche Prozeß eigentlich beendet. Wenn Max Weber sagt: „Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren, was er soll, sondern nur was er kann und – unter Umständen – was er will“⁵⁹, so könnte man ihm noch zustimmen, wenn er unter „empirischer Wissenschaft“ eine „reine Analyse“ versteht. Jedoch begnügt sich Max Weber damit nicht. Er verlangt Wertfreiheit, Unparteilichkeit für die Wissenschaft insgesamt, für den Wissenschaftler als solchen.

⁵⁹ M. Weber, a. a. O., S. 151.

[207] Er sagt darum von der Wirtschaftswissenschaft: „Es bleibt eben dabei: daß die ökonomische Theorie absolut gar nichts anderes aussagen kann als: daß für den gegebenen technischen Zweck x die Maßregel y das allein oder neben y^1 , y^2 geeignete Mittel sei, daß im letzten Fall zwischen y , y^1 , y^2 die und die Unterschiede der Wirkungsweise und – gegebenenfalls – der Rationalität bestehen, daß ihre Anwendung und also die Erreichung des Zwecks x die ‚Nebenfolge‘ z , z^1 , z^2 mit in den Kauf zu nehmen gebietet. Das alles sind einfache Umkehrungen von Kausalsätzen, und soweit sich daran ‚Wertungen‘ knüpfen lassen, sind sie ausschließlich solche des Rationalitätsgrades einer vorgestellten Handlung.“⁶⁰

Zur Wissenschaft gehört jedoch nicht nur die Analyse von Mitteln zu Zwecken, von Ursachen und Folgen, von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Zur Wissenschaft gehört auch die Synthese der analytischen Materialien für die Kommunikation des Forschungsergebnisses unter dem Gesichtspunkt des parteilichen Ausgangspunktes. Nachdem er zum Beispiel vorurteilsfrei und unvoreingenommen die Stellungen der eigenen Seite überprüft und die des Feindes rekonstruiert hat, gilt es für den Wissenschaftler des Klassenkampfes, die Synthese unter dem Gesichtspunkt des Sieges der Seite, auf der er steht, zu vollziehen, das heißt für den Sozialisten unter dem Gesichtspunkt des Sieges der Arbeiterklasse. Doch mehr: da Weber auf den Gebieten der Gesellschaftswissenschaft objektive Gesetze und den Fortschritt als objektiv begründete Kategorie leugnet, erkennt er ferner nicht, daß Parteilichkeit für die Arbeiterklasse auch eine wissenschaftlich höhere Form der Parteilichkeit ist als die für die herrschende Klasse, da der objektive historische Prozeß die Sache der Arbeiterklasse begünstigt und darum historisch gesehen nur die Parteilichkeit für die Arbeiterklasse bzw. für die Unterdrückten allgemein zu wissenschaftlich auf die Dauer sinnvollen Resultaten kommen kann.

Lenin hat einmal die hier behandelte Problematik so berührt, als er schrieb: „Wenn der Objektivist die Notwendigkeit einer gegebenen Reihe von Tatsachen nachweist, so läuft er stets Gefahr, auf den Standpunkt eines Apologeten dieser Tatsachen zu geraten; der Materialist enthüllt die Klassengegensätze und legt damit seinen Standpunkt fest. Der Objektivist spricht von ‚unüberwindlichen geschichtlichen Tendenzen‘; der Materialist spricht von der Klasse, die die gegebene Wirtschaftsordnung ‚dirigiert‘ und dabei in diesen oder jenen Formen Gegenwirkungen der anderen Klassen hervorruft. Auf diese Weise ist der Materialist einerseits folgerichtiger als der Objektivist und führt seinen Objektivismus gründlicher, vollständiger durch. Er begnügt sich nicht mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit des Prozesses, sondern klärt, welche sozialökonomische Formation diesem Prozeß seinen Inhalt gibt, *welche Klasse* diese Notwendigkeit festlegt. Im gegebenen Fall z. B. würde sich der Materialist nicht mit der Feststellung ‚unüberwindlicher geschichtlicher Tendenzen‘ zufriedengeben, sondern auf das Vorhandensein bestimmter Klassen verweisen, die den Inhalt der gegebenen Verhältnisse bestimmen und die Möglichkeit eines Auswegs ausschließen, der nicht das Handeln der Produzenten selbst voraussetzt. Andererseits schließt der Materialismus sozusagen Parteilichkeit [208] in sich ein, da er dazu verpflichtet ist, bei der Bewertung eines Ereignisses direkt und offen den Standpunkt einer bestimmten Gesellschaftsgruppe einzunehmen.“⁶¹

In diesem Sinne kann man auch den Naturwissenschaftler, dem die gesellschaftliche Verwendung des Resultats seiner Forschung gleichgültig ist, und den Gesellschaftswissenschaftler, der sich mit der Analyse begnügt, einen Objektivisten im Gegensatz zum parteilichen Wissenschaftler nennen. Untersuchen wir darum das Verhältnis von unvoreingenommener, „gleichgültiger“ objektiver Analyse und von parteilicher, objektiver Synthese und Mitteilung des Forschungsergebnisses näher.

⁶⁰ Ebendort, S. 491.

⁶¹ W. I. Lenin, Der ökonomische Inhalt der Volkstümlerrichtung und die Kritik an ihr in dem Buche des Herrn Struve, in: Werke, Bd. 1, Berlin 1961, S. 414.

Max Weber beraubt den Gesellschaftswissenschaftler seiner entscheidenden gesellschaftlichen Aufgabe, indem er ihm die Erlaubnis entzieht, parteiliche (wertende) Schlußfolgerungen aus seinen Untersuchungen zu ziehen. Er behandelt den Wissenschaftler so, als ob er Arzt wäre, dem er erlaubt, den Bauch eines Patienten aufzuschneiden und eine wertfreie Diagnose zu geben, ihm dann aber verbietet, Mittel zu seiner Heilung vorzuschlagen, denn dem Wissenschaftler sei es verboten, bestimmte Handlungen als Konsequenz seiner Analyse zu empfehlen und selbst als Wissenschaftler vorzunehmen.

Schlägt der Wissenschaftler Handlungen vor, dann wird er nach Max Weber zum Politiker.

Man mag nun sagen, daß das Ganze also nur Frage eines Etiketts sei. Wie Marxisten verlangen von dem Wissenschaftler parteiliche Schlußfolgerungen aus seiner Synthese, Weber meint, das sei Aufgabe des Politikers. Also, würden wir sagen, können wir dann mit Max Weber so übereinstimmen, daß jeder Wissenschaftler auch Politiker sein und dann als Politiker seine Schlußfolgerungen verkünden muß.

Aber genau das verbietet Max Weber dem Wissenschaftler. Nicht, daß dieser nicht auch Politiker sein darf – aber nicht in der Universität! In Vorlesungen soll keine wertende Schlußfolgerung, keine Parteilichkeit erlaubt sein. Er formuliert: „Bleiben wir nun einmal bei den mir nächstliegenden Disziplinen, also bei der Soziologie, Geschichte, Nationalökonomie und Staatslehre und jenen Arten von Kulturphilosophie, welche sich ihre Deutung zur Aufgabe machen. Man sagt, und ich unterschreibe das: Politik gehört nicht in den Hörsaal. Sie gehört nicht dahin von seiten der Studenten. Ich würde es z. B. ebenso beklagen, wenn etwa im Hörsaal meines früheren Kollegen Dietrich Schäfer* in Berlin pazifistische Studenten sich um das Katheder stellten und Lärm von der Art machen, wie es antipazifistische Studenten gegenüber dem Professor Foerster, dem ich in meinen Anschauungen in vielem so fern wie möglich stehe, getan haben sollen. Aber Politik gehört allerdings auch nicht dahin von seiten des Dozenten. Gerade dann nicht, wenn er sich wissenschaftlich mit Politik befaßt, und dann am allerwenigsten. Denn praktisch-politische Stellungnahme und wissenschaftliche Analyse politischer Gebilde und Parteistellung ist zweierlei. Wenn man in einer Volksversammlung über Demokratie spricht, so macht man aus seiner persönlichen Stellungnahme kein Hehl: gerade das: deutlich [209] erkennbar Partei zu nehmen, ist da die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit. Die Worte, die man braucht, sind dann nicht Mittel wissenschaftlicher Analyse, sondern politischen Werbens um die Stellungnahme der anderen. Sie sind nicht Pflugscharen zur Lockerung des Erdreiches des kontemplativen Denkens, sondern Schwerter gegen die Gegner: Kampfmittel. In einer Vorlesung oder im Hörsaal dagegen wäre es Frevel, das Wort in dieser Art zu gebrauchen. Da wird man, wenn etwa von ‚Demokratie‘ die Rede ist, deren verschiedene Formen vornehmen, sie analysieren in der Art, wie sie funktionieren, feststellen, welche einzelne Folgen für die Lebensverhältnisse die eine oder andere hat, dann die anderen nicht demokratischen Formen der politischen Ordnung ihnen gegenüberstellen und versuchen, so weit zu gelangen, daß der Hörer in der Lage ist, den Punkt zu finden, von dem aus er von seinen letzten Idealen aus Stellung dazu nehmen kann. Aber der echte Lehrer wird sich hüten, vom Katheder herunter ihm irgendeine Stellungnahme, sei es ausdrücklich, sei es durch Suggestion – denn das ist natürlich die illoyalste Art, wenn man ‚die Tatsachen sprechen läßt‘ – aufzudrängen.“⁶²

Für den Hörsaal hat Weber noch folgendes pragmatische Argument, warum der Universitätslehrer nicht zugleich „Wissenschaftler und Prophet oder Demagoge“ sein darf: „Dem Propheten wie dem Demagogen ist gesagt: ‚Gehe hinaus auf die Gassen und rede öffentlich.‘ Da, heißt das, wo Kritik möglich ist. Im Hörsaal, wo man seinen Zuhörern gegenüber sitzt, haben sie zu schweigen und der Lehrer zu reden, und ich halte es für unverantwortlich, diesen Umstand, daß die Studenten um ihres Fortkommens willen das Kolleg eines Lehrers besuchen müssen und

* Ein kriegsbegeisterter, nationalistischer Historiker – J. K.

⁶² M. Weber, a. a. O., S. 542 f.

daß dort niemand zugegen ist, der diesem mit Kritik entgegentritt, auszunützen, um den Hörern nicht, wie es seine Aufgabe ist, mit seinen Kenntnissen und wissenschaftlichen Erfahrungen nützlich zu sein, sondern sie zu stempeln nach seiner persönlichen politischen Anschauung.“⁶³

Max Weber vertritt diesen Standpunkt bis zur letzten Konsequenz, mutig und mit größter intellektueller Redlichkeit.

Er wendet sich dagegen, daß die Persönlichkeit gewissermaßen darin zum Ausdruck komme, daß sie eine „Einheit“ von Politiker bzw. Propheten und Wissenschaftler sei: „Bei jeder beruflichen Aufgabe hat der, welchem sie gestellt ist, sich zu beschränken und das auszuschneiden, was nicht streng zur Sache gehört, am meisten aber: eigene Liebe und Haß. Und es ist nicht wahr, daß eine starke Persönlichkeit sich darin dokumentiere, daß sie bei jeder Gelegenheit zuerst nach einer nur ihr eigenen ganz ‚persönlichen Note‘ fragt. Sondern es ist zu wünschen, daß gerade die jetzt heranwachsende Generation sich vor allen Dingen wieder an den Gedanken gewöhne: daß ‚eine Persönlichkeit zu sein etwas ist, was man nicht absichtsvoll wollen kann und daß es nur einen einzigen Weg gibt, um es (vielleicht!) zu werden: die rückhaltlose Hingabe an eine ‚Sache‘, möge diese und die von ihr ausgehende ‚Forderung des Tages‘ nun im Einzelfall aussehen, wie sie wolle. Es ist stilwidrig, in sachliche Facherörterungen persönliche Angelegenheiten zu mischen. Und es heißt den [210] ‚Beruf‘ seines einzigen heute wirklich noch bedeutsam gebliebenen Sinnes entkleiden, wenn man diejenige spezifische Art von Selbstbegrenzung, die er verlangt, nicht vollzieht. Ob aber der modische Persönlichkeitskult auf dem Thron, in der Amtsstube oder auf dem Katheder sich auszuleben trachtet – er wirkt äußerlich fast immer effektiv, im innerlichsten Sinn aber überall gleich kleinlich, und er schädigt überall die Sache.“⁶⁴ Diese Zeilen sind 1917 – mitten im Kriege – gegen den Personenkult, insbesondere mit dem Kaiser, geschrieben!

Gegen die Befürworter der Wertung auf dem Katheder bemerkt er: „Man darf doch offenbar nicht in einem Atem die Zulassung der Kathederwertung verlangen und – wenn die Konsequenzen gezogen werden sollen – darauf hinweisen, daß die Universität eine staatliche Anstalt für die Vorbildung ‚staatstreu‘ gesonnener Beamten sei. Damit wurde man die Universität nicht etwa zu einer ‚Fachschule‘ (was vielen Dozenten so degradierend erscheint), sondern zu einem Priesterseminar machen, –nur ohne ihr dessen religiöse Würde geben zu können. Nun hat man freilich gewisse Schranken rein ‚logisch‘ erschließen wollen. Einer unserer allerersten Juristen erklärte gelegentlich, indem er sich gegen den Ausschluß von Sozialisten von den Kathedern aussprach: wenigstens einen ‚Anarchisten‘ würde auch er als Rechtslehrer nicht akzeptieren können, da der ja die Geltung des Rechts als solchen überhaupt negiere, –und er hielt dies Argument offenbar für durchschlagend. Ich bin der genau gegenteiligen Ansicht. Der Anarchist kann sicherlich ein guter Rechtskundiger sein. Und ist er das, dann kann gerade jener sozusagen archimedische Punkt außerhalb der uns so selbstverständlichen Konventionen und Voraussetzungen, auf die ihn seine objektive Überzeugung – wenn sie echt ist – stellt, ihn befähigen, in den Grundanschauungen der üblichen Rechtslehre eine Problematik zu erkennen, die allen denjenigen entgeht, welchen jene allzu selbstverständlich sind. Denn der radikalste Zweifel ist der Vater der Erkenntnis. Der Jurist hat so wenig die Aufgabe, den Wert jener Kulturgüter, deren Existenz an den Bestand von ‚Recht‘ gebunden ist, zu ‚beweisen, wie der Mediziner die Aufgabe hat, ‚nachzuweisen‘, daß die Verlängerung des Lebens unter allen Umständen erstrebenswert sei. Beide sind dazu auch, mit ihren Mitteln, gar nicht imstande. Wollte man aber das Katheder zur Stätte praktischer Werterörterungen machen, dann wäre es offenbar Pflicht, gerade die prinzipiellsten Grundfragen der ungehemmten Freiheit der Erörterung von allen Stand-Punkten aus freizugeben.“⁶⁵

Die Befürworter der Wertung müßten also jede nur denkbare politische Anschauung auf dem Katheder zulassen. Und zwar auf allen Universitäten und ohne Schwierigkeiten, wenn die

⁶³ Ebendort, S. 544.

⁶⁴ Ebendort, S. 456.

⁶⁵ Ebendort, S. 458.

wissenschaftliche Befähigung vorliegt. Ausdrücklich bemerkt Weber: „Dafür genügt noch keineswegs das holländische Prinzip: Entbindung auch der theologischen Fakultät vom Bekenntniszwang, aber Freiheit der Universitätsgründung im Falle der Sicherung der Geldmittel und der Innehaltung der Qualifikationsvorschriften für die Lehrstuhlbesetzung und privates Recht der Stiftung von Lehrstühlen mit Präsentationspatronat der Stifter. Denn das prämiert nur den Geld-[211]besitz und die ohnehin im Besitz der Macht befindlichen autoritären Organisationen: nur klerikale Kreise haben bekanntlich davon Gebrauch gemacht.“⁶⁶

Ganz großartig stellt Marianne Weber in wenigen Zeilen den Standpunkt Webers dar: „Besonders für die Sozialwissenschaften besteht die Gefahr, daß ein an den gewohnten Zuständen interessiertes Wollen den Forscherblick trübt. Denn der Staat als Herrschaftsorganisation bestimmter Menschengruppen erwartet von ihnen Richtlinien für sein wirtschaftliches und politisches Verhalten und Unterstützung seiner Maßnahmen. Und da die Forscher selbst zur herrschenden Schicht gehören, ja zum großen Teil Staatspfründner sind, haftet naturgemäß ihr Interesse an einer sie privilegierenden Ordnung. Es ist klar, daß für sie ein unbewußtes Ineinanderweben von Tatsachen-Erkenntnis und Werturteilen, die durch bestimmte praktische Interessiertheit eingegeben sind, besonders nahe liegt. Weber beobachtet, wie oft im Bereich seines Faches der Gelehrte, ohne es selbst zu bemerken, nicht nur als Diener der Wahrheit, sondern als Diener des Bestehenden spricht, also ‚zwischen den Zeilen eine durch die Interessen der eignen Schicht gefärbte Politik vertritt, so daß Karl Marx’ Schlagwort von der ‚bürgerlichen Wissenschaft‘ in dieser Hinsicht nicht zu Unrecht geprägt worden ist.“⁶⁷

Das ganze Gedankensystem ist etwas Erstaunliches. Die Haltung Webers ist grundfalsch. Aber sie wird bis ins Letzte ehrlich durchdacht und durchgefochten – gegen das Interesse der eigenen, der herrschenden Klasse, der er ganz angehört... im vermeintlichen Interesse der Wissenschaft, die er als Wissenschaftler unter allen Umständen ‚rein‘ halten will.

Zugleich zeigt Weber eine tiefe Einsicht in die realen Verhältnisse seiner Zeit. Er hat im Grunde nachgewiesen, daß, selbst wenn alle Wissenschaftler seine Ansicht teilen würden, die Universitäten irgendwie mit dem Geist der herrschenden Klasse erfüllt werden würden, da die Wissenschaftler fast alle der herrschenden Klasse angehören. Denn Marx Weber gibt zu, und mit vollem Recht, daß „absolute Wertfreiheit“ infolge der Unvollkommenheit der Menschen nicht möglich sei, daß sich also stets etwas Wertung einmische, daß also selbst bei allgemeiner Annahme des Prinzips der Wertfreiheit durch die Universitätslehrer sich stets eine Nuance von Wertung zeigen würde, und damit wäre wieder in einer Klassengesellschaft der herrschenden Klasse gedient.

Und zugleich ist festzustellen: Da Max Weber stets nur die Auffassung einer winzigen Minderheit von Universitätslehrern vertrat, da die überwältigende Mehrheit aller Universitätslehrer stets (natürlich nicht stets offen oder bewußt) den Standpunkt vertrat und ihn auch heute noch vertritt, daß gewertet werden müßte, macht Weber überaus klar, daß Universitäten Einrichtungen der herrschenden Klasse sind: „Priesterseminare“ nennt er sie, Erziehungsanstalten für die herrschende Klasse.

Was Max Weber von dem Lehrer verlangt, hat Marianne Weber so formuliert: „Das einzige pädagogische Ideal, was sich der akademische Lehrer innerhalb des Hörsaals mit Fug und Recht stellen kann, ist die Erziehung seiner Schüler zu intel-[212]lektueller Rechtschaffenheit und schlichter Sachlichkeit. Was nicht zur Sache gehört, hat fortzubleiben, ‚am meisten aber Liebe und Haß‘. Der Student lerne im Hörsaal von seinem Lehrer, sich mit der schlichten Erfüllung einer gegebenen Aufgabe zu bescheiden. Der Lehrer verschwinde deshalb hinter der Sache und unterdrücke das Bedürfnis, ‚seine persönlichen Geschmacks- und sonstigen Empfindungen ungebeten zur Schau zu stellen‘.“⁶⁸

⁶⁶ Ebendort, S. 457.

⁶⁷ Lebensbild, S. 330.

⁶⁸ Ebendort, S. 332.

Lukács, der später Max Weber scharf kritisiert, sich um Welten von ihm entfernt hat, nennt ihn auch dann noch „jenen deutschen Gelehrten, der, seinen subjektiven Absichten nach, am ehrlichsten und konsequentesten bestrebt war, seine Wissenschaft rein objektiv zu betreiben.“⁶⁹

Auch in anderer Hinsicht war Weber etwas Besonderes als Wissenschaftler. So sehr er Stumpfsinn und Mittelmäßigkeit bei seinen Kollegen haßte, wenn diese den wissenschaftlichen Meinungsstreit störten, so hoch war seine Achtung vor der Kritik, ja sein Bedürfnis nach Kritik von Kollegen, die er als Wissenschaftler achtete. Wolfgang Mommsen benutzt als Motto für sein Buch „Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920“ einen Satz Webers aus einem Brief an Fr. v. Gottl-Ottlilienfeld (18.4.1906): „Bitte polemisieren Sie so scharf wie möglich gegen meine Ansichten in den Punkten, wo wir differieren.“

Max Weber war ein großer Wissenschaftler, groß auch in seiner Haltung als Wissenschaftler, bereit zur langwierigsten Kleinarbeit, bereit eine Sprache zu lernen, wenn sich das als notwendig erwies, eisern in seinem Fleiß, bewundernswert in der interdisziplinären Weite seines wissenschaftlichen Strebens. Mit Recht schloß Karl Loewenstein seine Charakteristik Max Webers mit den Worten: „Wenn ich an Max Weber denke, läßt sich vielleicht ein Wort Ciceros auf ihn anwenden, das er, glaube ich, auf seinen Freund Atticus gemünzt hat. Dieser habe vier Eigenschaften besessen: Auctoritas, Urbanitas, Labor und Industria. Wenn man sie frei übersetzt, lautet es: Höchste Bedeutsamkeit, Höflichkeit des Herzens, unaufhörliche Bemühung, rastloser Fleiß.“⁷⁰

Doch bevor wir diesen Abschnitt ganz abschließen, müssen wir noch auf einen Punkt eingehen. Wir hatten im wissenschaftlichen Prozeß unterschieden: Themenwahl und Stimmung beim Herangehen an die Arbeit: leidenschaftliche Parteilichkeit – Analyse: „wertfrei“ – Synthese und Schlußfolgerungen: leidenschaftliche Parteilichkeit... und zugleich hatten wir mit den Schlußfolgerungen irgendein Handeln des Wissenschaftlers verbunden. Wenn sich das Handeln etwa auf die Bekanntgabe seiner Resultate, auf ihre Propagierung bezieht, dann ist das richtig.

Sollte sich jedoch das Handeln etwa auf die Überführung seiner Resultate in die Praxis der Gesellschaft beziehen, dann wäre das falsch. Denn jetzt treten wirklich der Politiker oder wer immer in der gesellschaftlichen Realität die Entscheidung hat, in Funktion ... unter Umständen auch ein Wissenschaftler, wenn er neben seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit noch eine solche Funktion hat.

[213] Denn die Entscheidung darüber, ob etwa eine Erfindung oder eine ideologische Argumentation oder was immer das Resultat der wissenschaftlichen Forschung ist, in die gesellschaftliche Praxis überführt werden kann oder sollte, erfordert zahlreiche Überlegungen, die jenseits der „fachwissenschaftlichen“ Kompetenz des Erfinders oder Argumententwicklers liegen. Ein Betriebsdirektor oder Minister muß zum Beispiel entscheiden, ob unter den gegenwärtigen Umständen etwa die Einführung einer Erfindung angebracht ist. Dabei wird er etwa den unmittelbaren Nutzen der Einführung einer neuen, produktiver arbeitenden Maschine gegenüber den Kosten des moralischen Verschleißes der vorhandenen Maschinerie erwägen und dann die Einführung der Maschine entweder ablehnen oder um ein paar Jahre verschieben.

Das heißt also, während Themenwahl, Analyse und Synthese mit Schlußfolgerungen ein einziger Prozeß sind, bei dem noch Analyse und Synthese ganz besonders eng verbunden sind und sich bei einer länger dauernden Untersuchung immer erneut wiederholen können, ist die sich aus der Schlußfolgerung ergebende Handlung, ist die Überführung ein zwar zumeist auch wissenschaftlicher Überlegung unterworfenen Prozeß (es kann aber auch etwa eine künstlerische Überlegung sein), der sich aber nicht direkt aus der spezifischen Wissenschaft, die Synthese und Schlußfolgerung gefunden hat, ergibt.

⁶⁹ G. Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954, S. 484.

⁷⁰ Gedächtnisschrift, S. 38.

Während Goethe mit Recht in „Analyse und Synthese“ (1829) bemerkt: „Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft“ – ist es natürlich falsch zu glauben, daß jede echte Erfindung in die Praxis überführt werden muß.

5. Die Philosophie – Idealismus und Materialismus

Idealismus und Materialismus sind die zwei Kategorien, auf die wir in dieser kurzen Notiz über die Philosophie Max Webers eingehen wollen – eine kurze Notiz, die jedoch vielleicht einige neue bzw. selten eingenommene Gesichtspunkte zu Webers Methodologie bringen wird.

Max Weber gilt allgemein unter Marxisten als Idealist, eindeutig und unbezweifelt. Aber ganz so einfach ist es nicht. Wir wollen das an Hand seiner religionssoziologischen Arbeiten zeigen.

Seine erste große und wohl welteinflußreichste Arbeit auf diesem Gebiet war „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, die gedankenreichste bürgerliche religionssoziologische Arbeit, die wir überhaupt besitzen. Niemandem aber ist es bisher aufgefallen, daß Marx als erster diese Problematik aufgeworfen hat, als er schrieb: „Der Geldkultus hat einen Asketismus, seine Entsagung, seine Selbstaufopferung – die Sparsamkeit und Frugalität, das Verachten der weltlichen, zeitlichen und vergänglichen Genüsse; das Nachjagen nach dem ewigen Schatz. Daher der Zusammenhang des englischen Puritanismus oder auch des holländischen Protestantismus mit dem Geldmachen.“⁷¹

[214] Seitdem ist dieser Urgedanke von Marx durch Max Weber wieder entdeckt – er konnte die Grundrisse natürlich nicht kennen –, von R. H. Tawney wie manchen anderen aufgenommen worden.

Marx wollte einen Hinweis auf die Beeinflussung des Puritanismus durch den „Geldkultus“ des frühen Kapitalismus geben – wobei er natürlich umgekehrt angemerkt hätte, daß die religiöse Einstellung auch der Förderung der ökonomischen Basis diene. Wie Engels in einem Brief an W. Borgius bemerkte: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, daß die ökonomische Lage *Ursache, allein aktiv* ist und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der *in letzter Instanz* stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit.“⁷²

Max Weber geht in seiner so überaus gedanken- und materialreichen Arbeit umgekehrt vor. Für ihn ist die Religion das Primäre, das den Geist so formt, daß er bereit ist, kapitalistisch zu arbeiten. Aber reiner Idealismus? Hans Delbrück wollte ihn so interpretieren und viele sind ihm gefolgt, auch Marxisten. Dazu liegt aber nicht der mindeste Grund vor und Weber hat sich auch dagegen gewehrt.

Man lese nur den Abschluß seiner Arbeit über die „protestantische Ethik“: „Daraus erst könnte sich das *Maß* der Kulturbedeutung des asketischen Protestantismus im Verhältnis zu anderen plastischen Elementen der modernen Kultur ergeben. Hier ist ja erst Tatsache und *Art* seiner Einwirkung in einem, wenn auch wichtigen, Punkt auf ihre Motive zurückzuführen versucht worden. Weiter aber müßte dann auch die Art, wie die protestantische Askese ihrerseits durch die Gesamtheit der gesellschaftlichen Kulturbedingungen, insbesondere auch der *ökonomischen*, in ihrem Werden und ihrer Eigenart beeinflusst worden ist, zutage treten. Denn obwohl der moderne Mensch im ganzen selbst beim besten Willen nicht imstande zu sein pflegt, sich die Bedeutung, welche religiöse Bewußtseinsinhalte auf die Lebensführung, die Kultur und die Volkscharaktere gehabt haben, *so* groß vorzustellen, wie sie tatsächlich gewesen ist, – so kann

⁷¹ K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 143. [MEW Bd. 42, S. 158]

⁷² Marx/Engels, Werke, Bd. 39, Berlin 1968, S. 206.

es dennoch natürlich nicht die Absicht sein, an Stelle einer einseitig ‚materialistischen‘ eine ebenso einseitig spiritualistische kausale Kultur- und Geschichtsdeutung zu setzen. *Beide sind gleich möglich*, aber mit beiden ist, wenn sie nicht Vorarbeit, sondern Abschluß der Untersuchung zu sein beanspruchen, der historischen Wahrheit gleich wenig gedient.“

Zu dem Satz „Beide sind möglich“ macht Weber noch eine Fußnote, aus der wir zitieren: „Denn die vorstehende Skizze hat mit Bedacht nur die Beziehungen aufgenommen, in welchen eine Einwirkung religiöser Bewußtseinsinhalte auf das ‚materielle‘ Kulturleben wirklich zweifellos ist. Es wäre ein Leichtes gewesen, darüber hinaus zu einer förmlichen ‚Konstruktion‘, die *alles* an der modernen Kultur ‚Charakteristische‘ aus dem protestantischen Rationalismus logisch *deduzierte*, fortzuschreiben. Aber derartiges bleibt besser jenem Typus von Dilettanten überlassen, die an die ‚Einheitlichkeit‘ der ‚Sozialpsyche‘ und ihre Reduzierbarkeit auf *eine* Formel glauben.“⁷³

[215] Hier muß man als Parallele den Brief von Engels an Joseph Bloch (21.9.1890) zitieren, in dem er feststellt: „Ad II qualifiziere ich Ihren ersten Hauptsatz so: Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das *in letzter Instanz* bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das *einzig* bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaus – politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate – Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt usw. – Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren *Form*. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang untereinander so entfernt oder so unnachweisbar ist, daß wir ihn als nicht vorhanden betrachten, vernachlässigen können) als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt. Sonst wäre die Anwendung der Theorie auf eine beliebige Geschichtsperiode ja leichter als die Lösung einer einfachen Gleichung ersten Grades.“⁷⁴

Beide, Engels und Weber, erkennen die Vielfältigkeit der Einflüsse an. Aber wir Marxisten sind der Meinung, und die Praxis hat diese immer wieder bestätigt, daß in letzter Instanz die ökonomischen Verhältnisse den entscheidenden Einfluß haben, während Weber ... Er hat es nie formell formuliert. Was die „protestantische Ethik“ betrifft, so schrieb er (2.4.05) an Heinrich Rickert: „Ich arbeite, freilich unter greulichen Qualen, aber es geht doch täglich einige Stunden. Im Juni oder Juli erhalten Sie einen Sie vielleicht interessierenden kulturgeschichtlichen Aufsatz: Askese des Protestantismus als Grundlage der modernen Berufskultur – eine Art ‚spiritualistischer‘ Konstruktion der modernen Wirtschaft.“ Daß dieses Werk dem Überbau das Primat gibt, ist klar, und auch von Weber so formuliert. Aber er bemerkt ja auch, daß das nur *eine* Betrachtungsweise ist.

Marianne Weber faßt so die Richtung dieser Schrift zusammen: „Auch in methodischer Hinsicht ist sie paradigmatisch. Eins ihrer, durch alle späteren Untersuchungen bestätigten, Resultate ist die positive Ueberwindung der ‚materialistischen‘ Geschichtsauffassung. Weber zollte Karl Marx’ genialen Konstruktionen hohe Bewunderung und sah in der Frage nach den ökonomischen und technischen Ursachen des Geschehens ein überaus fruchtbares, ja das spezifisch neue heuristische Prinzip, das dem Erkenntnistrieb ganze bisher unbelichtete Provinzen wies. Aber er lehnt nicht nur das Erheben jener Konstruktion zur Weltanschauung ab, sondern auch die Verabsolutierung ‚materieller‘ Momente zum Generalnenner kausaler Erklärung. Denn unvoreingenommene Forschung hat ihn schon früh gelehrt, daß jede Erscheinung des [216] Kulturlebens

⁷³ M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1920, S. 205 f.

⁷⁴ Marx/Engels, Werke, Bd. 37, Berlin 1967, S. 463.

auch, aber daß keine nur ökonomisch bedingt sei. Schon als der junge Gelehrte im Jahre 1892/93 den Gründen der bäuerlichen Landflucht im deutschen Osten nachging, drängte sich ihm die Einsicht auf, daß ideologische Antriebe 'dafür ebenso entscheidend waren wie ,die Messer- und Gabelfrage', und als er in Gemeinschaft mit dem Theologen Göhre die zweite Landarbeiterenquête unternahm, war es von vornherein die Absicht, neben der wirtschaftlichen Lage des Landvolks auch die sittliche, religiöse und die Wechselwirkung der verschiedenen Faktoren zu ergründen. Offenbar beschäftigte ihn sehr früh die Frage nach der weltgestaltenden Bedeutung ideeller Mächte. ... Er will nun allerdings nicht etwa an Stelle der materialistischen eine spiritua- listische Geschichtskonstruktion setzen – beide sind gleich möglich, aber ,mit beiden wäre der Wahrheit gleich wenig gedient' – sondern bei jeder bedeutsamen Erscheinung das immer wechselnde Ineinandergreifen der verschiedenartigen Gestaltungskräfte des Daseins aufhellen."⁷⁵

Zu diesem Einerseits – Andererseits sei noch einmal aus der „protestantischen Ethik“ zitiert: „Es soll ja lediglich unternommen werden, den Einschlag, welchen religiöse Motive in das Gewebe der Entwicklung unserer aus zahllosen historischen Einzelmotiven erwachsenen modernen spezifisch ‚diesseitig‘ gerichteten Kultur geliefert haben, etwas deutlicher zu machen. Wir fragen also lediglich, was von gewissen charakteristischen Inhalten dieser Kultur dem Einfluß der Reformation als historischer Ursache etwa *zuzurechnen* sein möchte. Dabei müssen wir uns freilich von der Ansicht emanzipieren: man könne aus ökonomischen Verschiebungen die Reformation als ‚entwicklungsgeschichtlich notwendig‘ deduzieren. Ungezählte historische Konstellationen, die nicht nur in kein ‚ökonomisches Gesetz‘, sondern überhaupt in keinen ökonomischen Gesichtspunkt irgendwelcher Art sich einfügen, namentlich rein politische Vorgänge, mußten zusammenwirken, damit die neu geschaffenen Kirchen überhaupt fortbestehen vermochten. Aber andererseits soll ganz und gar nicht eine so töricht-doktrinäre These* verfochten werden wie etwa die: daß der ‚kapitalistische Geist‘ (immer in dem provisorisch hier verwendeten Sinn dieses Wortes) *nur* als Ausfluß bestimmter Einflüsse der Reformation habe entstehen *können* oder wohl gar: daß der Kapitalismus als *Wirtschaftssystem* ein Erzeugnis der Reformation sei. Schon daß gewisse wichtige *Formen* kapitalistischen Geschäftsbetriebs notorisch erheblich *älter* sind als die Reformation, stände einer solchen Ansicht ein für allemal im Wege. Sondern es soll nur festgestellt werden: ob und wieweit religiöse Einflüsse bei der qualitativen Prägung und quantitativen Expansion jenes ‚Geistes‘ über die Welt hin *mit* beteiligt gewesen sind und welche konkreten *Seiten* der auf kapitalistischer Basis ruhenden *Kultur* auf sie zurückgehen. Dabei kann nun angesichts des ungeheuren Gewirrs gegenseitiger Beeinflussungen zwischen den materiellen Unterlagen, den sozialen und politischen Organisationsformen und dem geistigen Gehalte der reformatorischen Kulturepochen nur so verfahren werden, daß zunächst untersucht wird, ob und in welchen Punkten bestimmte ‚Wahlverwandt-[217]schaften‘ zwischen gewissen Formen des religiösen Glaubens und der Berufsethik erkennbar sind. Damit wird zugleich die Art und allgemeine *Richtung*, in welcher infolge solcher Wahlverwandtschaften die religiöse Bewegung auf die Entwicklung der materiellen Kultur einwirkte, nach Möglichkeit verdeutlicht. *Alsdann* erst, wenn dies leidlich eindeutig feststeht, könnte der Versuch gemacht werden, abzuschätzen, in welchem Maße moderne Kulturihalte in ihrer geschichtlichen Entstehung jenen religiösen Motiven und inwieweit anderen zuzurechnen sind.“⁷⁶

Kon kritisiert, mit Recht ärgerlich, dieses Einerseits – Andererseits sowohl in diesem Fall wie allgemein in den soziologischen Arbeiten von Weber:

„Weber sammelte auf dem Gebiet der Religionssoziologie ein großes Tatsachenmaterial, das bis heute seine Bedeutung nicht verloren hat. Er stellte ein bestimmtes Verhältnis zwischen den Forderungen des sich entwickelnden Kapitalismus und den Normen der im 17. Jahrhundert

⁷⁵ Lebensbild, S. 350 f.

* Eben diese ist mir – trotz dieser und der folgenden, unverändert stehengebliebenen m. E. hinlänglich deutlichen Bemerkungen – seltsamerweise immer wieder unterstellt worden.

⁷⁶ M. Weber, a. a. O., S. 82 f.

entstandenen protestantischen Moral fest. Einige spezielle Thesen von ihm in dieser Frage kommen dem Gesichtspunkt Marx' sehr nahe. Indessen interpretiert Weber die von ihm untersuchten Vorgänge in einem dem Marxschen Materialismus direkt entgegengesetzten Geist. Nicht umsonst nannte Weber seine an der Wiener Universität im Frühjahr 1918 gehaltene Vorlesungsreihe ‚Positive Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung‘. Einerseits nimmt er, ausgehend von seinem methodologischen Pluralismus, an, daß man weder der Ökonomik noch der Religion in der beiderseitigen Wechselwirkung den Vorrang geben könne; der Umstand, daß ihre Entwicklungsstadien zusammenfallen, beweise keineswegs, daß ein ‚Faktor‘ durch einen anderen ‚Faktor‘ bedingt sein müsse. Es könne keine allgemeine Lösung geben, was als Basis (die Soziologen Weberscher Prägung sprechen von ‚Unterbau‘ – D. Ü.) und was als Überbau anzusehen sei. Diese Frage müsse in jedem einzelnen Fall unterschiedlich gelöst werden. Andererseits unterstreicht er ständig den immanenten Charakter der Entwicklung religiöser Ideen und hebt den Einfluß der Religion auf das sozialökonomische Leben hervor ...

Allerdings lehnt Weber die ‚töricht-doktrinäre These‘ ab, daß die sozialökonomische Entwicklung durch die Religion bestimmt wird. Letztere tritt bei ihm nur als eins der möglichen Momente der Determination auf. Jedoch sind alle Akzente bei ihm in einer solchen Weise und mit der unverkennbaren Absicht gesetzt, die marxistische Lehre von Basis und Überbau dadurch zu widerlegen, daß er ihr den flachen Begriff der ‚Wechselwirkung‘ der verschiedenen ‚Faktoren‘ des gesellschaftlichen Lebens gegenübersteht.

Diese Tendenz ist auch für die anderen Arbeiten Webers charakteristisch. Als er sich z. B. mit der Untersuchung der sozialen Struktur der Gesellschaft befaßt, leugnet Weber nicht die Objektivität der Klassenunterschiede und steigt nicht auf das Niveau jener bürgerlichen Soziologen herab, die die Klasse als bloße Gemeinsamkeit von psychischen Merkmalen einer bestimmten Menschengruppe ansehen. Indessen stellt er dem Begriff der Klasse als ökonomischer Gemeinschaft den Begriff des Standes als einer auf der Gemeinsamkeit des Lebensstils, des Ansehens und ähnlicher psychologischer Momente beruhenden sozialen Gruppe gegenüber. Gibt es in [218] der Gesellschaft soziale Gruppen, deren Einteilung sich nicht mit der klassenmäßigen Einteilung deckt und die sich insbesondere durch ihre psychologischen Eigenheiten unterscheiden? Zweifelsohne. Doch diese vielfältigen psychologischen, kulturellen und sonstigen Unterschiede und die auf ihnen beruhenden Gruppen sind sekundärer Natur, abgeleitet von ökonomischen Unterschieden, die in der Produktionsweise wurzeln. Weber hingegen trennte das eine vom anderen gänzlich. Sein Gesichtspunkt drückt sich in der Feststellung aus: ‚Eine ›ständische Lage‹ kann sowohl Ursache wie Folge einer ›Klassenlage‹ sein, ist aber keines von beiden notwendig.‘ Daraus resultiert, daß der Klassenkampf angesichts der auf unterschiedlichen Vorstellungen von Ehre, Ansehen u. dgl. gegründeten psychologischen Standesunterschiede in den Hintergrund gedrängt wird. Erübrigt es sich nicht, zu sagen, daß diese Konzeption einen ganz bestimmten ideologischen Sinn hat? Es ist durchaus kein Zufall, daß die Webersche Abgrenzung der Klasse und des Standes sowie seine abstrakte, nicht an die Analyse der Klassenstruktur der Gesellschaft gebundene Typologie, die Lehre von den ‚Herrschaftstypen‘, in der zeitgenössischen bürgerlichen Soziologie so weit verbreitet sind.“⁷⁷

Max Weber war ein praktizierender Idealist, der „auch ökonomische Einflüsse“ einräumte. Er war ein großer Historiker und Soziologe – als Idealist, und darum konnte er zu ganz ähnlichen absolut undogmatischen, um den ganzen Reichtum der Realität wissenden Formulierungen kommen wie Engels – „nur“ mit umgekehrten Vorzeichen und darum auch die Realität umkehrend. Stellt man ihn aber vom Kopf auf die Füße, dann können wir, wie Kon leider als einziger Marxist bisher betont hat, wahrlich nicht wenig mit seinen Arbeiten anfangen. Und darin unterscheidet er sich eben von so zahlreichen bürgerlichen Wissenschaftlern, von denen wir nur Einzelanalysen als wertvoll betrachten können – kommen sie aber auf Philosophie, dann darf

⁷⁷ I. S. Kon, a. a. O., S. 150-153.

man ihnen kein einziges Wort glauben, während man Max Weber so vieles glauben kann, wenn man es nur vom Kopf auf die Füße stellt. Zwischen ihnen und Max Weber besteht in gewisser Weise der gleiche Unterschied wie zwischen Schelling und Hegel. Bei Schelling ebenso wie bei der übergroßen Mehrheit der Kollegen Gesellschaftswissenschaftler von Max Weber findet man weder einen Kopf noch irgendwelche Beine, auf die man sie stellen könnte.

6. Das Problem der Bürokratie

Genau wie Marx gebraucht Max Weber Bürokratie in doppeltem Sinne: einmal im versachlichten Sinne als Verwaltungs- und Beschlüsse ausführender Apparat und sodann im schlechten, negierenden Sinne, wie wir ihn immer mit dem Wort Bürokratie verbinden.

Kein Soziologe vor ihm hat die Bürokratie so gründlich untersucht wie er. Kein Soziologe vor und nach ihm hat sie so gehaßt wie er. Man wird an die Äußerungen Lenins in seinen letzten Lebensjahren erinnert, wenn man Max Webers Haßausbrüche [219] gegen die Bürokratie hört. Lenins Wut richtete sich natürlich gegen die bürokratischen Erscheinungen in Sowjetrußland, Max Webers speziell gegen die deutsche Bürokratie.

Marianne Weber zitiert aus einer unveröffentlichten Rede, die Max Weber wohl am Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts hielt. Der erste Teil der Rede beschäftigt sich mit dem Phänomen der Bürokratie an sich: „Keine Maschinerie der Welt arbeitet so präzise wie diese Menschenmaschine. (Die Bürokratie.) Unter technisch-sachlichen Gesichtspunkten ist sie unüberbietbar. Aber es gibt andere als technische Maßstäbe. Was ist ihre Folge auf dem Gebiet der Verwaltung und Politik? Jeder, der sich einfügt, wird zu einem Rädchen in der Maschine, genau wie im industriellen Großbetrieb und innerlich zunehmend darauf gestimmt, sich als ein solches zu fühlen und sich zu fragen, ob er nicht von diesem kleinen Rädchen zu einem größeren werden kann. Und so fürchterlich der Gedanke erscheint, daß die Welt etwa einmal von nichts als Professoren voll wäre – man müßte ja in die Wüste entlaufen, wenn derartiges einträte – noch fürchterlicher ist der Gedanke, daß die Welt mit nichts als jenen Rädchen, also mit lauter Menschen angefüllt wäre, die an einem kleinen Pöstchen kleben und nach einem größeren streben. Diese Leidenschaft für die Bürokratisierung, wie wir sie hier äußern hörten, ist zum verzweifeln! Es ist, als wenn in der Politik der Scheuerteufel, mit dessen Horizont der Deutsche ohnehin schon am besten auszukommen versteht, ganz allein das Ruder führen dürfte, als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden sollten, die Ordnung brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilflos, wenn sie aus ihrer ausschließlichen Angepaßtheit an diese Ordnung herausgerissen werden. – Es fragt sich, was wir dieser Maschinerie entgegenzusetzen haben, um einen Rest des Menschentums frei zu halten von dieser Parzellierung der Seele, von dieser Alleinherrschaft bürokratischer Lebensideale ... Und wenn der Staat selbst mehr und mehr Unternehmer wird, sich z. B. beim Kohlenbergbau beteiligt, indem er Zechen übernimmt und ins Kohlensyndikat hineingeht, so wird er bei dieser Umarmung der Großindustrie nicht die Rolle Siegfrieds, sondern diejenige König Gunthers mit Brunhilde spielen. Er wird von Arbeitsgebergesichtspunkten erfüllt, statt umgekehrt die Betriebe von sozialpolitischen.“

Der zweite Teil ist eine verächtliche Einschätzung der deutschen Beamten-Bürokratie, die sich so überlegen fühlt und auf die man allgemein in Deutschland so stolz ist, weil sie im allgemeinen nicht mit Geld bestechlich ist, und die doch so versagt, wenn es um die „Machtgeltung Deutschlands“ geht – Machtgeltung Deutschlands! hier spricht der begeisterte Großbourgeois, der aber wieder (im Interesse seiner Klasse) rücksichtslos ehrlich genug ist, in aller Öffentlichkeit das „geheiligte deutsche Beamtentum“ anzugreifen. Es heißt dort: „Ich trete nur der kritiklosen Verherrlichung der Bürokratie entgegen. Ihr wesentliches Agens ist ein rein moralistisches Empfinden: der Glaube an die Allmacht des hohen moralischen Standards gerade des deutschen Beamtentums. Aber ich persönlich betrachte solche Fragen auch unter dem Gesichtspunkt der internationalen Machtstellung und Kulturentwicklung eines Landes, und da spielt die

„ethische“ Qualität der Maschine heute entschieden eine abnehmende Rolle. Gewiß, so weit sie die Präzision des Funktionierens der Maschine fördert, ist die Ethik wertvoll für den Mechanismus ... Aber diese „korrupte Beamtenschaft Frankreichs, diese korrupte Beamtenschaft Amerikas, die so viel geschmähte Nachtwächterregierung Englands – ja wie fahren denn eigentlich diese Länder dabei? Wie fahren sie auf dem Gebiet der auswärtigen Politik? Sind wir es denn, die vorwärts gekommen sind auf diesem Gebiet, oder wer ist es? Demokratisch regierte Länder mit einem zum Teil zweifellos korrupten Beamtentum haben sehr viel mehr Erfolge in der Welt erzielt als unsere hochmoralische Bürokratie, und wenn es sich ferner letztlich um die Machtgeltung der Nationen in der Welt handelt – und viele von uns stehen doch auf dem Standpunkt, daß das der letzte endgültige Wert sei – dann frage ich: Welche Art der Organisation: privatkapitalistische Expansion mit einem reinen Business-Beamtentum, welches der Korruption leichter ausgesetzt ist, oder staatliche Lenkung durch das hochmoralische, autoritär erklärte deutsche Beamtentum – welche Art hat heute die größte „efficiency“? Und dann kann ich vorläufig nicht anerkennen, bei aller tiefen Verbeugung vor dem ethisch korrekten Mechanismus der deutschen Bürokratie, daß sie sich heute noch fähig zeigt, auch nur so viel zu leisten für die Größe unserer Nation, wie das moralisch vielleicht tief unter ihr stehende, seines göttlichen Nimbus entkleidete ausländische Beamtentum, verbunden mit dem nach Ansicht vieler von uns so höchst verwerflichen Gewinnstreben des privaten Kapitals.“⁷⁸

Niemals ist mit solch rücksichtsloser Verachtung von einem deutschen Großbourgeois über das deutsche Beamtentum gesprochen worden, wie hier von Max Weber.

In seinem an Umfang, Gedankenfülle und Materialreichtum größten Werke „Wirtschaft und Gesellschaft“ widmet Max Weber der Bürokratie ein spezielles Kapitel. Hören wir einige Charakteristika der Bürokratie, wie sie Max Weber dort aufgezeichnet hat:

„Der entscheidende Grund für das Vordringen der bürokratischen Organisation war von jeher ihre rein technische Überlegenheit über jede andere Form. Ein voll entwickelter bürokratischer Mechanismus verhält sich zu diesen genau wie eine Maschine zu den nicht mechanischen Arten der Gütererzeugung. Präzision, Schnelligkeit, Eindeutigkeit, Aktenkundigkeit, Kontinuierlichkeit, Diskretion, Einheitlichkeit, straffe Unterordnung, Ersparnisse an Reibungen, sachlichen und persönlichen Kosten sind bei streng bürokratischer, speziell: monokratischer Verwaltung durch geschulte Einzelbeamte gegenüber allen kollegialen oder ehren- und nebenamtlichen Formen auf das Optimum gesteigert. Sofern es sich um komplizierte Aufgaben handelt, ist bezahlte bürokratische Arbeit nicht nur präziser, sondern im Ergebnis oft sogar billiger als die formell unentgeltliche ehrenamtliche ...

Vor allem aber bietet die Bürokratisierung das Optimum an Möglichkeit für die Durchführung des Prinzips der Arbeitszerlegung in der Verwaltung nach rein sachlichen Gesichtspunkten, unter Verteilung der einzelnen Arbeiten auf spezialistisch abgerichtete und in fortwährender Übung immer weiter sich einschulende Funktionäre. „Sachliche“ Erledigung bedeutet in diesem Fall in erster Linie Erledigung „ohne Ansehen der Person“ nach berechenbaren Regeln. „Ohne Ansehen der Person“ aber ist auch die Parole des „Marktes“ und aller nackt ökonomischen Interessenverfolgung [221] überhaupt ... Aber auch für die moderne Bürokratie hat das zweite Element: die „berechenbaren Regeln“ die eigentlich beherrschende Bedeutung. Die Eigenart der modernen Kultur, speziell ihres technisch-ökonomischen Unterbaues aber, verlangt gerade diese „Berechenbarkeit“ des Erfolges. Die Bürokratie in ihrer Vollentwicklung steht in einem spezifischen Sinn auch unter dem Prinzip des „sine ira et studio“ [Ohne Zorn und Eifer]. Ihre spezifische, dem Kapitalismus willkommene, Eigenart, entwickelt sie um so vollkommener, je mehr sie sich „entmenschlicht“, je vollkommener, heißt das hier, ihr die spezifische Eigenschaft, welche ihr als Tugend nachgerühmt wird, die Ausschaltung von Liebe, Haß und allen rein persönlichen, überhaupt aller irrationalen, dem Kalkül sich entziehenden, Empfindungselementen aus der Erledigung der

⁷⁸ Lebensbild, S. 421 f.

Amtsgeschäfte gelingt. Statt des durch persönliche Anteilnahme, Gunst, Gnade, Dankbarkeit, bewegten Herren der älteren Ordnungen verlangt eben die moderne Kultur für den äußeren Apparat, der sie stützt, je komplizierter und spezialisierter sie wird, desto mehr den menschlich unbeteiligten, daher streng ‚sachlichen‘ Fachmann.

Eine einmal voll durchgeführte Bürokratie gehört zu den am schwersten zu zertrümmernden sozialen Gebilden ... Die objektive Unentbehrlichkeit des einmal bestehenden Apparats in Verbindung mit der ihm eigenen ‚Unpersönlichkeit‘ bringt es andererseits mit sich, daß er – im Gegensatz zu den feudalen, auf persönlicher Pietät ruhenden Ordnungen – sich sehr leicht bereit findet, für jeden zu arbeiten, der sich der Herrschaft über ihn einmal zu bemächtigen gewußt hat. Ein rational geordnetes Beamtensystem funktioniert, wenn der Feind das Gebiet besetzt, in dessen Hand unter Wechsel lediglich der obersten Spitzen tadellos weiter, weil es im Lebensinteresse aller Beteiligten, einschließlich vor allem des Feindes selbst, liegt, daß dies geschehe. Nachdem Bismarck im Laufe langjähriger Herrschaft seine Ministerkollegen durch Eliminierung aller selbständigen Staatsmänner in bedingungslose bürokratische Abhängigkeit von sich gebracht hatte, mußte er bei seinem Rücktritt zu seiner Ueberraschung erleben, daß diese ihres Amtes unbekümmert und unverdrossen weiter walteten, als sei nicht der geniale Herr und Schöpfer dieser Kreaturen, sondern eine beliebige Einzelfigur im bürokratischen Mechanismus gegen eine andere ausgewechselt worden. Unter allem Wechsel der Herren in Frankreich seit der Zeit des ersten Kaiserreichs blieb der Herrschaftsapparat im wesentlichen derselbe. Indem dieser Apparat, wo immer er über die modernen Nachrichten- und Verkehrsmittel (Telegraph) verfügt, eine ‚Revolution‘ im Sinn der gewaltsamen Schaffung ganz neuer Herrschaftsbildungen rein technisch und auch durch seine innere durchrationalisierte Struktur zunehmend zur Unmöglichkeit macht, hat er – wie in klassischer Weise Frankreich demonstriert – an die Stelle der ‚Revolution‘ die ‚Staatsstreiche‘ gesetzt, – denn alle gelingenden Umwälzungen liefen dort auf solche hinaus.

Diese Ueberlegenheit des berufsmäßig Wissenden sucht jede Bürokratie noch durch das Mittel der Geheimhaltung ihrer Kenntnisse und Absichten zu steigern. Bürokratische Verwaltung ist ihrer Tendenz nach stets Verwaltung mit Ausschluß der Oeffentlichkeit. Die Bürokratie verbirgt ihr Wissen und Tun vor der Kritik, soweit sie irgend kann. Preußische Kirchenbehörden drohen jetzt für den Fall, daß ihre an die Pfarrer gerichteten Verweise oder andere Maßregelungen von diesen überhaupt irgendwie Dritten zugänglich gemacht werden, Disziplinarmaßregeln an, [222] weil dadurch die Möglichkeit einer Kritik an ihnen ‚verschuldet‘ werde. Die Rechnungsbeamten des persischen Schah machten aus der Etatisierungskunst direkt eine Geheimlehre und bedienten sich einer Geheimschrift. Die preußische amtliche Statistik publiziert im allgemeinen nur, was den Absichten der machthabenden Bürokratie nicht schädlich sein kann.⁷⁹

Wieviele kluge Beobachtungen finden wir hier! fast rein sachlich formuliert, da Weber im Grunde vom Apparat, von der Bürokratie als notwendiger Herrschaftseinrichtung seit Jahrtausenden handelt. Die „Entmenschlichung“ der Verwaltung erscheint ihm als eine Notwendigkeit.

Und wie unrealistisch, wie apologetisch wäre es hier zu erklären: In der Welt des Sozialismus ist das ganz anders, dort gibt es keine Bürokratie im schlechten Sinne.

Der Unterschied zwischen dem Sozialismus und allen anderen vorangehenden Gesellschaftsordnungen, welche einen Staat als Unterdrückungsapparat und damit auch eine Bürokratie brauchten, ist, daß die Arbeiterklasse auch ohne Bürokratie (im negativen Sinne) herrschen kann, und daß es die Aufgabe der Sozialisten ist, dafür zu sorgen, daß die Bürokratie, die sich immer wieder breit zu machen sucht, mehr und mehr eliminiert wird.

⁷⁹ M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 2. Halbband, 2. Aufl., Tübingen 1925, S. 660 f. und S. 668-672.

Wie kann man sie eliminieren? Auch hier hat Max Weber einen Weg gewiesen, der in der Richtung nicht falsch, aber von ihm schlecht ausgelegt und vor allem nur unter sozialistischen Verhältnissen gangbar ist. Karl Loewenstein bemerkt:

„Für Max Webers politisches Denken war der Haupt- und Erzfeind die Bürokratie. Ihre deutsche Spielart verkörperte ihm den verhaßten Obrigkeitsstaat, in dem alle politischen Entscheidungen von einer den Staat beherrschenden und vor allem parlamentarisch unverantwortlichen Beamtenschaft getroffen wurden. Ohne leugnen zu wollen, daß die preußische Bürokratie des Bismarckschen Reichs sachliche Verwaltungsaufgaben technisch befriedigend zu bewältigen verstand, war die Herrschaft ihrer Kaste volksfremd und oft volksfeindlich. Sie der parlamentarischen Kontrolle zu unterstellen, war daher der Hauptzweck der Parlamentarisierung. Anstelle einer unverantwortlichen Bürokratie sollte aus der Parlamentarisierung eine wirkliche Führungsschicht hervorgehen; an die Stelle der sich selbst kooptierenden bürokratischen Herrschaftsgruppe sollte die parlamentarische Auslese der Führungsschicht treten. Aber nicht genug damit: die fortschreitende Bürokratisierung auf allen Lebensgebieten erschien ihm als das unausweichliche und unentrinnbare Schicksal des modernen Massenstaates und seiner Gesellschaft ...

Und weiter: über das Staatliche hinaus hat sich die Bürokratie des gesamten Sozial- und Wirtschaftslebens der technologischen Massengesellschaft bemächtigt. Bürokratisiert sind die politischen Parteien, die Verbände, die Kartelle und nicht zuletzt die privatkapitalistischen Unternehmungen, die sich als anonyme Korporationen organisiert haben. Auf allen Lebensgebieten haben die Manager und die Funktionäre die Herrschaft angetreten. Die managerial elite [Manager-Elite] ist die Spitzenklasse der neuen Bürokratie, ihre soziale Mobilität ist nur scheinbar, denn wie bei allen [223] Bürokraten vollzieht sich ihr Berufsleben im Rahmen der Beförderung mit Gehaltsaufbesserung und schließlicher Pensionsberechtigung. Unter ihr breitet sich als ihr unerschöpfliches Reservoir die Masse derer aus, der organization men*, die sich einem Unternehmen, Verband, Partei als Leibeigene verschrieben haben. Eine neue Art der Feudalisierung hat Platz gegriffen, die für kommunistische Gesellschaften nicht minder gilt als für privatkapitalistische. Nirgends hat Max Weber so sehr ins Schwarze getroffen als in der Voraussage der Bürokratie als Weltenschicksal.

Auf dieser richtigen Prämisse hat Max Weber allerdings eine unrichtige Vorprojektion aufgebaut, wenn er annahm, die Parlamentarisierung und die durch sie erzeugte politische Führungsschicht seien in der Lage, der Bürokratie die Kandare anzulegen.“⁸⁰

Für uns ist die Bürokratie, die Bürokratisierung des gesellschaftlichen Lebens ebensowenig „Weltenschicksal“ wie es Weltkriege oder überhaupt Kriege sind. Wir kämpfen gegen die bei uns in den sozialistischen Ländern noch ständig wirksamen Tendenzen und allzu reichlichen Erscheinungen des Bürokratismus, um ihnen den Garaus zu machen.

Und zwar kämpfen wir in doppelter Weise. Einmal innerhalb des Staatsapparats durch die Führung wie auch durch gute Genossen und andere Sozialisten auf allen Funktionsebenen. Darum heißt es auch im Programm der SED: „Alle staatlichen Organe tragen eine hohe Verantwortung dafür, daß das Vertrauensverhältnis der Bürger zu ihrem sozialistischen Staat immer enger wird. Die SED hält es für erforderlich, daß Erscheinungen bürokratischen und herzlosen Verhaltens entschlossen bekämpft werden.“ Vor allem aber, wie auch Max Weber vorgeschlagen hat, durch stärkere „Parlamentarisierung“.

Natürlich nicht, wie Max Weber meinte, indem wir die „obere Bürokratie“ auf dem Wege der Parlamentarisierung zähmen oder gar durch Parlamentarisierung eine wirksame „Führungsschicht“ finden. Wir stärken die parlamentarischen Einrichtungen in Städten und Gemeinden,

* Jemand, der die Ziele und Werte einer Organisation völlig akzeptiert und absorbiert hat.

⁸⁰ Gedächtnisschrift, S. 137 f.

verlangen immer stärkere Initiative von den Abgeordneten und ermutigen die Werktätigen, sich an ihre Abgeordneten mit ihren Sorgen zu wenden, wenn sie meinen, auf Bürokratismus zu stoßen. Dem gleichen Zweck dienen Einrichtungen wie die „Arbeiter- und Bauerninspektion“ oder die Möglichkeit von direkten Eingaben, auch an das Staatsoberhaupt, ebenso wie Briefe an die Presse.

In der Tat hat es seit der Errichtung von Klassenherrschaften, das heißt, seit dem Entstehen von Bürokratien (im sachlichen wie im schlechten Sinne) niemals eine Gesellschaftsordnung gegeben, wie die, die wir heute in den sozialistischen Ländern aufbauen, in der es so viele Möglichkeiten des Kampfes gegen den Bürokratismus gibt. Wenn dieser aber dann noch so verbreitet ist, wie es in den sozialistischen Ländern der Fall ist, dann versteht man nicht nur die Rolle, die er als Kampfesobjekt für Lenin gespielt hat, die ganze Wut, mit der er ihn bekämpft hat – dann versteht man auch das soziologisch-politische Gespür Max Webers, wenn er ihm sowohl sachlich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so viel Bedenken beigemessen wie auch [224] persönlich in seiner Haltung zu ihm so viel leidenschaftliche Wut gezeigt hat.

Wiederum ein Zeichen für die Empfindlichkeit Webers für wichtige, drängende, aktuelle Probleme, die der Wissenschaftler ebenso wie der Politiker, wie das gesellschaftliche Wesen zu lösen hat.

Max Weber war ein erstaunlich einsichtiger Politiker des Monopolkapitals. Schon als junger Mensch schloß er sich der Bewegung des evangelisch-sozialen Kongresses an, weil er, wie nur wenige Akademiker seiner Zeit (wie auch Friedrich Meinecke), erkannte, daß ohne eine „Besserung der Lage der Arbeiter“ der kapitalistische Klassenstaat sich nicht länger halten kann. Während des ersten Weltkrieges prägt er das berühmt gewordene Wort, daß „Deutschland sich zu Tode siegen wird“ und schreibt schon am 1. Oktober 1915 an Marianne: „Jeder Sieg entfernt uns weiter vom Frieden“.⁸¹

Max Weber war als Gesellschaftswissenschaftler ein echter Polyhistor, schon als junger Mensch erstaunlich interdisziplinär gebildet und ein großer Problemaufwerfer. Wenn wir ihn bekämpfen, dann kämpfen wir nicht gegen Dummheit, elendes Geschwätz oder Heuchelei und feige Apologetik, sondern gegen einen subjektiv ehrlichen, offensiven Gegner. Und indem wir ihn bekämpfen, stoßen wir auf Probleme, über die es auch für uns wichtig ist, nachzudenken, auch wenn wir sie natürlich anders lösen als er. Kann man Größeres von einem Wissenschaftler, der zur herrschenden Klasse einer untergehenden Gesellschaftsordnung gehört, sagen?

⁸¹ Lebensbild, S. 544.